

Aurora, goodbye!

Aus den Tagebüchern und Notizblättern eines Philosophen

Johannes K. Hofer

„Empört Euch!“

Stéphane Hessel

Gewidmet meiner Frau Anna Maria

Inhalt

Teil I.....	5
Vorwort.....	5
Teil A: Tagebucheintragungen ab 1976	7
1. Was ist Glück?	7
2. Auf nach Graz	30
3. Im Bann der großen Hochkulturen	43
4. Ein unnötiges Theater	60
5. Kommentar: Pädagogische und wissenschaftliche Defizite	94
6a. Arbeit und Studium	101
6b. Wissenschaft und Archäologie.....	101
7. Kommentar: Kausalität und Komplexität als unvereinbare historische Sichtweisen	105
Teil B: Tagebucheintragungen ab 1990.....	109
8. Naturwissenschaftler/innen sind die besseren Philosoph/inn/en	109
9. Intelligentes Leben vernichtet sich selbst.....	123
10. Plagiatsverdacht und Ideenraub	131
10a. Wieder die schon bekannte und übliche Ignoranz!	131
10b. Darlegung des wissenschaftlichen Kontextes.....	133
10c. Das Plagiat	133
10d. Ideenraub.....	135
10e. Tagebuchprotokolle	136
10f. Das alte und das neue Paradigma	139
10g. „Ideenraub“ ist gravierender als ein bloßes Plagiat	141

Teil C: Tagebucheintragen ab Dezember 1993.....	143
11. Briefbomben: Täter gesucht	143
12. Kommentar zur Briefbombenermittlung	159

Anmerkung: Fett gedruckte Abschnitte sind von besonderer gesellschafts- und wissenschaftskritischer Relevanz.

Teil I

Vorwort

Zum Inhalt der vorliegenden Tagebuchaufzeichnungen:

Ein von der Wissenschaft und Philosophie faszinierter Student erlebt an einer österreichischen Universität immer wieder Schwierigkeiten und Hindernisse, wenn er versucht, eigene Konzepte in den formalen Lehr- und Forschungsbetrieb einzubringen. – Besonderes Engagement scheint nicht erwünscht, sondern wird als Störung des Routinebetriebes empfunden. Schließlich betreibt der Tagebuchschrreiber in Eigeninitiative auch archäologische Urgeschichtsforschungen in seiner engeren Heimat, dem Mürztal in der Steiermark und erlebt dasselbe.

...

Der Tagebuchschrreiber sieht es als gravierendes Defizit im österreichischen Universitätsbetrieb an, dass sich etwa seine Professoren der geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Graz weigern, zu seinen frühen und auf intensiven Studien beruhenden Hypothesen zur Entwicklung, Entstehung und dem Verfall der Hochkulturen eine fachliche Stellungnahme abzugeben. Während also im angloamerikanischen Raum, dort, wohin auch die meisten Nobelpreise vergeben werden, die Professorenschaft auf eine enge Zusammenarbeit mit den Studierenden setzt, ortet der Tagebuchführer im zentraleuropäischen Raum das Ausspielen der professoralen Autorität, pädagogische und fachliche Inkompetenz, Ignoranz und Ausgrenzung. Da er sich nicht innerhalb der relevanten sozialen Netzwerke befindet, bleibt er in der Wissenschaft ein Außenseiter und ist dem Universitätsbetrieb gegenüber kritisch eingestellt.

Im Dezember 1993, als er sein Studium mit ausgezeichneten und sehr guten Zensuren beendet, wird Österreich zum ersten Mal von einer Briefbombenserie heimgesucht, die eine unbekannte Tätergruppe bzw. ein unbekannter Täter mit dem Namen „Bajuwarische Befreiungsarmee“ (BBA) an prominente Personen versendet. Einer der Adressaten ist neben dem ehemaligen Wiener Bürgermeister und Fernsehdirektor Helmut Zilk auch Professor Wolfgang *Gollner*, der an jenem Institut der Universität Graz Philosophie lehrt, an dem der kritische Tagebuchschrreiber soeben sein Studium abgeschlossen hat.

Zu seinem Erstaunen, später zu seinem Schrecken merkt der Tagebuchführer, dass er in diesen Kriminalfall als vollkommen unbeteiligte und außenstehende Person insofern involviert ist, als er selbst offensichtlich für einige ins Täterprofil passt und für den Briefbombenattentäter gehalten wird. Ab Dezember 1993 werden vom Tagebuchschrreiber dilettantisch durchgeführte Observationsversuche von österreichischen Sicherheitsdienststellen aufgezeichnet; dilettantisch deshalb, weil der Betroffene und offensichtlich Verdächtigste sie sofort merkt. Wäre er also der tatsächliche Täter gewesen, dann wäre er sofort gewarnt gewesen.

Insgesamt beherrscht der ungeklärte Briefbombenterror vier Jahre die Öffentlichkeit und die österreichischen Medien. Während dieser Zeit und auch die Zeit danach versucht der

Tagebuchschreiber, Licht in diese Angelegenheiten einer ungerechtfertigten Verdächtigung zu bringen, doch vergeblich. Auch die dafür vorgesehenen und mit Steuergeldern finanzierten öffentlichen Institutionen versagten bei diesem Anliegen vollkommen. Erst bei einem Gespräch mit einem Briefbombenadressaten, Prof. *Gollner*, im Jahr 2009 gibt dieser zu verstehen, dass der Tagebuchschreiber tatsächlich eine Zeit lang als Hauptverdächtiger galt. Das Faktum einer Verdächtigung in einem ungeklärten Kriminalfall ist an und für sich nichts Besonderes. Viel gravierender sind die damit verbundenen Mängel an Transparenz und andere Nachteile in einem mitteleuropäischen Rechtsstaat.

Üblicherweise versteht man im Universitätsbereich unter einem Plagiat das bequeme Abschreiben eines Studenten für eine Seminar-, Diplom- oder Doktorarbeit. Der Autor der vorliegenden Tagebuchaufzeichnungen wurde mit einem anderen Problem konfrontiert: Kurze Zeit nach Abfassung und Publikation seiner Dissertation über evolutionäre Erkenntnistheorie erscheinen im Jahr 1996 plötzlich einige seiner innovativen Ideen in einer anderen, von einem Professor verfassten Publikationen. Der entscheidende Punkt dabei: Es werden bei den Quellenhinweisen wohl andere Namen genannt, nicht jedoch der Name des Studenten.

Die österreichische Agentur für wissenschaftliche Integrität lehnte im Juli 2012 die Behandlung dieses Falles vom Verdacht des Plagiats und Ideenraubs ab, mit der Begründung, dass die Angelegenheit verjährt sei. – Tatsächlich gibt es bislang in Österreich in gesetzlicher Hinsicht keine Verjährung für Plagiate.

Die Kritik, welche in diesen Tagebuchaufzeichnungen geäußert wird, erstreckt sich keineswegs nur auf den mitteleuropäischen Universitätsbetrieb oder den österreichischen Rechtsstaat, sondern geht über zu einer allgemeinen Zivilisationskritik.

Noch eine Besonderheit zeichnet diese Tagebuchaufzeichnungen aus: Ganz allgemeine und gewöhnliche Lebenssituationen werden vom Autor in einem philosophischen, aber auch wissenschaftlichen Kontext gesehen. Solcherart werden in diesen Aufzeichnungen immer wieder unkonventionelle philosophische Ansichten dargelegt, jenseits der etablierten und erstarrten zeitgenössischen Universitäts- und Kathederphilosophie, deren Abkopplung von der faktischen Lebenswelt ebenfalls kritisch hinterfragt wird.

...

Anmerkung: In Kursivschrift gesetzte Namen sind geändert.

Johannes Hofer

Kindberg, im Oktober 2012

Teil A: Tagebucheintragungen ab 1976

1. Was ist Glück?

Sonntag, 21. März 1976

Ich liebe es über alles in der Welt, früh aufzustehen, und meine Eltern auf unserem idyllischen Bauernhof lieben dasselbe.

Es muss einen einfach mit Wohlbefinden, Geborgenheit und Sicherheit erfüllen, wenn in der Früh schon im Küchenherd das Feuer knackt und knistert, wenn im Stall die Kühe gierig nach dem Heu lechzen und es sich mit unnachahmlicher Ruhe und Stetigkeit in sich hineinstopfen, wenn die Melkmaschine im Morgengrauen surrt und die Katzen sich um Milch anstellen.

Bin also heute wieder um 4 Uhr aufgestanden und habe bereits vor der Stallarbeit eines meiner Bücher über die alten Hochkulturen studiert. Tagsüber setze ich mein Studium fort und schreibe weiter an meinen Manuskripten.

Montag, 22. März 1976

Ein Segen, so leben zu dürfen, auf einem friedlichen Bauernhof inmitten von Feldern, Nachbarhöfen, Wäldern und unter einem stets gnädigen Himmel. Mein Vater war auch Bergsteiger und Einsatzleiter bei der Bergrettung des nahen Hochschwab und hatte dazu eine kluge Wetterregel parat: „Das Wetter hat immer recht“, meinte er, „nur dem Menschen passt es nicht immer!“ Ein solcher Tag und ein solches Leben kann nur Gutes versprechen, von kleinen Ausnahmen abgesehen:

Da entkommt einmal der allzu übermütigen und leichtfertigen Katze eine Maus, die sie schon in ihren Fängen hatte. Dann geht meiner Mutter nach der Melkarbeit die frisch gemolkene Milch über und versenkt das ganze Haus mit dem Geruch von eben angebrannter Milch. Es kann auch mein Vater schon einmal ordentlich wütend werden, wenn das Frühstück, in diesem Fall der Brennsterz, zu heiß angerichtet ist und er sich dabei in seiner Eile den Mund verbrennt oder wenn ich auch nach der Stallarbeit wieder in mein Studierzimmer eile. Es kann also sein, dass der Abend doch nicht ganz gehalten hat, was der Morgen versprochen hatte.

Habe auch heute frühmorgens und abends, nach der Waldarbeit, wieder gelesen und meine Studien betrieben.

Donnerstag, 25. März 1976

In diesem vordergründig glücklichen, unbeschwerten und idyllischen Dasein beschäftigt mich neben vielen anderen vor allem eine Frage: Was ist Glück?

Allein diese Frage zu stellen, das ist mir durchaus bewusst, schließt die Bedingung ein, dass das Glück eben durchaus keine Selbstverständlichkeit ist. Meine Mutter, eine einfache Bäuerin, deren bedeutendste und bemerkenswerteste Eigenschaft nicht theoretisches Bücherwissen ist, sondern ihre unübertreffliche Herzensgüte, gab mir einmal eine treffende Antwort, als ich sie abends nach der Stallarbeit fragte: „Mutter, was ist Glück?“

„Mein lieber Hannes“, sagte sie, „glücklich ist der Mensch, der solche dummen Fragen nicht stellt.“

Samstag, 27. März 1976

War auch heute wieder mit meinem Vater von 8 Uhr bis 17 Uhr bei Waldarbeiten in unserem Forstbetrieb.

Ich denke dabei noch immer über die Antwort meiner Mutter nach, die sie mir auf meine Frage nach dem Wesen des Glücks gegeben hat. Ich halte meine Mutter in diesem Fall für klüger als Aristoteles, der bekanntlich als einer der ersten großen Philosophen vor mehr als 2000 Jahren die Frage nach dem menschlichen Glück aufgeworfen hat.

Die Sache ist nämlich meines Erachtens so: Solange ein Mensch für sich und die Seinen arbeitet, lebt und wirkt, richten sich all seine Sinne auf die Außenwelt. Er ist voll Interesse, Aktivität und empfindet bei all diesem Interesse an der Außenwelt und dieser Aktivität in der Regel ein Gefühl des Wohlbefindens, der Zufriedenheit, eben des Glücks. Warum? Weil eben Aktivität und außenweltbezogenes Interesse Kennzeichen des gesunden, glücklichen Menschen sind.

Sobald ich jedoch nach dem Wesen des Glücks frage, richte ich mein Interesse von dieser aktivitätsanregenden Außenwelt auf meine Innenwelt. Ich halte in meiner Aktivität und meinem Außenweltinteresse inne, richte meinen Blick auf das eigene Ego und verliere in eben diesem Wandel von der Außenweltbezogenheit zur Innenweltbezogenheit eine der wesentlichsten Bedingungen der Glücksfähigkeit.

Auch in der Frage nach dem menschlichen Glück fallen meines Erachtens die theoretische Philosophie und die praktische Lebenswelt auseinander. Ich bin auch tatsächlich noch nie einem Menschen begegnet, der morgens aufgestanden wäre, um „nach dem Glück zu streben“.

Sonntag, 28. März 1976

Wir haben auch heute, Sonntag, bis 13 Uhr im Wald gearbeitet.

Wie sagt der Volksmund: „Das Glück ist ein Vogerl!“ Man könnte dies weiter ergänzen. – Dieses Vogerl stellt sich vor allem dann ein, wenn man es nicht erwartet. Versucht man es zu genau zu betrachten, sich ihm unbedacht zu nähern, dann fliegt es unvermittelt fort. Und aus ist dann der Traum vom ewigen Glück.

Also eine der ersten Regeln meiner praktischen philosophischen Studien: Wenn du glücklich sein willst, richte dein Interesse auf die Außenwelt, sei aktiv und gemeinschaftsbezogen, anderen wohlgesinnt und gut, dann geht es auch dir gut. Zu starke Beschäftigung mit dem eigenen Ich, und sei es nur das Grübeln und Nachdenken darüber, wie ich die Ressourcen für mein eigenes Ich – auf welche Weise auch immer, möglicherweise auch auf Kosten anderer – vermehren könnte, schafft Unglück.

Ergänzung: Ich gehe auch heute frühmorgens, zum Leidwesen meines Vaters, nach der Stallarbeit in mein Studierzimmer, um an meinen Manuskripten weiterzuarbeiten. Es gibt deshalb wieder einen Konflikt. Ich bin trotzdem glücklich, denn ich habe starke Interessen und vermag sie auch durchzusetzen.

Aus den häufigen Konflikten mit meinem Vater, die meist allein daraus entstehen, dass ich mich nach seinem Dafürhalten viel zu oft in mein Studierzimmer zurückziehe, z. B. nach dem Frühstück habe ich es mir schon seit längerer Zeit angewöhnt, einfach früher aufzustehen. Ungestört, seelenruhig und vor allem ohne schlechtes Gewissen kann ich dann lesen, studieren, recherchieren und schreiben, wenn alle anderen noch schlafen. – Wirklich ein Segen, so ein Leben führen zu können. Denn alle großen Abenteuer finden meiner Ansicht nach im Kopf statt.

Dienstag, 30. März 1976

Bis 10 Uhr mit meinem Vater im Hauswald bei Holzarbeiten. Danach bin ich für eine Vorlesung zur Universität mit der Eisenbahn nach Graz gefahren zu Prof. Haller, der in Wissenschafts- und Erkenntnistheorie liest.

Tatsächlich! Diesen Luxus erlaubt mir mein ach so engstirniger und cholischer Vater. – „Dafür gehe ich nicht auf die Jagd, um auf dem Hochsitz die schönsten Tage zu vergeuden“, rechtfertige ich mich. Umsonst! Mein Vater ist auch kein Jäger.

Ich halte Prof. Haller neben Prof. Topitsch für einen der renommiertesten Philosophen, die derzeit am philosophischen Institut der Uni Graz lehren. Prof. Haller scheint, das ist mir auch schon in vergangener Zeit aufgefallen, in der ich als Gasthörer bei ihm Vorlesungen gehört habe, eine gewisse Präferenz für den Neopositivismus, im Besonderen für den Wiener Kreis, zu haben. Alles, was mit der neopositivistischen Tradition und Argumentationsweise zusammenhängt, scheint für Prof. Haller irgendwie plausibel, und die rationale Begründung für neopositivistische Argumente scheint ihm leicht über die Lippen zu kommen.

Ich selbst bin ein Fan vom Wiener Kreis, weil sich hier Philosophen um Moritz Schlick versammelten, die offensichtlich uneigennützig aus reinem Interesse und Engagement philosophische Diskussionen betrieben. – Etwas, das es heutzutage kaum mehr gibt. Die neopositivistische Tradition, auch die Lehren des Wiener Kreises halte ich aber letztendlich für überholt. Eigentlich wurde der Wiener Kreis in zweifacher Weise eliminiert: Einmal hat sich mit dem Aufkommen des Nationalsozialismus und dem Zweiten Weltkrieg die Gruppe physisch aufgelöst. Zweitens ist auch sein intellektuelles Gedankengebäude nicht mehr aktuell und gehört in die Geschichte der Philosophie, wenngleich gerade an der Universität Graz eine gewisse Weiterführung dieser Tradition in der analytischen Philosophie besteht, mit der ich mich aber im Grunde wenig anzufreunden vermag.

Mittwoch, 31. März 1976

Mir fällt auf, dass ich derzeit allem und jedem gegenüber kritisch eingestellt bin. Meinen Eltern und Geschwistern, meiner sozialen Umgebung im Dorf, natürlich auch den Lehrinhalten der Universität Graz.

Leider bin ich erst vor ein paar Monaten zu Professor Haller gestoßen und ich kenne sein Lehrgebäude natürlich nicht wirklich. Außerdem habe ich formell Philosophie nicht inskribiert, sondern nehme nur als Gasthörer bei bestimmten Gelegenheiten an Lehrveranstaltungen teil. Mein Volkswirtschaftsstudium scheint hingegen endgültig an gewissen Umständen, allen voran wohl an meinem eigenen Prioritätenkonzept, gescheitert zu sein.

Ausdrücklich möchte ich feststellen, dass ich die emotionale Präferenz des Univ.-Prof. Haller für den Wiener Kreis als sehr positiv beurteile. Bei manchen Professoren hat man nämlich den Eindruck, dass sie gänzlich blasierte und desinteressierte Beamte sind, die lustlos irgendetwas vortragen, zu dem sie keine emotionale Beziehung haben. Das Wort „Professor“ kommt meines Wissens aus der Zeit des Ursprungs der Universitäten von „profiteor“, bezeichnet also jemanden, der sich zu etwas bekennt. Somit ist alle wissenschaftliche, auch naturwissenschaftliche und geisteswissenschaftliche Erkenntnis zugleich auch Bekenntnis. Und natürlich nahm auch ein Sigmund Freud oder ein Viktor Frankl, ein Charles Darwin oder ein Konrad Lorenz vornehmlich jene Wirklichkeitsfragmente wahr, die zu ihrem theoretischen Gesamtkonzept passten.

Donnerstag, 1. April 1976

In meinen erkenntnistheoretischen Aufzeichnungen treffe ich die Einteilung, dass es artspezifische Weltbilder gibt, kulturspezifische, aber auch individuelle Weltbilder.

Wer je bei einem naturwissenschaftlichen oder philosophischen Kongress teilgenommen hat, wird auch erlebt haben, dass individuelle Weltbilder, also teilweise subjektive Standpunkte

schröff aufeinandertreffen. Die daraus resultierende emotional und rational geführte Diskussion ist durchaus vergleichbar mit einer parlamentarischen Diskussion.

Als vorläufig allgemeingültig und wahr gilt auch in der Naturwissenschaft letztendlich das, was die Mehrheit der Gelehrtenrepublik für eine gewisse Zeit als solche ansieht. Für einen rigorosen Objektivismus ist in den Wissenschaften kein Platz mehr.

Es gibt in den letzten Jahrzehnten und Jahrhunderten auch kaum eine naturwissenschaftliche oder geistesgeschichtliche Theorie, die über eine längere Zeit standgehalten hat. Mir erscheint die Wissenschaft insgesamt, und zwar sowohl die Geisteswissenschaft als auch die Naturwissenschaft, im Grunde subjektiver und „menschlicher“ als allgemein angenommen.

Freitag, 2. April 1976

Am Nachmittag ist *Claudia* zu mir gekommen und wir sind wieder mit dem Auto meines Vaters über Feld- und Waldwege gefahren. *Claudia* besucht gerade die Fahrschule und ich versuche ihr dabei einiges beizubringen. Während ich im Dorf unter meinen männlichen Kollegen immer weniger Freunde habe, entwickelt sich zu ihr immer mehr eine echte Kameradschaft. Wir begegnen uns so unkompliziert, wie sich etwa Schulfreunde begegnen. Im Dorf halten uns manche für ein Liebespaar, das wir aber nicht sind. Das Ganze ist auch ein Beispiel für eine falsche erkenntnismäßige Wahrnehmung im sozialen Dasein.

Ich bin stolz, mit *Claudia* auf diese Weise befreundet zu sein, sie war immerhin einmal Miss Mürztal oder Miss Obersteiermark. Weiters ist sie sehr intelligent und ich kann mit ihr über fast alles reden. Auch meine Mutter hat mich gefragt, ob *Claudia* bei uns einmal Bäuerin wird, und ich sage ihr darauf ein entschiedenes Nein.

Claudia besucht die Maturaklasse im Gymnasium in Bruck an der Mur. Wir sprechen über vieles, nur nicht über die Schule und über schulische Probleme.

Samstag, 3. April 1976

Ich glaube nicht daran, dass der Mensch ein Wesen ist, das primär nach Glück strebt. Als biologisches Wesen ist das Grundstreben des Menschen meiner Ansicht nach ein im weitesten Sinne biologisches oder existenzielles Sicherheitsstreben.

Dies ergibt sich allein daraus, dass eben auch der Mensch, wie übrigens alle anderen biologischen Lebensformen auch, dem Entropieprinzip sowie anderen Bedrängnissen des grundsätzlich lebensfeindlichen Universums widerstehen muss. Auch die Natur selbst auf unserer Erde ist grundsätzlich lebensfeindlich. Darum schuf sich der Mensch die Schutzhülle der Kultur.

In beinahe all seinem Handeln sucht der Mensch seine biologische oder „existenzielle Sicherheit“ zu erhöhen. Als Basis dafür dient das menschliche Erkennen. Auch über derartige philosophische Probleme und Phänomene, und das freut mich ganz besonders, kann ich mit *Claudia* sprechen. Das menschliche Sicherheitsstreben kann meiner Ansicht nach durch annähernd unendlich viele Faktoren erhöht werden. Es kann aber auch durch annähernd unendlich viele verschiedene Faktoren vermindert werden. Einer der wesentlichsten Faktoren, warum ich mich gerade jetzt pudelwohl fühle, ist meine Freundschaft zu *Claudia*.

Beinahe alle herkömmlichen Glückstheorien sehen das Phänomen des „Glücks“ erstens kausal erreichbar, etwa durch entsprechende Handlungen oder Ziele des Menschen. Zweitens sehen sie das „Glück“ gleichsam „monistisch“, als eindeutig und klar erkennbare psychologische Eigenschaft. An beides glaube ich nicht.

Heute bin ich glücklich, weil abends die Waldarbeit zwei Stunden vorher als geplant beendet wird. Gestern war ich glücklich, als ich mit *Claudia* mit dem Auto spazieren gefahren bin. Ein anderes Mal bin ich glücklich, weil mich eine Sache mit großem Interesse beschäftigt. – „Glück“ ist dabei immer, so beobachte ich es, eine Nebensache, ein ungefähres und ungenauer Indikator, wenn mein biologisches Sicherheitsempfinden erhöht ist.

Sonntag, 4. April 1976

Ein Grund neben anderen, warum ich nicht an die Priorität des menschlichen Glücksstrebens glaube, welches seit Aristoteles in der Geistesgeschichte einzementiert ist und das Freud als Luststreben umgedeutet hat: Mein Vater, wie übrigens meine ganze Familie, ist morgens nach dem Aufstehen meist guter Dinge, gut gelaunt, voller Tatendrang, voller Pläne. Man könnte auch sagen, wir sind glücklich. Beinahe wie ein Zwang treibt es meinen Vater jeden Tag in den Wald, meist in unser Hiermanngut in der Gemeinde Allerheiligen, um dort Arbeiten zu verrichten. – Und was ist dann, wenn er abends nach Hause kommt? Keineswegs ist er froh und glücklich über die getane Arbeit. Er kommt nicht erfüllt und mit sich und der Welt zufrieden mit schweren Gliedern nach Hause, so wie man sich idealtypisch einen Bauern vorstellt, der gerade einen Acker bestellt hat. Nein, er ist aggressiv, grantig und, um es kurz zu sagen, in seinem emotionalen Haushalt gänzlich unausgeglichen.

Das Streben nach Glück treibt meinen Vater also nicht beinahe jeden Tag in die Arbeit in den Wald. Es ist etwas anderes. Eine Art Zwang, ein Trieb, vielleicht die Sorge, für seine Familie eine existenzielle Basis schaffen zu müssen, den Wald in gutem Zustand halten zu müssen, eine andere Gewohnheit oder was auch immer.

Mein Problem ist, dass ich an dieser, wie ich es wahrnehme, zwanghaften Arbeitswut meines Vaters mehr oder weniger ungefragt teilhaben muss.

Glück ist also meiner Ansicht nach ein Indikator dafür, wenn der Mensch sich in einem Zustand erhöhter biologischer existenzieller Sicherheit befindet, wobei nicht die absoluten Zustände

maßgeblich sind, sondern relative Erhöhungen des Niveaus oder im Falle von Unglück relative Erniedrigungen des existenziellen Sicherheitsniveaus. Daher kommt es, dass ein Bettler, dem eben eine wärmende Suppe gereicht wird, glücklicher sein kann als ein König, der eben in mitmenschliche Intrigen verstrickt ist.

Auch wenn man die tiefenpsychologischen Erkenntnisse des 20. Jahrhunderts heranzieht, ergibt es sich beinahe von selbst, dass das Grundstreben des Menschen nicht jenes nach Glück sein kann. – Nach dem Freud'schen Menschenbild hat der Mensch keinen unmittelbaren erkenntnismäßigen Zugang zu seinem eigenen Ich. Die eigentlichen Antriebe seines Handelns sind dem Menschen nicht bewusst, sondern laufen unbewusst. Wie sollte man also dann behaupten wollen, das Grundstreben des Menschen, und gemeint kann in dieser Aussage wohl nur ein bewusstes, zielgerichtetes Handeln sein, sei jenes nach Glück?

Montag, 5. April 1976

Der Begriff „Glück“ bezeichnet meiner Ansicht nach etwas Monistisches, Starres und widerspricht der annähernd unendlichen Komplexität und Dynamik der menschlichen Natur und des sozialen Daseins. Es ist dies das über zweitausend Jahre alte und nach meinem Dafürhalten noch immer zu wenig beachtete erkenntnistheoretische Problem, dass eben die menschliche Sprache niemals in der Lage ist, die Realität an sich voll und ganz abzubilden, sondern dass sie vielmehr in ihren relativ unexakten Anwendungen der Alltagssprache auch immer neue Wirklichkeiten schafft. Dadurch entstanden Aberglaube, Magie und Religion, aber auch die Ideologien der Neuzeit mit ihren verführerischen, aber häufig inhaltsarmen Allgemeinbegriffen wie Volk, Freiheit oder Gleichheit.

Aber warum ist mein Vater gerade abends, nach körperlicher Arbeit, tatsächlich in seiner existenziellen Sicherheit erniedrigt und warum fühlt er dabei ein niedriges Glücksempfinden? Ich weiß es im Grunde nicht. Möglicherweise behandelt er sich falsch, wie übrigens viele andere Menschen auch, weil er vordergründigen Antrieben, in diesem Fall seinem fixierten Arbeitsfanatismus, zu unreflektiert nachgeht.

Denn der Mensch hat nicht nur einen beschränkten epistemischen (erkenntnismäßigen) Zugang zu seiner Umwelt, seiner sozialen Umgebung, seiner Außenwelt in der Natur, sondern vor allem auch zu sich selbst. Dies haben bisher allerdings erstaunlicherweise Philosophen kaum erkannt. Ansonsten wäre Sigmund Freud mit seiner Psychoanalyse zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht notwendig gewesen.

Mein Vater, Jahrgang 1912, der auch schon immer viele Bücher gelesen hat und heute noch neben seinem Nachtkästchen etwa einen Stoß Folianten „Wege zur Selbstbildung“ stehen hat, befüllt seinen Tank offensichtlich mit dem falschen Treibstoff.

Vielleicht sollte er mehr unter die Leute gehen, als nur in die Arbeit zu flüchten. Im Dorf – und das kommt noch dazu – nimmt ihn ohnedies niemand ernst. Er gilt als Workaholicer, aggressiv, unnahbar, als ein Mensch, mit dem man besser nicht Kirschen isst.

In all seinem Handeln jedoch merke ich, strebt er nicht nach Glück, sondern nach etwas anderem. Und vieles an ihm sehe ich, was an der menschlichen Natur ganz allgemein vollkommen widersprüchlich, irrational, unlogisch, unausgegoren, kontraproduktiv ist.

Einmal diskutierte ich bei einer Autofahrt mit *Claudia* darüber, auch was das Wesen des Menschen ist. Ich sagte: „Schau meinen Vater an. Dann weißt du es. Der Mensch ist ein durch und durch irrationales Wesen. – Vielleicht will mein Vater nur eines: Mehr menschliche Zuwendung in der Familie, im Dorf, in seinem Beruf und sucht diese Anerkennung in einer fehlgeleiteten Projektion beinahe ausschließlich in der Arbeit.“

Dienstag, 6. April 1976

Mit meinem Vater und zwei weiteren Holzfällern in unseren Wald gefahren, um auf der Ochsenhald Lärchen zu fällen. Während der Jause nahe den Bergwerkstollen wieder dasselbe wie die letzten Tage:

Schon seit Jahren kommt das Gespräch früher oder später bei diesen Jausenpausen auf dem Waldboden wie von selbst auf den Zweiten Weltkrieg, auf den Nationalsozialismus, auf Adolf Hitler und vor allem auf das Kriegsende 1944/45. Die Erwachsenen, denen ich gegenüber sitze, sind alle Kriegsteilnehmer und wissen, was sie sagen, oder glauben zumindest zu wissen, was sie sagen. „Er (Adolf Hitler) hätte früher Schluss machen sollen“, sagt mein Vater. Der andere meint: Als Ende 1943 und 1944 die alliierten Bomber zu Hunderten über sie hinwegzogen, nach Osten, Richtung Deutschland, wussten sie, dass der Krieg für sie verloren war.

„Warum habt ihr dann weitergekämpft?“, frage ich als dummer Grünschnabel. Die stämmigen Holzknechte gehen auf meine Frage gar nicht ein, sondern erzählen irgendetwas anderes: Dass die Metwurst (Pferdewurst) bei der deutschen Wehrmacht besser gewesen sei als heute oder dass der Hitler und viele andere hohe Offiziere und Generäle doch Schweine gewesen seien, die sie erbärmlich ausgenutzt hätten. Aber letztendlich versuchen sie, ihr Kriegsdasein irgendwie zu legitimieren und die Sache nach meinem Gutdünken doch rosaroter darzustellen, als sie war.

Autoritäten zu dienen, ist eine Sache, sie zu kritisieren auch, ihnen aber nicht mehr zu gehorchen eine andere. Vor allem aber war da die immer wieder beschworene Solidarität unter den Kameraden.

Mittwoch, 7. April 1976

Es gibt verschiedene Zugänge zur materiellen, sozialen und historischen Wirklichkeit. Das für mich Erstaunliche dabei: Je nachdem, welcher Wirklichkeitsebene man sich bei ein und demselben Phänomen nähert, können dabei sich gänzlich widersprechende Ergebnisse herauskommen. In der Physik kann man etwa ein Elektron als Teilchen oder raumgebende Welle betrachten. Aber auch in der Geschichte sind derartige Wirklichkeitsbrüche, wie ich sie nennen möchte, möglich.

Bin in den letzten Tagen wieder zu einer weiteren historischen Einsicht gelangt: Nicht der Todestrieb des Sigmund Freud, nicht der Aggressionstrieb der Verhaltensforscher, auch nicht das Böse im Menschen, welches alle Religionen konstatieren, sondern eher der positive Gemeinschaftsbezug lieferte die Bedingungen für die großen Kriege dieser Welt.

Als mein Vater im Zweiten Weltkrieg im Osten gegen Polen und später gegen die Russen, in Italien gegen die Angloamerikaner kämpfte, zog er nicht dorthin, weil er gegen die Polen, die Russen oder die Angloamerikaner Aggressionen hatte. Er kämpfte, sagen wir es offen, wie ein Herdentier aus Solidarität zu seinen Vorgesetzten und zu seinen Kameraden.

Der Trieb des ganz gewöhnlichen Menschen, sich unterzuordnen, sich einzufügen, es den anderen recht zu machen, ist also meiner Meinung nach die erste Bedingung der großen Übel dieser Welt und nicht ein nur theoretisch konstatierbarer Aggressionstrieb. – „Aggression“ ist dazu meiner Ansicht nach eine elementare biologische Funktion, zum Beispiel zur Erhöhung der „existenziellen Sicherheit“ im Falle einer Frustration oder Erniedrigung. In der Stammesgeschichte gewachsen, natürlich, als animalische Eigenschaft auch bei höheren Tieren dominant, kann sie sich vornehmlich gegen reale Organismen oder Objekte richten, nicht jedoch gegen abstrakte oder ideologische Begriffe.

Einen Fernkurs in Latein bestellt. Ich trage mich mit dem Gedanken, im Herbst ein Studium der Philosophie und Geschichte zu beginnen, nachdem ich mein Studium in Volkswirtschaft an der Universität Graz vor Kurzem abgebrochen habe.

Sonntag, 18. April 1976 (Ostersonntag)

Ich finde, dass Ideologien und Religionen manches gemeinsam haben: Beide Phänomene sind unvereinbar mit einem auch nur annähernd objektiven erkenntnismäßigen Urteil; sie beruhen in ihrem weiterführenden Handlungspotential also nicht auf „Erkenntnis“, sondern auf „Bekenntnis“. Beide Phänomene können aber eigenartigerweise Menschen mehr motivieren, beispielsweise zu außergewöhnlichen Leistungen, als etwa rein pragmatische oder ökonomisch bedingte Erfordernisse. Ich formuliere die entscheidenden Passagen im Einleitungskapitel meines Manuskriptes „Kultur und Kreativität – Aufstieg und Fall der Hochkulturen“:

Eines der hervorragenden Merkmale des Menschen, der von der magisch-rituellen Eiszeitkunst über die monumentalen Sakralprojekte der primären Hochkulturen bis zur „ideologischen Verseuchung“ unserer Zivilisation eine einzigartige Begabung für das Irrationale aufweist, ist

zweifellos seine Emotionalität. Sie bestimmt noch vor dem Intellekt das Denken und Handeln des menschlichen Daseins. Die strenge Rationalität des „homo sapiens“, wie sie noch im 19. Jahrhundert unter dem optimistischen Eindruck der Aufklärung gesehen wurde, wich insbesondere seit der Entwicklung der Tiefenpsychologie durch S. Freud einer pluralistischen Sicht menschlicher Motivationstendenzen. ...

Eigenartigerweise hat diesen großen Wandel im Menschenbild des 20. Jahrhunderts also nicht die weitgehend zahnlos gewordene Philosophie herbeigeführt, sondern ein Außenseiter der Psychologie.

Montag, 19. April 1976 (Ostermontag)

Die eigentlichen und tiefsten Antriebe des Menschen sind nicht seine pragmatisch-ökonomisch motivierten Handlungen, sondern liegen im Irrationalen. Ja, ich wage die Behauptung, kein Tier neigt in Magie, Aberglauben, religiöser Verirrung und Ideologien so sehr zu erkenntnismäßigen Irrtümern wie der Mensch, der angeblich das vollendetste und höchste Produkt der Evolution darstellt. Heute schreibe ich wieder eine entscheidende Passage in meinem Manuskript:

Für den Frühzeitmenschen wie für den Primitiven der Gegenwart hat die Natur noch nichts von einer idyllischen Romantik. Sie ist ihm vielmehr eine unfasslich-numinose Macht, normengebend, bedrohlich und grausam zugleich. Und zunächst ging es dem Menschen nicht so sehr darum, in rationaler Überlegung für sein unmittelbares materielles Wohlergehen zu sorgen, ungleich wichtiger war es, jene naturbelebenden Geister, Götter und Dämonen zu besänftigen. So ging der Mensch daran, seinen Göttern prächtige Wohnsitze und Denkmäler zu bauen, obwohl er selbst noch in armseligen Hütten und Höhlen hauste. Und wenn die ersten Hochkulturen durch die Großartigkeit ihrer Bauten bestechen, so waren die ersten dieser Bauten – Tempel, Pyramiden, Zikkurate, Paläste für Gottkönige etc. – sakralen Zwecken gewidmet, und erst in weiterer Folge hat man Kenntnisse, welche man aus dem sakralen Bau, d. h. aus einer „transzendenten Motivation“ gewann, auch in größerem Umfang für die profane Architektur verwendet.

Die ersten Städte, die Menschen schufen, waren Zeremonienzentren. In Teotihuacán, der „Stadt der Götter“ in Mexiko, einer verhältnismäßig frühen Gründung, die anderen präkolumbianischen Städten Mesoamerikas zum Vorbild wurde, nimmt der Tempelbezirk eine Fläche von sechs Kilometern Länge und dreieinhalb Kilometern Breite ein. In Uruk (Sumer) erwachsen die ersten städtischen Anlagen um den Tempel der Himmelsgöttin Inanna, in Nippur um den Tempel des Wind- und Sturmgottes Enlil, wie sich überhaupt das gesamte politische, kulturelle und wirtschaftliche Leben der frühen orientalischen Hochkulturen um die Sakralbezirke konzentrierte. Noch die romanischen Kirchen und gotischen Kathedralen sollten die mittelalterlichen Dörfer und Städte bei weitem überragen.

Sonntag, 2. Mai 1976

Mit meinem Vater und zwei weiteren Holzknecchten in unseren Wald ins Jasnitztal gefahren, um Holzarbeiten zu verrichten. Durchforstungen im unteren Bereich des sog. Leitnerberges stehen auf dem Programm.

Mein Vater hat schon seit Jahren die unliebsame Gewohnheit, vor allem die mir so lieben Wochenenden für besonders schwere Arbeitseinsätze, nämlich Waldarbeiten, zu missbrauchen. Einerseits hat er an Wochenenden nämlich frei verfügbare Arbeitskräfte, die uns helfen können, andererseits hat auch er an den Wochenenden meist keinen Dienst als Gendarmeriebeamter.

Heute widerspreche ich meinem Vater, der es noch immer opportun hält, die Baumstämme zu schöpsen, das heißt von deren Rinde zu entfernen, während viele andere Bauern und Forstbetriebe das Holz bereits in Rinde an der Straße für die Abfuhr lagern. Dies ist aber nur in der vegetationslosen Zeit möglich und dafür ist es jetzt zu spät.

Natürlich setzen sich Vater und seine Forstgehilfen durch. Aber auch ich bleibe diesmal nicht auf der Strecke. Ich mache ihm in der Jausenzeit den Vorschlag, dass ich kommenden Herbst in Graz ein Studium in Philosophie beginnen wolle. Dafür würde ich mir bloß zwei oder drei Tage pro Woche freinehmen. Da ich Samstag und Sonntag ohnedies bei der Arbeit zuhause eingeteilt sei, würde das Ganze sozusagen ein faires „Gentlemen Agreement“ sein. Mein Vater willigt ein, doch der Konflikt ist nur vorläufig beigelegt. Ich helfe ihm widerwillig beim Schöpfen, also beim Rindenentfernen, und er erlaubt mir, ab kommendem Herbst wöchentlich zwei bis drei Tage in Graz zu sein.

Ich schlage weiters vor, endlich eine Forststraße auf den Leitnerberg zu bauen, um die schwierige und körperlich äußerst anstrengende Bringung zu erleichtern und um die oberen Holzregionen überhaupt bewirtschaften und nutzen zu können. Mein Vater spricht sich wie erwartet dagegen aus und zitiert meinen überaus tüchtigen Großvater: „Hände weg mit allen Wegbaumaschinen vom Leitnerberg!“ Denn dieser sei einerseits sehr rutschgefährdet, andererseits gäbe es im oberen Bereich praktisch unüberwindbare Felsformationen.

Sonntag, 9. Mai 1976

Heute, Sonntag, arbeite ich wieder mit meinem Vater und zwei weiteren Forstarbeitern auf dem Leitnerberg am Ende des Jasnitzgrabens. Zwischen zehn und halb elf ist Jausenzeit. Wir sitzen neben dem Marterl aus dem Zweiten Weltkrieg, das meine Großeltern aufgestellt haben, nachdem ihr Sohn hier gegen Kriegsende durch unglückliche Umstände gefallen ist. Die Inschrift des Marterls lautet:

„Am 29. April 1945 fielen hier als
Kompanieführer des Volkssturms Franz Zöscher,
geb. 22.9.1916,

und Fritz Thomüller,
geb. 2.9.1911.
Sie fanden für ihre Heimat den
Heldentod.“

Acht Tage später ist der Krieg zu Ende gewesen. Die Umstände des Todes meines Onkels Franz Zöscher, des Bruders meiner Mutter, gegen Kriegsende waren denkbar dramatisch. Am nächsten Tag wollten meine Großeltern mit ihm über die Freude seiner Kriegsheimkehr eine kleine Feier veranstalten. Man hörte den Gefechtslärm und den Geschützdonner von der nahen Schanz bei Fischbach und vom Semmering, wo die russische Armee noch auf harten Widerstand der deutschen Wehrmacht stieß. Meine Großmutter hatte acht Kinder, drei davon hatte sie bereits verloren, zwei im Kindesalter und einen weiteren Sohn im Norden der Ostfront 1942.

Einmal meinte meine Großmutter zu meiner Mutter, das Sterben von Kindern sei das Schlimmste, was einem im Leben überhaupt passieren könnte. Doch sie zeigte ein ungebrochenes Gottvertrauen und wurde 91 Jahre alt, ohne je einen Psychotherapeuten oder Ähnliches in Anspruch genommen zu haben. Was waren die Schattenspende und Schutzmechanismen ihres Lebens? Was können wir in dieser Hinsicht von den Alten lernen?

Natürlich geben die bei der Jause anwesenden Holzfäller und Kriegsteilnehmer wieder einige Kommentare zu dem Marterl ab, aber ich schenke ihnen keinen Glauben mehr. Zu undifferenziert und pauschal ist ihr Urteil, zu unreflektiert und subjektiv ihr Standpunkt, zu lückenhaft ihr Erinnerungsvermögen und ihr Hintergrundwissen. Damit ist ihre Erkenntniskapazität in diesen emotional dominierten Bereichen insgesamt zu fehlerhaft. Die philosophische Gretchenfrage schlechthin: „Erkenntnis oder Bekenntnis?“, was macht den Unterschied?

Zuweilen scheinen mir jedenfalls die Kriegsgeschichten der Holzfäller wie aufdringliches Jägerlatein. – Können sich wissenschaftliche Aussagen von subjektiven Vorurteilen jemals ganz befreien? Sie sind doch auch wandelbar, fragmentarisch und kontextabhängig!

Montag, 10. Mai 1976

Mich tangieren Fragen, selbst bei Arbeiten im Wald, die andere Menschen nicht im Mindesten berühren. Warum ist das so? Trotzdem glaube ich nicht, dass ich eher zum Denken als zum Handeln geboren bin. Ich fühle mich nicht als weltfremd, sondern durchaus im Leben stehend.

Was aber macht den Unterschied zwischen Alltagswissen, wissenschaftlichem Wissen und philosophischem Wissen aus? Während ich mit der Kettensäge einen Baum entaste, richte ich mir ein vorläufiges Modell zurecht: Nach dem Alltagswissen hat beispielsweise Christoph Kolumbus Amerika entdeckt, als er im Oktober 1492 zuerst auf die Bahamainseln und dann auf Haiti stieß. In wissenschaftlicher Hinsicht könnte diese Aussage korrigiert werden, denn

Archäologen und Historiker haben festgestellt, dass die Wikinger bereits um 1000 n. Chr. den Norden des amerikanischen Kontinentes von Grönland aus besucht und damit entdeckt haben.

Die Philosophie hat zwei Eigenheiten, die sie vom Alltagswissen und selbst vom wissenschaftlichen Wissen unterscheiden: Zum einen strebt sie nach einem universellen, ganzheitlichen Überblick, zum anderen nach einer genauen, logisch-kohärenten Analyse. Und natürlich können die bisherigen Aussagen zur ersten Entdeckung Amerikas einer strengen logischen Analyse nicht standhalten. Denn immerhin gab es schon zuvor Menschen auf dem amerikanischen Kontinent, die selbst Hochkulturen hervorbrachten, also waren diese die ersten Entdecker Amerikas.

Fazit: Die ersten Entdecker Amerikas waren jene kleinen Gruppen, die während der letzten Eiszeit, als sich der Meeresspiegel um rund 60 Meter senkte, vom Osten Asiens über die weitgehend trockene und vereiste Beringstraße und Alaska nach Amerika einwanderten. Diese Einwanderung soll nach allem, was ich bis jetzt gehört habe, in kleinen und kleinsten Gruppen erfolgt sein, etwa bei der Verfolgung von Jagdtieren. Ich vermute, dass auch diese Sicht zu pragmatisch ist. Kleine und kleinste Gruppen dürften sich auch auf der Flucht befunden haben vor des Menschen größtem Feind, nämlich dem Menschen selbst.

Nun möchte ich selbst einwenden, die eher zufällige Landung der Wikinger im Norden Nordamerikas hätte keine nennenswerten kulturellen Konsequenzen gehabt und sei damit historisch mehr oder weniger belanglos. Also sei die entscheidende Tat doch diejenige des Christoph Kolumbus mit weitreichenden soziokulturellen Handlungskonsequenzen.

Alles Sein ist pluralistisch organisiert und vielschichtigen Betrachtungsweisen zugänglich. – Schon die erste Besiedlungswelle Amerikas über die Beringstraße und Alaska führte in letzter Konsequenz auch zu entscheidenden kulturellen Manifestationen in den präkolumbischen Hochkulturen: Teotihuacán war in der Epoche der römischen Kaiserzeit ein riesiges Zeremonialzentrum und eine Megametropole im Hochtal von Mexiko. Das Andenweltreich der Inka mit einer Ausdehnung von über 4000 km war, nach dem, was ich bisher gelesen habe, wohl eines der bestorganisierten hochkulturellen Reiche, die jemals auf Erden existierten.

Allein auf die Frage „Wer hat Amerika entdeckt?“ sind also mehrere Antworten möglich. Wie viele Antworten gäbe es wohl auf die Frage: „Was ist der Mensch?“ – Nur die Ideologen und fachlichen Dummköpfe scheinen alles ganz genau zu wissen und monistisch erklären zu wollen.

Glück ist für mich unter anderem auch, in meinem Erkenntnisstreben über die Natur, den Menschen und die Kultur wieder ein Stück weiter gelangt zu sein.

Dienstag, 11. Mai 1976

Wenn ich ein wissenschaftliches oder philosophisches Problem nicht folgerichtig zu Ende gedacht habe, lassen mich meine Gedanken nicht zur Ruhe kommen. Das Beispiel über die

Entdeckung Amerikas ist letztendlich unbefriedigend. Was macht wirklich den Unterschied zwischen Alltagswissen, wissenschaftlichem Wissen und skeptischem philosophischem Wissen aus? Gerade als wir die Arbeiten am Leitnerberg beenden, fällt mir ein noch besseres Beispiel ein:

Schon als Kind machte ich mir Gedanken über Erscheinungsformen der Welt und derer, die darin wohnen. So war ich beispielsweise überzeugt, dass das Wasser immer gerade dorthin rinnen will, wo es ihm gefällt. Am liebsten fließt es von oben nach unten, aber natürlich gibt es in Ausnahmefällen auch andere Wege. So kamen nach meiner Überzeugung nicht nur Bäche und Flüsse zustande, sondern würden auch Rindertränken übergehen und bei Katastrophen Staudämme brechen. Das ist natürlich naiver Alltagsverstand pur.

Es war eine meiner ersten frühen philosophischen und wissenschaftlichen Erkenntnisse, als ich zu meinem Erstaunen und meiner Verwunderung erkannte, dass nicht ein dem Wasser innewohnender Wille seinen Lauf bestimmt, sondern Prinzipien, die sich außerhalb des Wassers befinden, nämlich allgemeingültige Naturgesetze.

Ein naturwissenschaftliches Naturgesetz besagt etwa, dass sich Flüssigkeiten immer in horizontaler Lage ausdehnen, und zwar idealtypisch vollkommen eben und gerade, eben waagrecht. Dieses Naturgesetz und nicht irgendeine magische Kraft innerhalb des Wassers erklärt also meine Beobachtungen des Alltagsverstandes.

Der Philosophie ist es jedoch eigen, über die kritischen Prinzipien der Naturwissenschaft hinauszugehen und diese in einem Skeptizismus teilweise selbst wieder zu negieren. – Selbst Naturgesetze sind nach meinem Dafürhalten nicht allgemeingültig, sondern allein auf die menschlichen Anschauungsformen konzipiert. Philosophie jedoch sucht zumindest ansatzweise tatsächlich nach unbezweifelbaren allgemeingültigen Aussagen.

Und tatsächlich: Würde man die großen Wassermassen der Erde vom Weltraum aus beobachten, so würde das Naturgesetz, dass sich nämlich Wasser in horizontaler Lage ausdehnt, als gänzlich irrelevant gelten. Denn die großen Wassermassen der Erdkugel sind keineswegs linear, gerade und horizontal, sondern entsprechend der Form der Erde und dessen Gravitationsfeld rund. Dies war wohl auch schon Christoph Kolumbus in seinem innovativen Weltbild aufgefallen, wenn er etwa in seinen Argumentationen bemerkte, dass man an den Meeren zuerst immer die Mastenspitze eines Schiffes sehe und dann erst den Schiffskörper. Also müsste nach seinen Folgerungen die Erde eine Kugel sein.

Doch, oh Jammer, wieder neue Fragen tun sich auf: Betrachten wir anstatt der imaginären Erdkugel die tatsächlich reale Mondscheibe bei Vollmond. Sie erscheint uns in leuchtendem Gelb-Orange. Es ist aber von einem streng erkenntnistheoretischen Standpunkt höchst zweifelhaft, dass die Farbe Gelb-Orange in der Realität tatsächlich existiert, denn diese ist nach all meinem Wissen nur eine Erscheinungsform des menschlichen Bewusstseins. Den Dingen an sich kommen nämlich keine Farben oder Eigenschaften zu. Wenn aber die herrlich gelb-orange

leuchtende Mondscheibe eine Illusion ist, wer sagt uns, dass nicht die gesamte Mondscheibe überhaupt eine Illusion ist?

Eine weitere Frage ist, ob es also separierbare Entitäten wie einen Mond oder eine Erdkugel gibt, oder ob nur ein riesengroßes universelles Ganzes existiert, das annähernd unendlich strukturiert ist? Auch die Wahrnehmung von Einzeldingen wäre dann nichts anderes als eine spezifische Anschauungsform des Menschen.

Der Philosophie ist es also eigen, selbst die Methoden und Prinzipien der Wissenschaft zu hinterfragen. Eine weitere Frage ist, ob das, was dem Menschen als Masse und Materie erscheint, eine reale Entsprechung hat, oder ob auch diese Anschauungsform nur eine gigantische artspezifische Erscheinung des Menschen ist. – Gibt es separierbare Entitäten oder steht im Universum nicht alles mit allem in einem komplexen systemischen Zusammenhang? Gibt es also ein Einzelindividuum? War der Zweifel von Descartes radikal genug?

Mein Vater sagt, ich solle den Kanister mit Benzin und das Kettenöl bis morgen unter dem Reisig verbergen – und ich bin wieder voll in dieser Welt.

Mittwoch, 12. Mai 1976

Ich bin mit meinen Reflexionen noch immer nicht am Ende oder gar zufrieden. Was macht etwa den Begriff des Glückes im Alltagsverstand, in wissenschaftlicher und philosophischer Hinsicht aus? Kommen dabei nicht ebenfalls gänzlich verschiedene und zuweilen sich widersprechende Aussagen heraus? Das Paradoxe dabei: Dasjenige, was sich über Jahrtausende und Jahrhunderttausende in der faktischen Lebenswelt bewährt hat, das Alltagswissen nämlich, gilt als subjektiv, während das gänzlich unbewährte wissenschaftliche und philosophische Wissen als objektiv und zuweilen sogar als absolut gilt. Hinzu kommt, dass das philosophische Wissen für die Alltagsbewältigung häufig überhaupt keine Bedeutung oder Relevanz hat. Zuweilen hat es aber doch eine Relevanz: Denn immerhin haben Philosophen die Menschenrechte und die repräsentative Demokratie erfunden.

Um meine Reflexionen zu Ende zu bringen: Glück im Alltagsverstand ist häufig nicht mehr als das Genießen der Ruhe nach einem arbeitsreichen Tag, die gute Laune in einem Gasthaus oder – und auch das muss nach dem Hörensagen so sein – das Erlegen eines zwölftendigen Hirsches.

In naturwissenschaftlicher Hinsicht ist Glück in der neuronalen Tätigkeit des Menschen messbar; in philosophischer Hinsicht ist damit wohl nicht ein kleiner augenblicklicher Lebensabschnitt, sondern ein allgemeines Lebensprinzip und eine allgemeine Lebenseinstellung gemeint, die zu Glück führen kann, etwa Gelassenheit gegenüber den Unbildern des Lebens, frei sein von Leidenschaften usw.

Eines steht für mich jedenfalls fest: Die Menschheit hat Jahrtausende und Jahrhunderttausende ganz gut ohne die Wissenschaft und Philosophie gelebt. Kein Mensch kann aber auf lange Sicht

überleben ohne einen praktischen Bezug zu den allgemeinen und alltäglichen Lebensumständen. Ich kann nur dann Philosophie studieren, wenn ich zuerst mein praktisches Leben meistere – und nicht umgekehrt. Ansonsten führen meine Interessen nicht zum Glück, sondern zum Unglück.

Freitag, 14. Mai 1976

Was ist Zeitgeschichte oder Geschichte im Alltagswissen, im wissenschaftlichen Wissen oder gar in der kritischen und skeptischen Philosophie?

Gewiss ist, dass die Ameisen, die hier neben dem Baumstamm herumkrabbeln, zwar auch in einer Art staatlichen Kolonie leben, aber keine Geschichte haben. Feststeht auch, dass verschiedene Zugänge zu historischen Phänomenen zu gänzlich unterschiedlichen Ergebnissen führen.

Das Zeremonialzentrum von Teotihuacán, welches sich in der Nachfolge der Olmeken im Hochtal von Mexiko in klassischer Zeit etablierte, war eine Megastadt mit einer Ausdehnung von 20 km², größer als irgendeine andere Stadt zu dieser Zeit in der alten Welt, imposanter als das antike Rom. Und noch wesentliche Besonderheiten weist dieses gigantische menschliche Artefakt auf: Es gab dort kaum dominante Nachbarkulturen im Stadium einer hohen Zivilisation. Wenn man vom klassischen Maya-Gebiet absieht, würde man in der Umgebung von wenigen hundert Kilometern bereits auf primitive und primitivste Indianerstämme stoßen.

Was war das Geheimnis, das Rätsel der Initialzündung der großen primären Hochkulturen? Ganz sicher geht die herkömmliche rationale Geschichtswissenschaft fehl, wenn sie etwa die Megastadt von Teotihuacán mit den Brillen unserer pragmatischen Zivilisation erklären will, etwa aus den Bedingungen einer guten Mais- oder Kürbisernte. Wie im hochkulturellen Ägypten wurden alle bedeutenden Kulturleistungen am unmittelbaren Beginn der formativen Initialphase geschaffen. Und eben diese formativen Epochen sind rational mit den bisherigen Methoden und Beschreibungsversuchen der Geschichtswissenschaft nicht auszuloten.

Wenn die Geschichtsschreibung wirklich umfassend sein will, muss sie auch wieder zur Geschichtsphilosophie werden, wenn die Naturwissenschaft wirklich kritisch und allgemeingültig sein will, muss sie sich – etwa in erkenntnistheoretischen Fragen – auch wieder bei der Philosophie um Rat bemühen.

Samstag, 15. Mai 1976

Mit meiner Differenzierung des Alltagswissens, des naturwissenschaftlichen Wissens und der philosophischen Erkenntnis bin ich immer noch nicht zufrieden. Aber Nachdenken zahlt sich aus: Ich bin wiederum ein Stück weitergekommen. – Als Naturgesetze oder naturwissenschaftliche Erkenntnisse können regelmäßig wiederkehrende Beobachtungen des

Menschen gelten, welche zumeist durch die spezifisch menschlichen Anschauungsformen der Kausalität und Induktion (Verallgemeinerung) legitimiert werden. Manches, was einem Menschen als kausales Gefüge erscheint, ist aber in letzter Konsequenz nicht streng deterministisch kausal strukturiert. Vieles, was der Mensch in seinen Beobachtungen vorschnell verallgemeinert, gilt nicht für alle Ewigkeit.

So wird etwa das herrliche Morgenrot im Osten, das ich von meinem Studierzimmer aus zuweilen bei meinen frühmorgendlichen Arbeiten beobachten kann, spätestens dann nicht mehr existieren, wenn unsere Erdkugel und unser Sonnensystem nicht mehr existieren. Dann gelten allerdings auch die irdischen Naturgesetze nicht mehr, dass sich etwa die Erde um die Sonne dreht oder dass sie sich in 24 Stunden um ihre eigene Erdachse dreht.

Letztere Gedanken sind also keine naturwissenschaftlichen, sondern philosophische Spekulationen. Die Frage ist nur, wie auch diese dem Menschen dienstbar gemacht werden können. Denn alle Wissenschaft und Philosophie hat letztlich nur dann einen Sinn, wenn sie in einem Kontext zur faktischen Lebenswelt stehen.

Ein weit verbreiteter Fehler, insbesondere in den Geschichts- und Sozialwissenschaften, ist es meiner Ansicht nach, dass das scheinbar so evident erscheinende Kausalprinzip der unbelebten Natur zu unreflektiert auf den Menschen, sein soziales Dasein und seine Geschichte angewendet wird. – Gute Getreide- oder Kartoffelernten erklären nicht den hochkulturellen Monumentalbau. Wasser- oder Nahrungsmittelmangel kann dementsprechend wohl auch nicht als Ursache für den Untergang der klassischen Maya-Hochkultur angesehen werden!

Sonntag, 16. Mai 1976

Worauf ich irgendwie stolz bin: Eine erste Verwendung fand der Begriff und die Vorstellung des Naturgesetzes durch Johannes Kepler, der nach seinem Theologiestudium an der Universität Graz von 1594 – 1597 Mathematik gelehrt hat.

Er war schon frühzeitig halb blind, körperlich verkrüppelt und erkannte neben den sogenannten keplerschen Planetengesetzen auch den Struktur- und Funktionsaufbau des menschlichen Auges mit weiteren Konsequenzen für die zukünftige Augenoptik sowie den Fernrohrbau.

Der Begriff des Naturgesetzes ist jedoch meiner Ansicht nach missverständlich. Es ist ein Menschenwerk, geschaffen für menschliche Bedürfnisse, Zwecke und Anschauungsformen und beinhaltet beispielsweise Zeichen, Formeln und Symbole, die in der Natur nirgends vorkommen. Auch Naturgesetze sind also letztendlich nicht mehr und nicht weniger als zeitweilige menschliche Gebrauchsgegenstände. – Für die menschliche Lebenswelt gilt tatsächlich die Formel des griechischen Sophisten Protagoras: „Der Mensch ist das Maß aller Dinge!“

Samstag, 29. Mai 1976

Es gibt bei den Waldarbeiten wieder einen Konflikt mit meinem Vater, der dadurch entstanden ist, dass mein Vater seine Aggressionen nicht zurückhalten kann, weil ein Baum in die falsche Richtung gefallen ist und sich mit anderen Bäumen verhängt hat. Ich helfe mit, den verbalen Wutausbruch meines Vaters zu beenden, indem ich schweige und vollkommene Ruhe und Gelassenheit zeige. – Eine Angewohnheit, die sich auch meine Mutter angeeignet hat. Schon seit meinem 13. Lebensjahr nehme ich deshalb den Stoizismus zu meinem Vorbild als Lebenshilfeschule, im Besonderen Marc Aurel. Wiederum dient mir die Philosophie als unmittelbare Lebenshilfe und ist eingewoben in meine ganz alltäglichen Lebensumstände.

Sonntag, 30. Mai 1976

Mit Vater und einigen Forstgehilfen wieder in den Wald gefahren, um auf der Ochsenhald Arbeiten zu verrichten. Wir bleiben heute bis 13 Uhr. Die Ochsenhald ist eine Waldgegend, die unterbrochen ist von jetzt saisonbedingt saftig grünen Almweiden. Da eine größere Fichte wieder und wieder nicht umfallen will, heißt mich mein Vater hinunterzugehen zum Bauernhaus des Hiermanngutes, zum Lärchenhof, um einen Schlägel und zwei größere Keile zu holen. Ich nütze diese kleine Wanderung wie einen peripatetischen Spaziergang zu persönlichen erkenntnistheoretischen Betrachtungen und beeile mich keineswegs.

Es ist Frühjahr. Ich gehe über die zartgrünen Wiesen der Ochsenhald und blicke hinunter zu unserem Lärchenhof. Bei genauem Hinsehen sprießen da und dort einige bunte Blümchen hervor. Ich pflücke einen tiefroten Seidelbast und stecke ihn mir in die Brusttasche. Von gegenüber erkenne ich das herrliche Dunkelgrün der großen Fichtenwaldbestände des Leitnerberges. Die Luft ist jetzt mild, süßlich und voll vom Geruch der frisch und kräftig anwachsenden Vegetation. In dieser Idylle vernehme ich das Summen von Bienen, das Zwitschern einiger Vögel und aus der Ferne das Gebell eines Hundes.

Was würden wohl die braven Holzknechte, die oben arbeiten, zu mir sagen, wenn ich ihnen mitteilen würde, dass all diese idyllische Alm- und Waldlandschaft, die wir hier mit unseren Sinnen wahrnehmen, real gar nicht existiert? Denn in der rein physikalisch betrachteten Wirklichkeit an sich gibt es weder Farben und Formen, auch nicht Laute und Gerüche. Alle diese Eigenschaften, welche wir mit unseren Sinnen wahrzunehmen glauben, sind letztendlich Schöpfungen unseres eigenen individuellen Weltbildes, eine artspezifische Wahrnehmung des Menschen selbst. Für eine Biene oder für einen Hund würde diese Wirklichkeit, wie wir sie wahrnehmen, ganz anders aussehen.

Den subjektiven, spezifisch menschlichen Sinneswahrnehmungen entsprechen in der objektiven, physikalischen Natur spezifische Druckwellenschwingungen bei der Schallempfindung, elektromagnetische Wellenqualitäten bei der Licht- und Farbempfindung oder kleinste Molekularbestandteile in der Luft bei der Geruchsempfindung.

Was ist dann aber die objektive und reale Wirklichkeit, welche die Naturwissenschaft zu beschreiben vorgibt? Ist diese nicht auch eine zutiefst menschliche?

Es ist erstaunlich, dass der Mensch mit den Methoden der Makro- und Mikrophysik in seinem Erkenntnisvermögen bis weit in den Weltraum vorgedrungen ist und mittlerweile selbst von der Atomstruktur Erkenntnisse gewonnen hat, dass ihn aber fundamentale erkenntnismäßige Fragestellungen anscheinend wenig berühren. – Die Welt, wie wir sie wahrnehmen, ist eine einzige Illusion! Das haben feinfühlig Philosophen und Erkenntnistheoretiker schon seit der Antike mit Recht vermutet, wenngleich gerade sie etwa von der naturwissenschaftlich orientierten Erkenntnislehre auf heftigsten Widerspruch stießen.

Eine große Frage bleibt dabei aber für mich ungelöst: Wenn die Welt, wie wir sie wahrnehmen, tatsächlich eine Illusion ist, warum können wir in dieser Welt dann mehr oder weniger erfolgreich handeln?

Vor einer Stunde fällten wir oben auf der Ochsenhald eine Lärche, die sich in der Baumkrone mit einer Esche verfangen hatte. Eine gefährliche Situation. Denn die oben brechenden Äste, welche urplötzlich herunterfallen können, waren schon oft die Quelle tödlicher Forstunfälle.

Was sollte ich also mit der Behauptung, dass gar kein schwerer Lärchenast herunterfallen könne, weil es ihn in der objektiven Realität, in der Form jedenfalls, wie wir ihn wahrnehmen, gar nicht gibt? Die Realität der faktischen Lebenswelt spricht eine andere Sprache als feinsinnige Philosophen. Und die Holzfäller auch.

Freitag, 18. Juni 1976

Mittags rufe ich *Claudia* an, doch ihre Mutter sagt, sie sei noch nicht zu Hause. Am Nachmittag bin ich in der Tenne, es staubt fürchterlich und ich befördere mit dem Gebläse das Heu für den Winter auf einen hohen Stoß. Da kommt *Claudia* hinein und fragt mich, ob wir nach meiner Arbeit mit dem Auto wieder eine Rundfahrt machen könnten. „Natürlich“, sage ich hochofrennt. Nicht alle Menschen sind nett zu mir, schon gar nicht in meiner unmittelbaren dörflichen Umgebung. *Claudia* ist immer nett zu mir.

Ich frage sie um das Buch über Konrad Adenauer in ihrer Bibliothek, da ich einer zeitgeschichtlichen Frage nach dem Zweiten Weltkrieg, betreffend die Teilung Deutschlands, näher nachgehen will.

Am Nachmittag mit *Claudia* mit unserem Volvo den Herzogberg hinaufgefahren auf die Kochebene, dann den Mürzgraben wieder hinunter. Wir haben über vieles gesprochen, nichts jedoch über die Schule oder über Konrad Adenauer.

Sonntag, 27. Juni 1976

Vom 25. bis 27. Juni Zeltest der Freiwilligen Feuerwehr Hadersdorf, der auch ich angehöre. In der Nacht von Samstag auf Sonntag war ich bis fünf Uhr in der Früh auf und habe mit Feuerwehrkameraden Kellnerdienste und anderes verrichtet. Um fünf Uhr früh ist *Claudia* mit mir herauf zu unserem Bauernhof gegangen und wir haben wieder eine kleine Autofahrt unternommen. Nicht wenige der jungen Feuerwehrkameraden beneiden mich um sie.

Bei der Freiwilligen Feuerwehr Hadersdorf bin ich keineswegs mit Leib und Seele dabei. Ich kann mit den derben Witzen und Späßen mancher der Burschen nicht mithalten, und obwohl ich mich sonst geistig durchaus für rege halte, fällt mir bei vielen ihrer Scherze keine passende Antwort ein. Mein ganzes Leben werde ich der Feuerwehr sicher nicht angehören.

Montag, 28. Juni 1976

Die Frage nach dem menschlichen Glück ist für einen Philosophen freilich um vieles schwieriger als etwa für einen naturwissenschaftlich orientierten Psychologen, für einen Lebemann oder schlichtweg für einen durchschnittlichen Menschen auf der Straße.

Wenn ich also Glück anstreben will, welches Glück meine ich dann? Meine ich damit die Lust des Augenblickes, das positive Event des Tages, das Genießen und Auskosten des Augenblickes oder ist damit auch gemeint, dass ich ein insgesamt erfülltes, glückliches, sinnerfülltes Leben anstreben soll, das eben dabei natürlich auch Enttäuschungen und Entbehrungen beinhalten kann? Und noch eines kommt dazu: So wie uns der Durst erst das Wasser angenehm macht und die Mühe uns die Ruhe genießen lässt, so lassen uns eben auch Schattenseiten des Lebens die Sonnenseiten umso heller erscheinen. Der Mensch kann nicht immer nur einatmen!

Wäre uns also in dieser Hinsicht ein Drogensüchtiger oder Eventsüchtiger ein Vorbild? Ein platter Genießer und Spießer? Ein Lukullus oder Don Juan? Oder führten etwa James Cook und der tragische Captain Robert Scott, wobei beide unglaubliche Entbehrungen freiwillig auf sich nahmen, ein erfüllteres Leben?

Eines scheint mir gewiss zu sein. Um von Glück und menschlicher Glückserfüllung überhaupt sprechen zu können, müssen zwei Minimalbedingungen erfüllt sein: Es muss erstens eine aktive Komponente des menschlichen Handelns, der menschlichen Daseinsbewältigung in dem vom Entropieprinzip bestimmten und bedrängenden Universum vorhanden sein. Zweitens, und damit verbunden, muss diese Aktivität mit einer gewissen Sinnhaftigkeit, Orientierung auf ein Ziel hin verbunden sein.

Denn wie in allem übrigen biologischen Leben bedeutet bloße Passivität und Verharren im Ruhezustand den Tod und Verfall, unter anderem auch den Verfall in Drogenrausch, während entsprechendes zielgerichtetes menschliches Handeln allein die existenzielle Sicherheit des biologischen Wesen Mensch erhöht und damit gleichsam als Nebenprodukt zuweilen auch ein Gefühl von Glück produziert. Insgesamt scheint mir der Mensch aber nicht dazu geschaffen, ein

ganzes Leben lang Glück zu erfahren, wohl aber sich ein ganzes Leben lang um sinnerfüllende und zielstrebige Aktivität zu bemühen.

Dienstag, 29. Juni 1976

Eine zweite wesentliche Voraussetzung neben der Aktivität und dem sinnerfüllenden Handeln als tragende Säule des Glücks scheint mir das Eingebunden-Sein des menschlichen Individuums in die Gemeinschaft zu sein. Vor allem die Gemeinschaft erfüllt vitale Urbedürfnisse des Menschen im wahrsten Sinne des Wortes, gibt uns Sicherheit und Geborgenheit, Anerkennung, Bedeutung und damit auch Identität. – Die Frage, wer du bist, kannst du also nicht selbst alleine beantworten, sondern die Antwort darauf erfährst du primär durch die Gemeinschaft. Freilich sind in den Dissonanzen des sozialen Zusammenlebens auch viele negative Implikationen enthalten!

Alleine aus meiner empirischen Beobachtung ergibt sich, dass Menschen, die gerne unter die Leute gehen, die kontaktfreudig sind, die untereinander gut ausgekommen, insgesamt glücklicher sind als solche, die sich zurückziehen und sich isolieren. – Der Neurotiker zieht sich von der Gemeinschaft zurück, der von Hass und Neid Erfüllte will diese stören oder gar zerstören, der überaus glückliche und erfüllte Mensch will die ganze Welt mit seinen positiven Sinnen umarmen.

Wenn ich weiß, dass die menschliche Gemeinschaft für das menschliche Wohlergehen und Glück so bedeutend ist, warum ziehe ich mich dann von eben dieser Gemeinschaft bewusst oder unbewusst zurück, um mich dann freilich vordringlich keiner manuellen Tätigkeit zu widmen, sondern einer intellektuellen, für die der Steinzeitmensch keineswegs angepasst ist?

Mittwoch, 30. Juni 1976

Ein gravierendes philosophisches Problem bei der Frage nach dem menschlichen Glück ergibt sich weiters aus dem einfachen Faktum, dass der Mensch nicht nur einen beschränkten epistemischen (erkenntnismäßigen) Zugang zu seiner Außenwelt hat, also zu seiner natürlichen und sozialen Umgebung, sondern auch zu seiner Innenwelt. Mit anderen Worten: Kein Mensch weiß wirklich, was für ihn tatsächlich gut ist. Würden wir unser eigenes Ich und all das, was unserer existenziellen Sicherheit wirklich dient, tatsächlich genau und exakt kennen, würden wir also uns selbst kennen, bedürfte es keiner Psychoanalyse.

Ein großes theatralisches Beispiel: Kolumbus, der überzeugt war, dass man auf dem Seeweg nach Westen Land erreichen würde, hat nie gewusst, dass er einen neuen Kontinent entdeckt hat. Bis zuletzt verharrte er im Glauben, dass das Reich des großen Khan bis nach Kuba reichen würde. Er setzte nach der Entdeckung der „westindischen Inseln“ seinen ganzen Ehrgeiz daran, sich als Vizekönig auf diesen neuen Landen zu etablieren. Tatsächlich war seine Leistung viel

größer und auch seine weltgeschichtliche Bedeutung um vieles spektakulärer als die eines Vizekönigs der „westindischen Inseln“. Möglicherweise hätte er mehr auf die Bedeutung seiner Überfahrt und die Entdeckung neuer Lande pochen sollen als auf seinen unbändigen Ehrgeiz, sich als Vizekönig Macht und Reichtum aneignen zu wollen.

Ein kleineres Beispiel: Vielleicht wäre ich ein glücklicherer Mensch, wenn ich mit Jägern auf den Hochstand gehen würde, mit ihnen danach in das Dorfgasthaus, um große Sprüche in Jägerlatein zu führen, als dass ich mir mit meinen ständigen philosophischen Fragen und Hinterfragungen den Kopf immer schwerer und schwerer machte. Wie sagte einer der Holzarbeiter an jenem Pfingstmontag zu mir, was mir damals tatsächlich als große Erkenntnis und Erleuchtung vorkam, wenngleich ich es bald wieder vergaß: „Zu viel denken macht nur einen schweren Kopf!“

Samstag, 3. Juli 1976

Landesmeisterschaften bei den Feuerwehrbewerben. In unserer Leistungsgruppe ist die Feuerwehr Hadersdorf, so erstaunlich das klingt, Landesmeister der Steiermark geworden. Auch ich gehöre der Wettkampfgruppe an und gelte als besonders schneller Läufer, wobei meine Spezialität in der Klasse Bronze die Funktion des „Zweiers“ ist. In diesem Landeswettkampf waren die Funktionen allerdings nicht vorgegeben, sondern wurden ausgelost, und es war natürlich in unserem kleinen Dorf eine große Sensation, dass unter den vielen Feuerwehren aus ganz Steiermark, die in Feldbach anwesend waren, gerade unsere Gruppe in der Klasse Silber Landesmeister wurde.

Die Lorbeeren sind uns aber keinesfalls unverdient in den Schoß gefallen. Wir haben beinahe ein halbes Jahr gegen das Wochenende hin Abend für Abend vor dem Rüsthaus in Alt-Hadersdorf dafür trainiert und ich war – wie der Hauptmann betonte – dabei beinahe jedes Mal anwesend. So ergibt es sich, dass ich jetzt mit meinen 24 Jahren durch mein Aktivitäts- und Arbeitsprogramm meist 16-Stunden-Tage zu bewältigen habe. Nicht selten komme ich auf 18-Stunden-Tage.

Sonntag, 1. August 1976

Mit meinen Feuerwehrkameraden wieder bei einem der zahlreichen Feuerwehrbewerbe dieses Jahres, diesmal in Schäßfern. Unsere Platzierungen: im Bewerb Bronze wurden wir diesmal Erster, im Bewerb Silber errangen wir den Rang vier.

Ehrlich gesagt bin ich bei den ganzen Feuerwehrbewerben nur mehr mit halbem Herzen dabei. Ich sehne mich danach, in Graz endlich mein Zimmer beziehen zu können, wo ich pro Woche zumindest drei Tage verbleiben kann und mich meinen wissenschaftlichen, also historischen Studien über die Hochkulturen widmen kann. Möglicherweise ist das von mir auch die Flucht in

eine andere Welt, weil ich mich in dieser Welt, aus welchen Gründen auch immer, nicht so recht zurechtfinde. Ist dies auch das Schicksal anderer Schriftsteller, Philosophen oder Wissenschaftler?

Abends bis in die Nacht hinein studiere ich häufig noch sehr lange historische oder philosophische Bücher. Oder ist das Ganze doch ein echtes Interesse an der Sache? – Wie sollen mich andere beurteilen, wenn nicht einmal ich selbst mich kenne und weiß, wer ich bin?

Samstag, 14. August 1976

Feuerwehrbewerb in Landl. Diesmal lief es für unsere Mannschaft nicht besonders, wir errangen in Silber den dritten Platz, in Bronze den zweiten.

2. Auf nach Graz

Dienstag, 14. September 1976

Heute ist ein großer und entscheidender Tag für mich. Ich bin mit dem Einverständnis meines Vaters nach Graz gesiedelt. Habe dort in der Nähe der Herz-Jesu-Kirche in der Sparbersbachgasse 63 im Dachgeschoss ein Studentenzimmer bezogen und kann dort zwei bis drei Tage hintereinander bleiben, um mich meinen Studien zu widmen. Ich habe mit meinem Vater vereinbart, dass ich natürlich jede Woche nach Hause komme. Genau genommen werde ich ungefähr die Hälfte einer Woche zuhause verbringen, einschließlich der Wochenenden, wo ich dann meinem Vater bei der Arbeit auf dem Bauernhof und im Wald helfen kann.

Die Hauptintention meines Übersiedelns nach Graz ist es nicht unbedingt, mein neues geplantes Studium in Geschichte und Philosophie zu beginnen, sondern das vordringlichste Anliegen ist es, mein Buch „Kultur und Kreativität“, welches ich jetzt in einer Manuskriptstärke von ca. 150 Seiten vor mir habe, wesentlich zu erweitern und abzuschließen. Dies soll vor allem durch das genaue Studium der ägyptischen, präkolumbischen und mesopotamischen Hochkulturen geschehen.

Mittwoch, 15. September 1976

Die geistige Arbeit geht hier in meinem Zimmer, mit Blick auf die Herz-Jesu-Kirche, erstaunlich gut vonstatten. Ich arbeite an die acht bis zehn Stunden durch und vergesse in meinem Eifer zuweilen einfach auf das Essen. Bin voller Visionen, Tatendrang und Euphorie ob meiner neu gewonnenen Freiheit und bewältige hier dabei an einem Tag beinahe so viel wie zuhause in einer ganzen Woche.

Ein wenig fühle ich mich jedoch in eine fremde Umgebung geworfen. Einiges habe ich zuhause nicht bedacht und nicht in letzter Konsequenz durchgeplant: Wo nehme ich das Mittagessen ein? Wann richte ich mir das Abendessen?

Vieles ist ungewohnt gegenüber der Landidylle auf unserem Bauernhof. Vielleicht empfinde ich mich jetzt wie Simplicius Simplicissimus, den einst Grimmelshausen beschrieben hatte; von einer vertrauten Umgebung hinausgeworfen in die weite Welt. Was wird mich hier erwarten? Ich bin zuversichtlich. Fleiß und Entschlossenheit sind schließlich zu allen Zeiten belohnt worden.

Donnerstag, 16. September 1976

Ich überarbeite in meinem Manuskript über die Hochkulturen eine Textstelle:

Der ungeheure Aufbruch der abendländischen Zivilisation war sicher nur über die säkulare Drehscheibe der Antike möglich, diese fußt aber mit dem hohen Standard ihrer Kultur und Zivilisation in den orientalischen Theokratien.

Aus der grundlegenden Bedeutung einer „transzendenten Motivation“ wird verständlich, warum die dem Religiösen und Übernatürlichen verhafteten Mayas eine ungleich höhere Mathematik entwickelten als die pragmatisch orientierten und „nüchternen“ Römer. Die Mayas kannten den mathematischen Begriff der „Null“ sowie den Stellenwert und entwickelten einen Ritualkalender, der genauer war als der Gregorianische. Der Dresdner Maya-Kodex, eine der drei erhalten gebliebenen Maya-Handschriften, bildet geradezu ein Handbuch astronomischen Wissens. Er enthält Tabellen zum Berechnen des synodischen Umlaufes des Planeten Venus sowie Angaben über Sonnen- und Mondfinsternisse. Andererseits waren den Mayas scheinbar elementare pragmatische Errungenschaften wie das Rad, der Pflug oder der Gebrauch von Lasttieren unbekannt.

Dass etwa die Antike seit jeher das Abendland im allgemeinen Kultur- und Geschichtsverständnis wesentlich nachhaltiger beeinflusst als der alte Orient, ist weitgehend traditionsbedingt, sind doch schon die ersten germanischen Reichsgründungen – wovon allein die fränkische erfolgreich bleiben sollte – antiken Vorbildern erwachsen. Das Bewusstsein der Nachfolge Roms blieb im deutschen Kaiserreich bis in die Neuzeit erhalten und auch die Christianisierung der Germanen stellte zunächst nichts anderes als die Übernahme der höheren spätantiken Religion dar ...

An der Uni Graz werden dagegen, nach meiner bisherigen Wahrnehmung in den letzten Semestern als Gasthörer, zu sehr die autonomen Leistungen etwa der Griechen und Römer betont. Es gibt in den Vorlesungen viele Fakten. Der Entwicklungsgedanke und die allgemeine soziokulturelle Dynamik dieser Zeitepochen werden meiner Ansicht nach vernachlässigt. Unsere Mathematik, ja die gesamte Wissenschaft hat ihren Ursprung keineswegs in Griechenland, sondern griechische Gelehrte wie etwa Pythagoras oder Eratostenes übernahmen ihr Wissen vornehmlich aus dem Orient und den dortigen Hochkulturen.

Freitag, 17. September 1976

Um meinen Vater nicht zu vergrämen, bin ich heute um die Mittagszeit wieder zuhause angekommen, vielleicht aber auch, um dort das wohlvertraute Mittagessen in meiner häuslichen Umgebung einnehmen zu können. Nachmittag bin ich mit Vater in den Wald gefahren, um zu arbeiten.

Das Wochenende war beinahe zur Gänze durch Arbeiten in unserem Forstbetrieb ausgefüllt. Auch mein Vater sieht offensichtlich zu, dass er auf seine Rechnung kommt.

Montag, 20. September 1976

An diesem Montagmorgen in der Früh wieder nach Graz gefahren. Neben meinem historischen Studium betreibe ich konsequenterweise auch jeden Tag eine halbe Stunde Latein in Selbstunterricht, um mich für die notwendige Lateinprüfung am Ende dieses Studienjahres vorzubereiten. Diese ist für ein Studium der Geschichte und Philosophie unumgänglich.

Freitag, 24. September 1976

Ich habe heute an der Karl-Franzens-Universität Graz die Studienrichtungen Geschichte und Philosophie formell inskribiert. Das Studium wird für mich nichts Neues bringen, denn ich habe schon bisher auf diesem Gebiete Vorlesungen, Proseminare und Seminare als Gasthörer besucht. 1972 habe ich ein Studium in Volkswirtschaft begonnen. Eigentlich habe ich aus einem Versehen der mich betreuenden Sekretärin Betriebswirtschaft inskribiert. Aber die zuständige Bearbeiterin erklärte mir, dass die ersten zwei Studienjahre Volkswirtschaft und Betriebswirtschaft parallel verliefen, also sei eine spätere Umänderung in ein formelles Volkswirtschaftstudium unbürokratisch zu vollziehen.

Das Studium in Volkswirtschaft, zu dem ich mir mit meinem Jugendfreund Ernst Piller ein Zimmer in der Johann-Fuchs-Gasse genommen hatte, war aber letztendlich an den Anforderungen meines Vaters, an meiner Vorliebe, vorwiegend Geschichte- und Philosophie-Vorlesungen zu besuchen und auch betreffende Bücher zu lesen, sowie an meinem geringen Engagement an diesem Studium gescheitert. Auch war ich durch meinen großen manuellen Arbeitseinsatz zu Hause – zum Erstaunen der Hausbesitzerin – in dem Studentenzimmer in Graz nur sehr selten anwesend.

Freitag, 1. Oktober 1976

Der Inskriptionsschein für das Wintersemester 1976/1977

Bezeichnung der Lehrveranstaltung	Name des Vortragenden Art	Wst.	
Einführung in die Philosophie	Freundlich	2	V
Konv.: Einführung in die Philosophie	Freundlich	2	S
Wissenschaftstheorie II	Haller	2	V
Sem.: Einf. in d. Studium d. Geschichte (NZ)	Hinteregger	3	S
Proseminar: Moralkritik b. F. Nietzsche	Lohner E.	2	U
Proseminar: Kritischer Rationalismus	Weinke	2	U
Altägyptische Kulturgeschichte	Molin	1	V
Altmesopotamische Geisteskultur	Jaritz K.	2	V
Europa um die Mitte des 15. Jhdt.	Ebner	2	V
Geschichte der Ethik I	Weinke	2	V

Modallogik	Freundlich	1	V
Philosophie des frühen Christentums	Topitsch	2	V
Einf. in das Verfassungs- u. Rechtsleben	Mezler-Andelberg	2	V
Babylonische Weisheitsliteratur	Jaritz K.	1	V
Phoenikische Geschichte	Molin	1	V
Marx als Geschichts- und Sozialphilosoph	Salamun	1	V
Krieg und Frieden	Topitsch	2	V
<hr/>			
Gesamtstundenanzahl: 30			

Mit Sicherheit habe ich mir für das kommende Wintersemester zu viel vorgenommen. Denn als die Hauptpriorität meines Aufenthaltes in Graz sehe ich nach wie vor die Abfassung meines Manuskriptes über die alten Hochkulturen. Daneben muss ich natürlich auch zu Hause bei der Arbeit präsent sein. Tatsächlich werde ich meine Priorität auf drei oder vier Lehrveranstaltungen legen und versuchen, diese positiv abzuschließen.

Ich habe beispielsweise zunächst nicht vor, die Lehrveranstaltungen von Prof. Jaritz über die mesopotamischen Hochkulturen zu besuchen, aus Zeitgründen, und weil diese für mein spezifisches formelles Studium nicht verpflichtend sind. Außerdem könnten mich die etablierten Schulmeinungen zu sehr in meinem unvoreingenommenen und freien Zugang zum Phänomen der großen Hochkulturen beeinflussen.

Montag, 4. Oktober 1976

Das Wintersemester an der Universität hat mit Anfang Oktober formell begonnen. Ich beabsichtige, auf jeden Fall das Proseminar über Friedrich Nietzsche regelmäßig zu besuchen, da mich Außenseiter der Wissenschaft und Philosophie besonders interessieren und da ich der Meinung bin, dass sie in das allgemeine System besonders viel eingebracht haben. Weiters besuche ich Vorlesungen von Prof. Topitsch, welchen ich sehr schätze, und bei Prof. Haller, welchen ich noch mehr schätze. Gespannt bin ich auf ein Einführungsseminar bei Prof. *Hahnenfuß* in alter Geschichte betreffend das klassische Altertum.

Mittwoch, 13. Oktober 1976

Von 8.30 bis 10 Uhr das Proseminar „Einführung in das Studium der alten Geschichte“ bei Prof. Heribert *Hahnenfuß* besucht. Ich bin erstaunt über sein historisches Detailwissen, vermisse aber überordnende Gedankenzusammenhänge, die ich so sehr liebe, die aber möglicherweise nicht in das Gebiet der Geschichte, sondern eher in das der Geschichtsphilosophie gehören. Am Ende der Lehrveranstaltung überreiche ich ihm mein Buchmanuskript, welches im ersten Teil die orientalischen Hochkulturen behandelt, mit der Bitte um Begutachtung.

Auch einige Studenten haben am Ende der Lehrveranstaltung irgendwelche Fragen an ihn und er nimmt mein Manuskript kommentarlos entgegen.

Mittwoch, 20. Oktober 1976

Die Arbeiten an meinem Buch, an der Erweiterung des bestehenden Manuskriptes hier in Graz gehen erstaunlich gut vonstatten. Gleich morgens nach dem Aufstehen betreibe ich eine halbe Stunde Latein. Von den Professoren imponiert mir am meisten Prof. Haller, der dienstags und freitags Wissenschaftstheorie liest, wobei ich freitags häufig nicht mehr anwesend bin. Heute, Mittwoch, fahre ich nach dem Einführungsseminar von Dr. Hinteregger nach Hause. Insbesondere meine ältere Schwester *Xantillie* ist zu meinem Aufenthalt in Graz äußerst kritisch eingestellt und meint, sie hätte es immer schon gewusst: Ich sei eben kein ordentlicher und tüchtiger Bauer, sondern ein Faulpelz und Stubenhocker. Diese von ihr immer wieder geäußerte Meinung ist natürlich auch Wasser auf den Mühlen anderer in meinem dörflichen Sozialgefüge, die da zu Recht meinen, dass sie im Leben auch ganz gut ohne zu viel Nachdenken und Philosophie auskommen würden.

Wenn Peter Rosegger, der Heimatdichter aus dem nahen Krieglach, vor etwa hundert Jahren das bäuerliche Familienleben beschrieb, mag er darin wohl auch ein wenig Verklärung hineingelegt haben. In Wahrheit war die bäuerliche Familie im alpinen Raum bis vor Kurzem autoritär-patriarchalisch strukturiert, Aggressionen wurden unreflektiert ausgelebt und Kinder, Knechte, aber auch minderwertig angesehene Familienmitglieder wurden äußerst lieblos behandelt. Dieses Szenario ist Peter Rosegger zweifellos entgangen.

Sonntag, 24. Oktober 1976

Habe gestern und heute den ganzen Tag bei meiner Schwester *Xantillie* und ihrem Mann *Egon* beim Aufstellen des Dachstuhles geholfen. Sie errichten wenige hundert Meter oberhalb von uns in Alt-Hadersdorf ein Haus. Für mich ist dies eine der Gelegenheiten, mein Image in der Familie ein wenig aufzubessern, das, seit ich wieder in Graz studiere, praktisch auf den Nullpunkt gesunken ist. Ich mache mir keine Illusionen darüber. Alleine *Xantillie* war heute ausnahmsweise freundlich zu mir, weil ich natürlich unentgeltlich ausgeholfen habe, und am Abend beim Abschluss schenkte sie mir sogar etwas Wein nach.

In jeder Familie und in jeder Kleingruppe gibt es eine Rangordnung und ich merke immer wieder, welchen Rang ich einnehme. Ich bin inzwischen auf den letzten Platz gefallen. Mein Vater ist seinem ganzen Wesen nach ein Uniformmensch. Er war ab 1932 Berufssoldat, zuerst beim damaligen österreichischen Bundesheer des Ständestaates, ab 1938 nach dem Anschluss Österreichs bei der deutschen Wehrmacht. Jetzt ist er Bauer und Gendarmeriebeamter. Er hätte sich wohl einen Sohn gewünscht mit herrischem Auftreten

und entschlossenem Handeln, nicht aber einen Zweifler und Grübler, der jetzt dazu auch noch Philosophie studiert.

Wohlvertraut ist mir auch das aufdringliche Rufen meiner Mutter, ich solle doch endlich von meinem Studierzimmer herunterkommen, um diese und jene Arbeit zu verrichten. Mein Vater stimmt ihr in cholerischer Weise bei, fügt aber zuweilen fast zur Entschuldigung hinzu, dass ich da anscheinend irgendetwas vererbt bekommen habe: Sein Vater, mein Großvater nämlich sei auch, noch dazu bei schönstem Wetter, in seinem Zimmer gesessen, habe in irgendwelchen Büchern gelesen, auch Forschungen und Aufzeichnungen betrieben und dabei manchmal vergessen, das Heu rechtzeitig trocken in die Scheune zu führen.

Zu meiner Entschuldigung: Ich fühle mich durchaus nicht weltabgewandt, habe auch noch nie vergessen, das Heu heimzuführen, im Gegenteil. Aber wer am Land einmal das negative Image hat, arbeitsscheu und grüblerisch zu sein, wird es nicht mehr so schnell los, und das, obwohl ich – meine geistige Arbeit eingeschlossen – beinahe jeden Tag mindestens 16 Stunden arbeite, häufig sogar weit mehr.

Montag, 25. Oktober 1976

Für einen Tag nach Graz gefahren. Habe dort den ganzen Tag in meiner geliebten Universitätsbibliothek, im dortigen Lesesaal studiert. Ich fahre gerne nach Graz, fahre auch gern von meinem Dorf weg, denn meine Stellung in meiner Familie entspricht auch letztendlich meiner Stellung im Dorf. Beim Zufahren habe ich eine Studienkollegin aus der Zeit, in der ich noch Volkswirtschaft studierte, getroffen und mit ihr geplaudert. Mit Ausnahme von *Claudia* kann ich zuhause und auch in meinem Dorf mit niemandem so sprechen, wie ich auf der Uni mit Studentinnen oder Studenten spreche. Hier ist jetzt meine wahre Heimat, so scheint es jedenfalls in manchen euphorischen Momenten.

Dienstag, 9. November 1976

Meine Mutter ist bis nächste Woche im Krankenhaus zu einer Operation. Natürlich muss ich in dieser Zeit zuhause besonders präsent sein, um zum Beispiel abends und morgens die Kühe zu melken. Trotzdem nehme ich mir vor, punktuell zu gewissen Lehrveranstaltungen nach Graz zu fahren und danach natürlich wieder heimzufahren auf unseren Bauernhof.

Dienstag, 16. November 1976

In der Früh nach Graz gefahren zu Lehrveranstaltungen an der Uni. Bin abends wieder zurückgefahren, da ich morgens und abends den Stall richten muss. Das wird auch für die nächsten Wochen, vermutlich bis Weihnachten so bleiben, dass ich also einspringen muss,

da mein Vater im Stall prinzipiell nichts anrührt. Aber im Grunde gefällt mir auch die körperliche Arbeit.

Der heutige Studientag in Graz sieht wie folgt aus: Von 9 bis 10.30 Uhr besuche ich ein Proseminar bei Frau Dr. *Lohner*: „Erkenntnis- und Moralkritik bei Friedrich Nietzsche“. Von 10.30 bis 12 Uhr besuche ich eine Vorlesung von Prof. Freundlich im großen Hörsaal A: „Einführung in die Philosophie“. Danach Studium im Lesesaal der Universitätsbibliothek. Zwischen 15 und 17 Uhr Konversatorium zur „Einführung in Philosophie“ bei Prof. Freundlich im großen Übungsraum des philosophischen Institutes.

Mir wird bewusst, dass sowohl an der Universität Graz als auch in meiner Familie sowie auch in der Dorfgemeinschaft die soziale Integration und damit das soziale Wohlfühlen oder eher das mangelnde soziale Wohlfühlen mein größtes Problem ist. – Wie zuhause bin ich im Grunde auch hier an der Universität Graz relativ sozial isoliert. Vor dem Nietzsche-Seminar spreche ich wohl mit einer Dolmetsch-Studentin, die daneben Philosophie studiert, ein paar Worte, weiß aber nicht einmal ihren Namen. Der Verlauf in den Seminaren verläuft ähnlich.

Mittwoch, 17. November 1976

Ich habe zwar gute Einfälle beim Schreiben wie heute Morgen, aber rhetorisch fällt mir ungleich weniger ein, wenn ich mich im Seminarraum behaupten soll. Selbst an einer Universität wird man natürlich vor allem am subjektiven Eindruck gemessen. Ich glaube, dass mich Frau Dr. *Lohner* überhaupt für einen Dummkopf hält. Zumindest versuchte sie mich über prinzipielle Sachverhalte aufzuklären, die für mich nicht aufklärungsbedürftig waren. Auch irritierte mich ihre offene und latente Priorität für das marxistisch-leninistische Weltbild, im Besonderen des „Historischen Materialismus“.

Ein Beispiel für meine mangelnde verbale Durchsetzungskraft: Beim Nietzsche-Proseminar zeige ich zögernd auf, um einen Einwand vorzubringen. Frau Dr. *Lohner* erteilt mir auch das Wort, und ich argumentiere, dass ich Nietzsche unter anderem deshalb so schätzen würde, weil er ein Außenseiter der Wissenschaft sei und er somit ein gänzlich neues Paradigma begründet hat, während sich andere große klassische Philosophen, allen voran Immanuel Kant, primär um die menschliche Vernunft kümmerten. Die Erkenntnisleistung der Vernunft würde Nietzsche gering ansehen und demgegenüber – ähnlich wie Freud – auch das Irrationale, das Triebhafte im Menschen sehen und dabei nicht nur den Kulturmenschen betrachten, sondern auch den barbarischen Menschentyp. Ein Student in einem höheren Semester antwortet mir, dass Nietzsche kein Außenseiter der Philosophie und der Wissenschaft sei, sondern der Klassiker des 19. Jahrhunderts schlechthin.

Natürlich weiß ich, dass Nietzsche mit seiner kulturpessimistischen Philosophie erst nach der Gräuelperiode des Ersten Weltkrieges bekannt und populär wurde und dass er in gänzlicher Verkennung seiner Leistung zu seiner Lebenszeit auch alle seine späten Werke auf Selbstkosten drucken musste. Allein ich hielt mich in Schweigen zurück und antwortete nicht

mehr auf Gegenargumente. Warum weiß ich nicht. Vielleicht bin ich im Seminarraum zu passiv oder fühle mich deplatziert. So ähnlich geht es mir auch im Konversatorium bei Prof. Freundlich. Meine Argumente, obwohl sie manchmal einen guten Ansatz haben dürften, gehen einfach unter in der relativen Wortgewalt anderer Studenten, die deutlicher und lauter sprechen, auch wenn sie nicht immer mehr wissen als ich.

Donnerstag, 18. November 1976

Warum faszinieren mich gerade die Außenseiter in Wissenschaft, Kultur und Philosophie so, insbesondere jene, die die europäische Neuzeit begründet haben? – Allen voran Gutenberg, Kolumbus, Kopernikus, Galilei, Faraday, Darwin, Mendel, Freud, Nietzsche. Bin oder werde auch ich ein Außenseiter? Warum fühle ich mich nicht zu den anderen zugehörig? Wo ist meine eigentliche Heimat? In Kindberg am Bauernhof oder hier auf der Universität? Habe ich überhaupt noch ein Zuhause?

Freitag, 19. November 1976

Originelle, aber von den etablierten Systemen und Theorien abweichende Gedanken von mir werden bei Seminaren zumeist gar nicht kommentiert und belächelt. Daher wage ich es immer weniger, meine eigenen Gedanken mündlich vorzubringen.

Mir scheint, ich habe an der Universität Graz dieselben Schwierigkeiten wie zu Hause in meiner dörflichen Umgebung. Ich fühle mich sozial isoliert. Vielleicht flüchte ich mich eben deshalb in meine schriftlichen Konzepte.

Auch mit einer verbalen Darlegung meiner geschichtsphilosophischen Konzepte betreffend die primären Hochkulturen erhielt ich bislang bei allen Lehrveranstaltungen eine gewaltige Abfuhr. – Ich solle besser den „historischen Materialismus“ studieren, hieß es, dann würde auch ich endlich begreifen, wie Geschichte funktioniert.

Samstag, 4. Dezember 1976

Zuhause haben wir uns einen neuen Miststreuer angeschafft und wir freuen uns alle darüber. Er ist wirklich eine große Erleichterung uns so haben wir dieses Wochenende den biologischen Dünger unserer Rinderhaltung auf die Hauswiese und auf die Feuerwehrwiese geführt.

Wir haben aber keinen Frontlader, sondern laden wie gewohnt den Mist händisch mit Gabeln auf. Mein Vater klagt über Hüftschmerzen. Sein Arzt hat gemeint – und alle Befunde sprechen dafür –, dass die Abnützung so groß sei, dass er längst hätte operieren gehen müssen. Voriges Wochenende bei der Waldarbeit ist mein Vater auch nicht mehr auf den

Leitnerberg ganz hinauf mitgegangen, sondern hat unten kleinere Arbeiten verrichtet, während ich mit anderen Forstgehilfen die Motorsäge, Benzin und weitere Werkzeuge hinaufgeschleppt habe. In ein paar Jahren werde wohl ich den Bauernhof und die Forstwirtschaft allein führen müssen. Ob mir zuvor noch der Abschluss des Studiums gelingt, ist fraglich.

Ich halte von den theoretischen Philosophen und Moralisten nichts, sondern nur von den praktischen. Mein Vater ist 1912 geboren, jetzt also 64 Jahre alt. Meine Mutter ist 1926 geboren, jetzt 51 Jahre alt. Ich fühle mich auch moralisch verpflichtet, meinen Eltern mehr unter die Arme zu greifen.

Dabei und vor allem besteht für mich seit jeher noch ein Problem der Identität und sozialen Anerkennung: Im Grunde habe ich immer dann, wenn ich studiere oder an meinem Buch „Kultur und Kreativität“ weiterarbeite, ein schlechtes Gewissen.

15. Dezember 1976

Habe nach dem Einführungsseminar zum klassischen Altertum Prof. *Hahnenfuß* um seine Beurteilung meines historischen Manuskriptes zu den primären Hochkulturen gefragt. Er hatte dafür nicht mehr als eine herablassende Bemerkung übrig. Das war's dann auch. (Er fände die Arbeit „lustig“, hat er gemeint. – Ganz offensichtlich spielt er seine professorale Autorität voll aus. Erstsemestrige sind für ihn offensichtlich Tafelklassler, die man nicht ernst nehmen braucht. Aber manches Mal gehen die Uhren auch anders.)

Zunächst bin ich persönlich sehr betroffen von dieser Abweisung und Ignoranz meines Engagements. Natürlich grüble und denke ich den ganzen Tag darüber nach, wie es dazu kommen konnte. Schließlich sehe ich Defizite in den in Österreich sehr auf Autoritäten aufgebauten Ordinarienuniversitäten. Der Professor weiß alles, kann alles, sieht alles, macht alles richtig und hat die scheinbar unantastbare Stellung einer Autorität, die an mittelalterliche Sozialstrukturen erinnert.

Auch konstatiere ich einen Mangel an Fairness, Effizienz und Engagement, Begriffe, die in Österreich Fremdwörter im wahrsten Sinne des Wortes sind. Immerhin, es ist kein rationales Argument gefallen, das gegen meine Arbeit gesprochen hätte, allerdings auch keines dafür. Wo stehe ich? Wie soll ich etwaige Fehler eliminieren, wenn man mich nicht darauf hinweist?

Im angloamerikanischen Bereich, wo sich ungleich früher die Demokratie etablierte als im zentralen Europa, würde man Studenten vermutlich tatsächlich engagierter und fairer behandeln. Immerhin habe ich Jahre für das Manuskript gearbeitet und auch beim Seminar einiges an Engagement gezeigt. Ich bin so schockiert, dass ich mich zum Abbruch des Seminars entschlossen habe. Natürlich fallen mir jetzt auch einige andere Defizite bei Prof.

Hahnenfuß auf, den ich trotzdem für einen hervorragenden Fachmann – zumindest auf dem Gebiet der römischen und griechischen Geschichte – halte.

Da ist zunächst sein Hang zur Verklärung der Geschichte! Wie ist etwa seine Bemerkung zu beurteilen, dass die Sklaverei etwa im antiken römischen Imperium nicht ein dominantes soziales Phänomen gewesen sei, da nämlich viele Sklaven, insbesondere bei gut situierten Familien als Haussklaven, sehr gut behandelt worden seien? Oder wie ist seine Bemerkung zu beurteilen, dass etwa Menschenopfer im Aztekenreich nicht wirklich dominant gewesen seien? – Nach authentischen spanischen Quellen soll es dort von den häufigen Blutopfern gestunken haben wie in spanischen Schlachthäusern.

Vermutlich hätte Prof. *Hahnenfuß*, in seiner Art des Aufbaus eines Weltbildes des eigenen Wohlbefindens, welches mit Wissenschaft nichts zu tun hat, in späterer Zeit den Zweiten Weltkrieg als eine kleine missglückte Episode gedeutet, bei der es unglücklicherweise ein paar Tote gegeben hätte. Im Übrigen sei aber nach Ende des Zweiten Weltkrieges durch das Zusammenhalten der Völker der Schaden rasch wieder beseitigt worden. Dies ist tatsächlich die Lupe, die Wohlfühloptik, mit der heute Geschichte gesehen wird. Oder wie kommt es, dass etwa die ideologische und humanitäre Katastrophe des Zweiten Weltkrieges heute tatsächlich nur noch von sterilem wissenschaftlich-historischem Interesse zu sein scheint? Niemanden regt das – von einigen Ausnahmen abgesehen –, was damals geschehen ist, noch wirklich auf.

Ich finde es auch als Skandal ohnegleichen, dass in manchen historischen Schulbüchern die „punischen Kriege“ in eher formaler, günstiger Darstellung auf ebenso vielen Seiten abgehandelt werden wie die dreitausendjährige eigendynamische Geschichte Ägyptens. – Was wäre für diese Spätromantiker wohl das Altertum ohne die punischen Kriege? Ein kleiner Trost: Im 19. Jahrhundert dürfte die Sache noch schlimmer gewesen sein!

Die Verklärung der Geschichte, die ich auch bei anderen sehr kompetenten Professoren konstatiert habe, dürfte tatsächlich einer der dominantesten geschichtsverfälschenden Faktoren der Gegenwart sein, indem nämlich Professoren sich ein Weltbild aufbauen, in dem sie sich wohlfühlen und in dem sie gut leben können.

In abgeschwächter Weise gilt das wissenschaftsverfälschende Phänomen der ultrasubjektiven „Wohlfühloptik“ auch für die Philosophie, etwa in der Verklärung bestimmter Klassiker oder in der Priorität bestimmter ideologisch dominierter Themen.

16. Dezember 1976

Übernachte jetzt praktisch nie in meinem Zimmer in der Sparbersbachgasse, sondern fahre zwei bis drei Mal in der Woche von meinem Heimatort auf und ab zur Universität. Häufig suche ich dabei mein Zimmer gar nicht mehr auf, da es darin sehr kalt ist, sondern ich verbringe beinahe den ganzen Tag, wenn ich keine Lehrveranstaltung habe, in der

Universitätsbibliothek. Dort habe ich mich heute mit einer Studienkollegin verabredet, Maria Keller aus Gleisdorf.

Heute war auch Test im Einführungsseminar „Geschichte der Neuzeit“. Das geprüfte Thema „Konflikte der Weltpolitik von 1500 bis 1789“ kam mir sehr entgegen, da ich mich gerade auf diesem Gebiet sehr gut vorbereitet hatte. – Zu gut, wie mir scheint, denn ich habe nicht ganz die Hälfte des zu bewältigenden Inhalts hingeschrieben, dann war die Zeit leider abgelaufen. Was ich geschrieben habe, war sehr genau, die andere Hälfte hat praktisch gefehlt. Auch dabei muss ich erst Erfahrungen sammeln.

Entweder wird meine Arbeit sehr gut oder sehr schlecht bewertet. Irgendwie scheine ich mich im Universitätsbetrieb noch nicht so ganz zurechtgefunden zu haben. Die Findigkeit und Leichtigkeit, die manche andere Studenten hier zutage legen, fehlt mir gänzlich. Ein kleiner Trost für mich: Auch Albert Einstein hat während seines formellen Physikstudiums keine gute Figur gemacht. Nach seinem Studium war er der Einzige von vier Bewerbern, der keine Stelle an der Universität in Zürich bekam.

Ich kann derzeit meine eigentlichen Stärken nicht im Universitätsbetrieb darlegen, wohl aber im Aufschreiben meiner Gedanken. Die neue Konzeption von „Kultur und Kreativität“ nimmt gute Formen an. Ich sehe parallele Entwicklungen vom Imperium der Perser und dem der Inkas sowie dem des Neuen Reichs Ägyptens. Das Kernstück meiner Untersuchungen ist jetzt die klassische Maya-Hochkultur. Wieso ist sie so spontan erloschen? Mich interessiert in der Geschichte vieles, sehr vieles, aber ich muss achten, die richtigen Prioritäten zu setzen. Und die eigentliche Priorität ist jetzt die Publikation meines nächsten Buchs.

21. Dezember 1976

Habe die letzten Tage beinahe ausschließlich an „Kultur und Kreativität“ gearbeitet. Für mich haben die Weihnachtsferien begonnen. Werde jetzt nicht mehr nach Graz fahren. Bin leicht erkältet. Ab 9 Uhr vormittags bis 16 Uhr mit meinem Vater in unserem Wald am Ende des Jasnitztales gearbeitet. Wir haben mit dem Traktor in der Hinterleiten aus dem sogenannten Schwoager-Loch Blochholz herausgezogen, eine Arbeit, die im Winter bei gefrorenem Boden leichter vonstattengeht als zu nassen Jahreszeiten.

Die Erkältung, das Schwitzen bei der körperlichen Arbeit, das anschließende Sitzen auf dem offenen Traktor vertragen sich nicht recht miteinander. Am Abend brennen mir die Augen und ich habe Fieber.

24. Dezember 1976 (Heiliger Abend)

Die ganze Familie versammelt sich nach der Christbaumbescherung und dem traditionellen Gebet. Auch meine Schwester *Xantillie* und mein Schwager sind zum anschließenden

Aufschnittessen eingeladen und eigenartigerweise gelingt es uns am Heiligen Abend beinahe immer, gegenseitig freundlich zu sein. Weihnachten bewirkt eben doch etwas.

Donnerstag, 30. Dezember 1976

Seit Montag mit einer kleinen Jagdgesellschaft in unserem Wald gejagt. Unser Wald in der Gemeinde Allerheiligen im Mürztal hat Eigenjagdgröße und viele beneiden uns und mich darum. Das Ganze hat allerdings einen Haken: Obwohl ich sehr gerne im Wald arbeite und mich auch gerne im Wald aufhalte, interessiert mich die Jagd überhaupt nicht. Genau genommen ist sie mir ein Gräuel. Und dennoch gehe ich mit Jägern auf den Hochstand und danach zuweilen auch ins Wirtshaus, vor allem im Dienst der sozialen Integration.

Dienstag, 11. Jänner 1977

Vormittag eine Studienkollegin in der Universitätsbibliothek getroffen und mich mit ihr längere Zeit unterhalten.

Auf den Geschichtetest habe ich ein „Genügend“ bekommen. Der lehrende Assistent Dr. Hinteregger hat bei mir also das Glas halb leer gesehen und nicht halb voll, wie ich es erhofft hatte.

Donnerstag, 27. Jänner 1977

Das Wintersemester neigt sich dem Ende zu. Nachdem ich beim „allgemeinen Seminar“ in Geschichte bei Dr. Hinteregger bei einem weiteren Test ein Gut bekommen habe, reicht es im Zeugnis für ein Befriedigend.

Ich habe den Verdacht, dass manche meiner Studienkollegen die Sache weniger ernst nehmen als ich und weniger Engagement an den Tag legen und dennoch bessere Noten bekommen haben. Warum wohl? Möglicherweise sind sie den vermittelten Lehrinhalten gegenüber auch weniger kritisch und schreiben den Wünschen und Erwartungen der Professoren angepasste Arbeiten.

Vielleicht haben sie eine andere Begabung, die ich nicht habe: mehr soziale Kompetenz. Dazu zählt auch die Fähigkeit, sich im Seminar besser zu präsentieren, mit klarer Stimme zu sprechen, selbstbewusst ja und nein zu sagen und vieles mehr.

Dienstag, 1. Februar 1977

Ich habe dieses Wintersemester bei Prof. Topitsch zwei Vorlesungen besucht: „Krieg und Frieden – zur Friedensforschung“ und „Philosophie des frühen Christentums“. In einer der beiden Vorlesungen absolviere ich heute bei Prof. Topitsch ein Kolloquium und bekomme ein Sehr gut. Er ist irgendwie positiv überrascht von meinem Allgemeinwissen und von meiner Fähigkeit, Zusammenhänge zu sehen und sie zu integrieren. Endlich ein positives Erlebnis auch an der Universität.

Spontan frage ich ihn nach dem Kolloquium, ob er mein Manuskript begutachten würde, welches ich über die primären Hochkulturen geschrieben habe. Im Augenblick sei es etwas ungünstig, aber natürlich könnte ich es ihm vorbeibringen.

Montag, 7. Februar 1977

Im Februar sind Semesterferien. Ich bin nach Graz gefahren und habe das Manuskript für Prof. Topitsch in seinem Sekretariat abgegeben. Ich habe mir auch ein neues Zimmer gesucht in der Uhlandgasse, welches finanziell günstiger ist, da die Miete in der Sparbersbachgasse für mich nach einer Preiserhöhung beinahe unerschwinglich geworden ist und weil ich ohnedies immer seltener in Graz bin.

Die Semesterferien bin ich zuhause. Ich muss mich hier einfach mehr engagieren, um auch zuhause meine Stellung zu behaupten. Also helfe ich meinem Vater tüchtig bei der Holzarbeit. Ich weiß ohnedies nicht, wie lange es mit meinem Vater noch so gehen wird, denn er klagt immer mehr über Hüftschmerzen.

3. Im Bann der großen Hochkulturen

Dienstag, 8. Februar 1977

Die gesamte freie Zeit, in der ich nicht in der Land- und Forstwirtschaft tätig bin, verbringe ich praktisch damit, um an meinem Buch „Kultur und Kreativität“ über die Hochkulturen weiterzuarbeiten. Ich habe die Einleitung und das erste Hauptkapitel schon seit längerem abgeschlossen und konnte so Prof. Topitsch schon einige Ordner mit ca. 150 Seiten übergeben. Als mein eigentliches Glanzstück sehe ich dabei am Ende des ersten Hauptstückes das 12. Teilkapitel mit meinen Thesen zum Untergang der Maya-Hochkultur. Bin eben bei detaillierten Recherchen über die politische Dynamik der ägyptischen und mesopotamischen Hochkulturen, aber auch der Perser, Inka und anderer hochkultureller Spätphasen. Dazu verschlinge ich auch Unmengen an Büchern, leider komme ich nicht immer an die besten Quellen!

Montag, 14. Februar 1977 (Valentinstag)

Für mich ist der Valentinstag ein kleiner Frühlingsbeginn. Ich bin sehr froh, dass es wärmer wird, denn ich bin eigenartigerweise diesen Winter häufig erkältet. So auch jetzt.

Ich bin heute schon am frühen Morgen nach der Stallarbeit mit dem Zug nach Graz gefahren zur Universitätsbibliothek, um dort aus den dortigen Handbüchern einige Auszüge betreffend der primären Hochkulturen anzufertigen. Als ich abends nach Hause komme, wartet auf mich eine böse Überraschung. Mein Vater ist ziemlich aufgebracht, was ich denn jetzt in den Semesterferien in Graz zu tun hätte.

Wann immer ich in meinem Zimmer sitze und an meinen Manuskripten schreibe oder für eine Prüfung lerne, habe ich ein schlechtes Gewissen und weiß, dass es meiner Familie im Grunde nicht recht ist, was ich tue. Manchmal beneide ich die anderen Studentinnen und Studenten ob ihres unbeschwerten Daseins. Ja, ich glaube, dass sie gerade durch ihre Unbeschwertheit und das damit verbundene höhere Wohlbefinden auch bei den Professoren und anderen Kolleginnen und Kollegen besser ankommen als ich. – Der Mensch ist eben durch und durch irrational, selbst an einer Universität wiegt die subjektive, emotionale Ebene ungleich mehr als die rationale.

Sympathie und Antipathie, der erste Eindruck, die Fähigkeit, sich aufzublasen und sich gut präsentieren zu können, sind soziale Phänomene von erkenntnistheoretischer Relevanz, welche in der zeitgenössischen Universitäts- und Kathederphilosophie gänzlich ignoriert werden. – Hier gilt nur das logische Faktum, dass A' nicht A ist, unabhängig davon, ob dies für die faktische Lebenswelt relevant ist oder nicht.

Dienstag, 15. Februar 1977

Wenn ich mir einen Ort auf dieser Welt ausdenke, wo ich mich wirklich wohlfühle, wo ich mich sicher und geborgen fühle, so ist es der große Lesesaal der Universitätsbibliothek Graz. Er hat alle Vorteile, die man sich nur wünschen kann: Ich bin inmitten von Büchern, aber auch inmitten von gleichgesinnten Menschen und fühle mich zumindest darin auch nicht sozial isoliert oder missverstanden. Zudem ist er warm geheizt.

Zuweilen treffe ich dort auch Studienkolleginnen oder Studienkollegen und es tut mir ungemein gut, wenn wir uns auch nur kurz freundlich zunicken.

Nach dem Vorbild von Karl Marx fertige ich dort auch zuweilen mit großem Vergnügen Exzerpte, also Auszüge von dicken Folianten an, die ich dann auf einem Beiblatt teilweise mit Rotstift entsprechend meiner eigenen Sichtweisen und Gedankengänge kommentiere. Praktisch nie kommt es vor, dass ich eine vorgegebene Hypothese, Theorie oder auch nur einen größeren Informationsinhalt widerspruchsfrei übernehme. Auf diesem Basiswissen kann ich effizient meine Studien über die primären Hochkulturen betreiben. – Könnte ich, muss ich leider sagen, denn in den nächsten 14 Tagen wird mit einem Aufenthalt in der Universitätsbibliothek leider nicht mehr viel werden.

Mittwoch, 2. März 1977

Nach Graz gefahren und das billigere Kellerzimmer in der Uhlandgasse 5 bezogen.

Freitag, 4. März 1977

Wenn mich wer fragen würde, welcher Philosoph mein Vorbild ist, ich wüsste keinen. – Philosophen taugen schlecht als Vorbilder. Ein Immanuel Kant oder ein Friedrich Nietzsche sind als Menschen nicht wirklich beeindruckend und erbaulich, vor allem wenn man ihre genauere Biographie kennt.

Eines meiner Jugendvorbilder Christoph Kolumbus, der mir wegen unglaublicher Hartnäckigkeit und Konsequenz, mit der er seine Ziele verfolgte, zunächst sehr imponierte, scheidet nach genauerem Studium seiner Biographie jenseits von Jugend- und Abenteuerliteratur gänzlich aus. – Bereits nach seiner zweiten Überfahrt gebärdete er sich auf Haiti gegenüber den Eingeborenen diktatorisch und despotisch wie fünfundzwanzig Jahre später Hernán Cortes im Gebiet des heutigen Mexiko: Kolumbus duldet und förderte, um seine Stellung als Vizekönig in den neu entdeckten Gebieten zu festigen, die systematische Unterjochung, Versklavung und Folter der dortigen Eingeborenen und betrieb erste Ansätze eines Genozides. Fünfzig Jahre später war die Urbevölkerung von Haiti (dem spanischen „Hispanida“) praktisch ausgerottet. Das steht allerdings in keinem Jugend- oder Abenteuerbuch.

Bis vor kurzem habe ich noch Rousseau zumindest als philosophisches Vorbild favorisiert, vor allem wegen seiner naturnahen Philosophie. Aber wieder ist durch meine praktischen Lebensumstände eine Philosophie und damit ein Weltbild in mir ins Wanken gekommen: Die Verklärung der Natur und des natürlichen Lebens mag bei Rousseau durchaus seine Berechtigung haben. Den edlen Wilden, welchen er ebenfalls propagiert, hat es meiner Ansicht nach jedoch nie gegeben. Im Gegenteil: Für mich, und das gilt natürlich nur für meine persönliche Lebenssituation und meine persönlichen Lebensumstände, wird die Philosophie des Thomas Hobbes immer aktueller. Der Krieg im Urzustand der Menschheit, in dem alle gegen alle kämpften; „Bellum omnes contra omnes“.

Ich glaube, dass man von diesem „Urkrieg“ und dieser Uraggression selbst Familien und geschlossene Sippen nicht ausnehmen kann, die in der Vergangenheit meist patriarchalisch organisiert waren. Ich beobachte auch bei bäuerlichen Nachbarsfamilien und gerade im bäuerlichen Bereich, welcher eigentlich der Natur sehr nahe angesiedelt ist, wie unreflektiert und wie ungebrochen dort Aggressionen ausgelebt werden, sowohl nach innen gegen Familienmitglieder, im Besonderen gegen Kinder, die sich nicht wehren können, als auch gegen Außenstehende.

Ich teile die Menschen seit einiger Zeit in zwei Charaktertypen ein: in den „barbarischen Menschentyp“ und den „Kulturmenschen“. Dabei weiß ich gar nicht, ob der Kulturmensch wirklich besser ist als der von mir typisierte gegensätzliche barbarische Menschentyp, nur weil beispielsweise der Erstere seine affektiven Aggressionen vordergründig zurückhält. „Schein oder Sein“, das wird bei ihm zur großen Frage! Auch ein Maximilien de Robespierre wäre nach dieser Systematisierung ein „Kulturmensch“; also misstraue ich auch jedem vordergründigen und starren System.

Donnerstag, 11. März 1977

Kolloquium bei Prof. Topitsch und Prof. Freundlich. Beide Prüfungen sind gut verlaufen. Die mündlichen Prüfungen fallen mir, so scheint es jetzt, ungleich leichter als die schriftlichen.

Nach der Prüfung habe ich Prof. Topitsch gefragt, wie er mein Manuskript über die primären Hochkulturen beurteile. Er gab mir eine Antwort, die ich nicht erwartet hätte: Die Arbeit sei sehr komplex und er könne sie nicht beurteilen. Mir ist dies schwer verständlich, da Prof. Topitsch selbst auch auf einem ähnlichen Gebiet gearbeitet hat, nämlich der Theorie der soziomorphen, technomorphen usw. Projektionen in archaischen und höheren Kulturen.

Freitag, 12. März 1977

Ich denke noch immer daran, warum Prof. Topitsch auf meine Arbeit, für die ich als Student sehr viel Mühe aufgewandt habe, nicht eingeht, übrigens ebenfalls wie Prof. *Hahnenfuß*. Ich

sehe dies als gravierendes Defizit im derzeitigen Universitätsbetrieb. War es ein Fehler, dass ich seine Theorien der soziomorphen Projektionen in meiner Arbeit nicht integriert habe? Andererseits kann ich mich mit den Konzepten von Topitsch nicht anfreunden, da sie meiner Ansicht wie der dialektische Materialismus nach auf einer erkenntnismäßigen Abbildtheorie beruhen. Auch sind die Konzepte von Topitsch nicht weiter entwicklungsfähig.

Topitsch erklärt, dass sich etwa die griechische Götterwelt im getreuen Abbild des realen, sozialen Daseins entwickelt habe. Der Mensch schafft aber mit seinem Zentralnervensystem keineswegs nur Abbilder, sondern er ist fähig zu gänzlich neuen Schöpfungen. Aus dem Konzept von Topitsch geht letztendlich nicht hervor, warum der Mensch das Rad, die Töpferscheibe, die Dampfmaschine und die Kernspaltung erfunden hat.

Mir ist der ganze Universitätsbetrieb irgendwie suspekt. Eigentlich habe ich mir mehr erwartet, vor allem mehr Engagement bei der Professorenschaft. Möglicherweise ist dies bei den berühmten Universitäten im angloamerikanischen Raum anders. Ich glaube, dass man dort auch die Initiativen von Studenten mehr beachtet und man mehr auf sie eingeht.

Montag, 14. März 1977

Mein Manuskript „Kultur und Kreativität“ zu Prof. Freundlich gebracht mit der Bitte um Begutachtung. Er weist mich höflich darauf hin, dass am philosophischen Institut vor allem Prof. Topitsch für mein Thema infrage käme und zuständig sei und hat das Manuskript gar nicht angenommen. – Wenn es nicht sein Fach ist, kann ich das aber irgendwie verstehen. Ich würde vielleicht ebenso handeln.

Dienstag, 15. März 1977

Aus der griechischen und römischen Antike stammen Begriffe wie Demokratie, Republik, Gymnastik, Gymnasium, Arithmetik, Theater, Komödie, Tragödie usw., welche wir verstehen und welche heute noch auf wesentliche Wurzeln unserer Zivilisation hinweisen. Ganz anders verhält es sich mit archaischen Kulturen und den primären Hochkulturen. Die Motivationen dieser Menschen sind für uns nicht mehr ohne Weiteres nachvollziehbar und somit scheint die Geschichte dieser Kulturen mit großen Fragezeichen behaftet.

Eine der wesentlichen Fehlerquellen in der Deutung der frühen Hochkulturen sind meiner Ansicht nach heute: Irrationale Phänomene werden vom Standpunkt unserer Rationalität gedeutet, etwa nach rein pragmatischen, ökonomischen Gesichtspunkten. Ein weiteres Defizit ist die zu unbedachte Anwendung des klassischen Kausalprinzips, welches zwar bei einfachen Phänomenen der Naturwissenschaften Wertvolles zu leisten imstande ist, nicht aber bei komplexen sozialen Phänomenen. Ein drittes Defizit ergibt sich daraus, da sich namentlich Archäologen bei der Erforschung von archaischen Kulturen, aber auch von

Hochkulturen – im Besonderen etwa in Mesoamerika – vorwiegend auf materielle Artefakte konzentrieren. Das Materielle, seien es Keramikgegenstände, Figuren bis hin zu den großen Tempelanlagen, war aber nur ein Teil der dortigen Kulturen.

Der wesentlichste Inhalt des hochkulturellen Vermächtnisses war im Bewusstsein, also im neuronalen Netzwerk der damaligen Menschen und dieses ist uns leider für immer verloren. Aber auch bei manchen komplexen Phänomenen der Naturwissenschaft reichen Rationalismus, Kausalität und Materialismus nicht aus, um komplexe Phänomene zu beschreiben und zu erklären. Dies gilt etwa für die Entstehung und die Entwicklung des Lebens, welche in ihrer Spontaneität und Zufälligkeit gewisse Parallelen mit der Evolution der Kulturen aufweist.

In einem weiteren späteren Teil meiner historischen Untersuchungen möchte ich wie Oswald Spengler Schnittpunkte von biologischer und soziokultureller Evolution untersuchen.

Im 19. Jahrhundert hatte man zur Beschreibung und Erklärung bestimmter historischer Phänomene eine grundsätzlich andere Terminologie als im 20. Jahrhundert. Damals waren noch folgende Begriffe sehr gebräuchlich: Theokratie, Eliten, Hierarchien. Auch Oswald Spengler übernimmt noch einiges von dieser Sichtweise und Terminologie, etwa wenn er das Priestertum oder die militärische Aristokratie als Urstände früher Hochkulturen ansieht.

Durch den historischen Materialismus, durch das marxistische Weltbild also, wurde diese Anschauung gerade ins Gegenteil verkehrt: Nicht das Individuum sei die primäre geschichtsbildende Kraft, was zweifellos richtig ist, sondern diese müsse man in allgemeinen sozialen Prozessen sehen, eine Ansicht, die falsch ist. Denn auch die Gesellschaft insgesamt kann nicht als primäre geschichtsbildende Kraft angesehen werden, da sie letztendlich aus Einzelindividuen besteht.

Das Phänomen, dass man einen vorgegebenen Standpunkt im wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritt früher oder später aufgibt und gerade ins Gegenteil verkehrt, möchte ich als „Wirklichkeitsbruch“ bezeichnen. Oft wird dadurch aber das Kind mit dem Bade ausgeschüttet und zu viel Altes und Bewährtes aufgegeben. Ich glaube etwa, dass die neue Sichtweise dem Phänomen der großen Hochkulturen unbeholfener gegenübersteht als die alte Sichtweise, die immerhin auch noch emotionale Dispositionen mit einbezog, und sozusagen – da man selbst noch in einem emotionalen, sprich ideologisch-nationalen Zeitalter lebte – dafür auch einiges Verständnis und Gespür hatte.

Auch in anderen Bereichen fallen mir im historischen Materialismus gravierende Fehldeutungen auf: Die Ökonomie bestimmt zwar viel, aber nicht alles! In den frühen Phasen der formativen Hochkulturen waren ökonomische Verhältnisse sicher nicht die Ursache, sondern wohl auch die Folge von komplexen geistesgeschichtlichen Verhältnissen.

Ich bin wieder bei dem Bild, dass eine gute Kürbisernte allein nicht ausreicht, um etwa die hochkulturelle Megastadt von Teotihuacán zu erklären.

Ich glaube, dass meine Konzepte und Hypothesen durchaus diskussionswürdig sind. Warum komme ich an dieser Universität nicht einmal in die wissenschaftliche Diskussion, wo es doch bei den hochkulturellen Phänomenen noch so viele Fragezeichen und „weiße Flecken“ gibt? Im Übrigen glaube ich, dass sich der Marxismus-Leninismus früher oder später als Ideologie ähnlich überleben wird wie der Nationalsozialismus. – Ideologien sind dogmatisch. Es gibt bei ihnen kaum eine Irrtumsbeseitigung, also sind Gesellschaften, die darauf aufbauen, für den Abruf bestimmt.

Mittwoch, 16. März 1977

Manches, was ich in meinem Manuskript „Kultur und Kreativität“ dargelegt habe, ist bereits bekannt, in manchem habe ich – so meine ich – aber gänzlich neue Akzente gesetzt und damit neue Konzepte entwickelt. Allein die Unterscheidung, dass Hochkultur nicht gleich Hochkultur ist, ist von fundamentalster Bedeutung. Das deutsche Wort „Hochkultur“ ist im Übrigen missverständlich und wird auch für bestimmte Phänomene unserer gegenwärtigen Zivilisation verwendet. Auch die englische Umschreibung „very advanced civilisation“ drückt etwas von einer Unbeholfenheit und Hilflosigkeit in der erkenntnismäßigen Aneignung dieser komplexen Kulturphänomene aus.

Überwiegen in den Anfangsphasen der großen Hochkulturen meistens theokratische Motive, so wurden diese später durch militärische, imperiale Bestrebungen der jeweiligen Machthaber abgelöst. In der griechischen und römischen Antike gewinnt neben dem Priestertum und der kriegerischen Aristokratie bereits ein dritter Urstand eine wesentliche soziokulturelle Bedeutung, nämlich ein tatsächlich weitgehend ökonomisch und pragmatisch ambitioniertes Bürgertum, welches seinen Wohlstand und Reichtum vor allem aus dem Handel gewinnt.

Wie zu Beginn der europäischen Neuzeit in der italienischen Renaissance löst vor allem der materielle Wohlstand und Reichtum bestimmter Individuen und begüterter Familien einen Wandel der althergebrachten Traditionen aus. Der materielle Reichtum einiger Weniger, die nicht den bisherigen privilegierten Ständen der priesterlichen Eliten oder militärischen Aristokratie angehörten, löst diese aus dem allgemeinen soziokulturellen Kontext, in der die vorgegebenen tradierten Normen, etwa aus der Religion, nicht mehr beachtet werden. – Eine wesentlich weitere und umfassendere Säkularisierung, als sie etwa durch die Ablöse der sakralen Eliten durch militärische Hierarchien erfolgt, setzt ein. Diese Kulturen sind uns nahe und bei ihrer Beschreibung und Erklärung treten auch kaum gravierende Fehldeutungen auf. Ganz anders verhält es sich bei den archaischen Kulturen und den primären Hochkulturen, insbesondere in den formativen Phasen der Letzteren.

Ein Keltenfürst soll nach einer populären Anekdote einst vor Alexander dem Großen geführt worden sein und Alexander habe ihn gefragt, was er auf dieser Welt am meisten fürchte. Natürlich erwartete Alexander der Große, der Keltenfürst würde die militärische Macht

Makedoniens nennen. – „Dass ihm und seinem Volk einmal der Himmel auf den Kopf fallen würde“, das fürchte er am meisten, antwortete der Kelte dem großen Makedonen. – Dieses irrationale, emotional bestimmte Weltbild ist uns ganz und gar unverständlich und doch war es über Jahrtausende von wesentlicher geschichtsbildender Kraft.

Donnerstag, 17. März 1977

Es springt mir immer wieder ins Auge: Die bedeutendste erkenntnistheoretische Leistung des bisherigen 20. Jahrhunderts haben nicht Philosophen zustande gebracht, sondern sie stammt vom Tiefenpsychologen Sigmund Freud, der feststellt, dass der Mensch die Wirklichkeit primär so wahrnimmt, wie er sie sich wünscht. In einem egalitären, demokratisch organisierten Zeitalter, in dem wir jetzt leben, ist die Versuchung groß, auch historische Prozesse unter dieser Lupe zu sehen. Privilegierte Eliten sollte es in unserer soziokulturellen Dynamik nicht oder nicht mehr geben, aber es gibt sie doch noch. Auch in der Vergangenheit sucht man nun gerade in einer Umkehrung der Sichtweise des 19. Jahrhunderts, die Rolle von Eliten herabzuspielen und unter dem Einfluss des marxistisch-leninistisch Weltbildes durch eher unbestimmt gehaltene soziokulturelle und ökonomische Prozesse zu ersetzen.

Tatsächlich war das kulturelle Vermächtnis etwa der primären Hochkulturen beinahe ausschließlich von sakralen oder militärischen Eliten getragen und das Ausscheiden derselben musste zum unweigerlichen Zusammenbruch der dortigen Kultur führen, wenn keine Weiterentwicklung auf imperialen Ebenen möglich war. In dieser Sichtweise scheint etwa der Untergang der klassischen Maya-Hochkultur vor allem durch ein Ausscheiden der dortigen Eliten bedingt zu sein und nicht, wie heute vielfach dargestellt, durch willkürliche ökonomische Ursachen.

Im Übrigen glaube ich tatsächlich, dass man sich im emotional-national dominierten, ideologischen Fluidum des 19. Jahrhunderts dem Phänomen der primären Hochkulturen, wenn auch mit den damals noch beschränkten wissenschaftlichen Methoden und Möglichkeiten, mit mehr Einfühlungsvermögen und Effizienz nähern konnte als in unserem pragmatischen, nüchternen, ratiomorphen 20. Jahrhundert. – Es ist ein Faktum, dass selbst in unserem scheinbar demokratisch organisierten Zeitalter Eliten auf sehr vielen Ebenen und nicht nur auf jener der Ökonomie eine ungleich größere Rolle spielen, als man gerne wahrhaben will. Wenn also gewisse soziokulturelle Aspekte der Gegenwart nur allzu gern übersehen und verdrängt werden, wie sollte dies in der Sichtweise der Vergangenheit anders sein?

Heute notiere ich in mein Manuskript u. a. folgende Zeilen:

Die Ansicht, dass alles höhere Kulturgut des Abendlandes aus dem religionsverbundenen Orient gekommen sei, findet sich schon bei den Griechen und ist vielleicht so alt wie die europäische Geschichte selbst. Zuletzt hatte sie für die Romantik eine besondere Bedeutung. – Für unsere Zivilisation ging die Sonne im Osten auf, im alten Orient.

Das „Ex Oriente Lux“ der Romantik, welche in einer ihrer Strömungen den Quell aller höheren Weisheit und Kultur ebenfalls im Orient sah, ist aber tatsächlich mehr als ein leeres Schlagwort. Denn die Religion und nicht der freie Intellekt bildete in den Theokratien des „fertile crescent“ den Ursprung allen frühen wissenschaftlichen Wissens. Und unübersehbar sind Kenntnisse und kulturelle Errungenschaften, welche später zu einer Grundlage der pragmatisch motivierten Zivilisation Europas mit ihren aufgeklärten Geisteshaltungen des Rationalismus, Materialismus und Positivismus werden sollten, elitären Priesterzirkeln am Euphrat und Nil entsprungen. – Der ungeheure Aufbruch der abendländischen Zivilisation war sicher nur über die säkulare Drehscheibe der Antike möglich, diese fußt aber mit dem hohen Standard ihrer Kultur und Zivilisation in den orientalischen Theokratien.

Freitag, 18. März 1977

Ich habe diese Woche noch bei zwei oder drei weiteren Professoren bzw. Assistenten angeklopft im letzten Stock des Institutsgebäudes der Philosophie, doch alle haben mein Ansinnen höflich, aber bestimmt abgelehnt. Wieder bekam ich die Antwort, dass für meine zweifellos sehr interessante und engagierte Thematik vor allem Herr Prof. Topitsch zuständig sei. Am Mittwoch habe ich eine alte Manuskriptversion von Maria Keller zurückbekommen. Natürlich versuche ich, meine Manuskripte auch in der Studentenschaft anzubringen. Dies gelingt mir seltsamerweise nur bei weiblichen Studienkolleginnen.

Ich merke aber mehr und mehr, dass ich auch an der Universität Graz zunehmend isoliert bin und kaum wirkliche Freunde habe, vor allem nicht unter den männlichen Kollegen. Trotzdem fühle ich mich hier an der Universität noch wohler als zuhause im Dorf, wo man, würde ich jemanden von meinen Nachbarn auf der Straße fragen, vermutlich nicht einmal wüsste, was das Wort Philosophie bedeutet.

Ich kann aber durchaus so viel reflektieren, dass ich weiß, dass Philosophie nicht das Wichtigste ist im Leben. Im Gegenteil: Es ist insbesondere in unseren Tagen eine ziemlich unwichtige Sache und man kann auch ganz gut ohne Philosophie oder Geschichte leben, was ich an vielen anderen Menschen merke, die ihr Leben in mancher Hinsicht offensichtlich besser bewältigen als ich.

Hatte diese Woche ein ziemlich unliebsames Symptom, das mich schon in der vergangenen Zeit öfters geplagt hat. Hoffentlich sind das nicht die Anzeichen einer beginnenden Depression, denn zuweilen fühle ich mich tatsächlich entmutigt, erfolglos, isoliert, müde, matt und abgeschlagen. Ich versuche eben dann durch Disziplin noch mehr geistig zu arbeiten. Ist das richtig? – Jeder Mensch, der hart arbeitet, wünscht sich irgendwann einen

Erfolg davon. Den habe ich nicht. Am meisten von allem belastet mich die Ignoranz der Professorenschaft. Besonderes Engagement von Studierenden ist offensichtlich unerwünscht.

Freitag, 25. März 1977

Ich war diese Woche nur zwei Tage in Graz.

War im Übrigen die ganze Woche wieder erkältet und habe leichtes Fieber. Gehe heute mit einem Feuerwehrkollegen für den Osterball der Freiwilligen Feuerwehr Hadersdorf sammeln. Irgendwie tut es mir doch gut, wieder unter die Leute zu kommen.

Samstag, 2. April 1977

Ich habe diese Woche wieder mit Hochdruck an meinem Buchmanuskript „Kultur und Kreativität“ weitergearbeitet. Dieses Buch hat meine oberste Priorität und auf dieses Buch setze ich nach der Fertigstellung meine ganze Hoffnung, denn möglicherweise muss ich mein Studium abbrechen, bevor ich es so richtig begonnen habe.

Bin heute mit meinem Vater und einigen Forstgehilfen von der Gemeindefraße beim Leitnerwiesel hinaufgegangen auf den Leitnerberg. Mein Vater klagte unterwegs beim Gehen über starke Hüftschmerzen, sodass wir ihm natürlich Motorsäge, Rucksack, Benzin usw., was früher er getragen hatte, abnahmen. Oben sagte er mir klipp und klar, dass er wahrscheinlich nicht mehr lange schwere Arbeit verrichten könne und dass ich mich darauf einstellen müsse, das Hiermanngut, also unseren Forstbetrieb, nächstes Jahr selbst zu bewirtschaften und zu bearbeiten.

Dienstag, 5. April 1977

Mit meinem Vater und Forstgehilfen wieder für Forstarbeiten auf den Leitnerberg gegangen. In meiner sozialen Isolation genieße ich jetzt den Kontakt zu den Forstarbeitern und kann nach einem langen Arbeitstag zumindest wieder gut schlafen. Ich darf das Hiermann keineswegs abgeben. Wenn ich in eine persönliche, materielle oder andersartige Krise käme, zuhause im Wald bin ich immer gut aufgehoben.

Schon einmal während meines Volkswirtschaftsstudiums, im Besonderen aber auch wegen meiner anderen intensiven intellektuellen Ambitionen habe ich mir Schlafstörungen eingehandelt, die ich durch die Arbeit im Wald sehr rasch wieder ausgeheilt habe.

Mittwoch, 6. April 1977

Auch heute wieder mit meinem Vater und Forstgehilfen in den Wald gefahren auf den Leitnerberg. Es ist Karwoche und ich bin natürlich die ganze Woche zuhause. Doch heute war die Abfahrt in den Wald durch irgendwelche Umstände verzögert und ich nütze natürlich die Zeit, um an meinen Manuskripten über die Hochkulturen weiterzuarbeiten, das jetzt praktisch in der Endphase ist. In einigen Wochen wird es abgeschlossen sein. Ich hoffe, dass sich dann rasch ein Verlag finden wird, um es zu publizieren.

Die Arbeit zuhause und die faktische Lebenswelt ergänzen sich, wie ich jetzt meine, gut zu meinen intellektuellen Anlagen. – Obwohl ich natürlich intellektuelle und philosophische Interessen habe und denen auch nachkomme, sehe ich mich keineswegs weltfremd. Ich weiß, dass es meine erste Aufgabe ist, das praktische Leben zu bewältigen und nicht irgendwelche intellektuellen Probleme zu lösen. Und im Endeffekt verspüre ich es am eigenen Leib: Die Natur ist stärker als die Kultur.

Samstag, 16. April 1977

Diese Woche habe ich mit Hochdruck an der Fertigstellung meines Buchs über die Hochkulturen gearbeitet. 18-Stunden-Tage sind jetzt nichts Anormales und ich kann selbst in der Nacht nicht abschalten. Ich stehe in der Nacht immer wieder auf, um mir Notizen zu machen.

Samstag, 23. April 1977

Auch diese Woche vor allem an der Fertigstellung meines Buchmanuskriptes gearbeitet.

Sonntag, 1. Mai 1977

Ich kann es nicht glauben: Mein gänzlich überarbeitetes und erweitertes Manuskript „Kultur und Kreativität“ im Umfang von mehreren hundert Seiten ist fertiggestellt. Auch die Reinschrift nach meinen handschriftlichen Vorlagen, die Sekretärinnen der Universität Graz gegen Bezahlung für mich vornehmen, ist abgesehen von den letzten handschriftlichen Seiten beinahe abgeschlossen. Was hat sich doch seit den letzten Jahren geändert! Ich sehe als eine meiner größten Stärken meine Hartnäckigkeit und mein Engagement, ein Ziel zu verfolgen.

Mittwoch, 4. Mai 1977

Von Graz wieder nach Hause gefahren. Ich leide an Schlafstörungen und Stimmungsschwankungen und Selbstzweifeln. War es wirklich richtig, vor Beginn meines eigentlichen Studiums derartig viel Energie in die Abfassung eines wissenschaftlichen Buchs zu setzen?

Dies hat meiner Ansicht nach Vor- und Nachteile. Ein Nachteil ist der, dass ich natürlich mit weniger Basiswissen an die Sache herangehen konnte. Der Vorteil ist, dass ich sozusagen unbefangen, innovativ geschrieben habe, in der Rolle eines typischen Außenseiters. Manche Fragwürdigkeiten fallen mir als Besonderheit auf, die einem, wenn man im Studium so richtig drinnen ist, nicht mehr besonders ins Auge springen. Da ist zum Beispiel die latente Überbewertung der klassischen Antike mit ihrer relativ ausgeprägten Rationalität gegenüber den orientalischen Hochkulturen sowie die Notwendigkeit eines differenzierten wissenschaftlichen und methodologischen Zugangs zu dem einen wie dem anderen Kulturphänomen.

Donnerstag, 19. Mai 1977 (Christi Himmelfahrt)

Von 9. bis 18. Mai Waffenübungen des Bundesheeres im Ortnerhof bei Leoben.

Ich quäle mich nicht mehr mit den Gutachten, wie bei meiner regulären Präsenzdienstzeit als Fliegersoldat in Hörsching bei Linz und in Zeltweg, ob es richtig oder falsch war, dem Einberufungsbefehl zu gehorchen. Als Wehrdienstverweigerer wäre ich in meiner sozialen Umgebung einschließlich meiner Familie noch mehr ins Abseits geraten. Über alles andere denke ich nicht mehr nach. Und im Großen und Ganzen ist das Ganze gar nicht so schlimm. Ein wenig Abwechslung auch in meiner jetzigen Situation, und ich fühle mich sozial integriert.

Montag, 23. Mai 1977

Einige fertige Fassungen meines Manuskripts an Verlage geschickt mit der Anfrage um Publikation. Habe mein über 300 Seiten starkes Manuskript „Kultur und Kreativität – Aufstieg und Fall der Hochkulturen“ Prof. Topitsch noch einmal vorgelegt mit der Bitte um Begutachtung. Da wartet eine böse Überraschung auf mich: Prof. Topitsch sieht sich das Inhaltsverzeichnis durch, würdigt meinen Fleiß und meint, er könne keineswegs beurteilen, wo ich das Ganze her habe, ihm scheinbar, das Ganze sei mir ohnedies über den Kopf gewachsen und letztendlich sehe er sich außerstande, diese Arbeit jetzt zu begutachten. Als ich mich dankend verabschiedete, läuft er mir auf den Gang nach und drückt mir das Manuskript in die Hände.

Vielleicht war es doch ein Fehler, ihn mit so einem umfangreichen Manuskript zu überhäufen. Ich hätte ihm besser zuerst vorsichtiger nur 100 oder 150 Seiten anbieten sollen, wie beim ersten Anlauf.

Dienstag, 24. Mai 1977

Ich blättere mein umfangreiches Manuskript durch und bin zufrieden. Gegen Ende des Buches habe ich manches treffender ausgedrückt als noch zu Beginn. Auch scheint mir, dass ich etwa die Geschichte des Inka-Reiches und der Perser im hinteren Teil des Buches origineller behandelt habe als die kurze Charakterisierung der Griechen und Römer am Beginn des Buches. Treffend scheinen mir die letzten Sätze des Manuskripts, welche das Programm meiner Hypothesen beinhalten. Jede Form von einem Determinismus oder objektivem Faktenkult wird abgelehnt:

Ohne auf das häufig diskutierte Verhältnis von Individuum und Gesellschaft in der Geschichte näher einzugehen, muss doch gesagt werden, dass allein auf Grund der Konzeption des „Machtgebildes Staat“ einzelne Individuen darin einen überproportional großen Einfluss auf den Geschichtsverlauf nehmen können, wenngleich auch diese Individuen natürlich durch die allgemeinen gesellschaftlichen Verhältnisse in einem Sozialkörper bedingt sind. Gestalten wie Ramses II., Assurbanipal, Dareios, Alexander, Caesar und selbst noch Napoleon waren ehrgeizige Eroberer, auch Despoten vielleicht, aber sicher nicht erfüllt vom Geist der Krämer und Kaufleute. Ihr Ziel war die politische Neugestaltung der Welt unter ihrer Herrschaft, und nicht bloß der materielle Tribut von einigen Provinzen. Zum Verständnis ihrer eigentlichen Motivationen kommt am ehesten die Individualpsychologie A. Adlers in Betracht.

Ein großer Irrtum war auch seit jeher die Suche nach historischen Gesetzen. Es gibt sie nicht. Es gibt nur einander entsprechende Entwicklungstendenzen, und diese haben ihren Ursprung nicht in einem metaphysisch überhöhten Geschichtsprinzip, sondern in der Psychologie des Menschen. Deshalb sollten Historiker vor allem profunde Menschenkenner und Psychologen sein. Nur dann werden wir vielleicht erschließen können, warum Menschen vor 100, vor 1000 oder vor 5000 Jahren so und nicht anders gefühlt, gedacht und gehandelt haben.

Menschen handeln irrational. Deshalb, aber auch aus anderen Bedingungen, wie Zufallsereignissen, ist auch der Geschichtsverlauf irrational und nicht vorhersehbar. Der „Fortschrittsgedanke“ seit der Aufklärung ist im Übrigen eine willkürliche menschliche Weltanschauung, eine fromme Ideologie, also ein subjektives Hirngespinnst.

Die Ökonomie ist dem Menschen Mittel zum Zweck und nicht Selbstzweck. Sie bestimmt vieles, aber determiniert nichts, und ist eingebettet im allgemeinen soziokulturellen Kontext.

Beinahe alle Bücher über die großen primären Hochkulturen beginnen mit vielen Fragezeichen bereits im Vorwort. Vieles ist darin noch ungeklärt. Ich glaube, dass meine Arbeit ein paar Mosaiksteine zum bisherigen Geschichtsbild hinzufügen kann, und hoffe, damit doch in die wissenschaftliche Diskussion zu kommen.

Als eine Glanzleistung meines nunmehr neu überarbeiteten und erweiterten Manuskriptes sehe ich meine Hypothesen zum bislang ungeklärten Untergang der klassischen Maya-Hochkultur. Diese Zivilisation ist letztendlich, nach meiner Anschauung, an ihrer eigenen Komplexität gescheitert, im Besonderen an der Komplexität ihres metaphysischen Weltbildes. Aktueller Bezug zur Gegenwart: Wird auch unsere Zivilisation über kurz oder lang an ihrer Komplexität scheitern?

Mit meinen vorläufigen Denkansätzen und Hypothesen kann und soll keineswegs irgendeine neue geschichtsphilosophische Wahrheit verkündet werden. – Es soll vielmehr schlicht und einfach ein Diskussionsbeitrag in Richtung eines neuen Paradigmas geliefert werden. Und diese innovative Sichtweise ist grundsätzlich einem Außenseiter leichter möglich als einem in der Sache direkt involvierten und verstrickten Forscher.

Im Folgenden die ersten Absätze aus meinem Manuskript den Untergang der klassischen Maya-Hochkultur betreffend:

Ist die Dynamik der mesopotamischen Hochkultur vorwiegend durch die externen Bedingungen einer latenten völkischen Überlagerung bedingt, so scheint der Untergang des Alten Reiches von Ägypten im überwiegenden Maße durch interne Bedingungen verursacht, welche im wesentlichen durch einen Wandel des theokratischen Königsdogmas bedingt sind. Nicht nur der Aufstieg, sondern auch der Niedergang der Hochkultur steht hier im engsten Zusammenhang zu einem „ideellen Überbau“. Noch spektakulärer als in Ägypten sehen wir einen hochkulturellen Kulturverfall aus internen, ideellen Bedingungen bei den Mayas ab dem 9. Jahrhundert n. Chr.

Der Niedergang der Maya-Hochkultur ist bis heute in seinen Ursachen umstritten und im übrigen vielen Historikern ein nicht zu lösendes Rätsel. – Einst blühende Metropolen wie Palenque, Tikal und Copán sowie unzählige andere Städte im Zentralgebiet wurden aufgegeben, begonnene Bauarbeiten plötzlich eingestellt, Stelen nicht mehr errichtet, und alles stadtstaatlich organisierte Leben erlahmte. Scheinbar über Nacht verließen Herrscher und Priester ihre Weihestätten, der Urwald begann die vorhandenen Monumentalbauten zu überwuchern, und das Volk ging – sich selbst überlassen – wieder einer primitiven Beschäftigung nach.

Auch die Ursache für den Untergang der Maya-Kultur liegt primär im Verfall und Auscheiden der Eliten. Dies wurde aber keinesfalls durch eine gewaltsame Volkserhebung oder kriegerische Invasion verursacht, sondern durch eine geistige Bewegung innerhalb dieser Eliten. ... Höchstwahrscheinlich war auch die Aufgabe der Maya-Städte durch Säkularisationsprozesse, im besonderen durch eine intellektuelle Krise bzw. „sophistische

Bewegung“ innerhalb der Priesterschaften bedingt, welche ihre kreativen Vitalenergien erlahmen ließ. Ohne elitäre Führung aber waren die Stadtstaaten dem Untergang geweiht.

Die Mayastädte der klassischen Epoche des Zentralgebietes waren primär Kultorte, als solche auch in der Blütezeit der dortigen Hochkultur nie bewohnt und über lange Perioden des Jahres praktisch menschenleer. Nur zu religiösen Feiern, den anschließenden Markttagen und zum Arbeitsdienst an den Sakralprojekten strömten die Massen in die Zeremonialzentren. Die Aufgabe der Städte bedeutete also für das Volk zunächst nichts anderes als das Ende der organisierten Zusammenkünfte und Rekrutierungen ...

... Einer der gänzlich falschen Ansätze in den bisherigen unzähligen Theorien zum Niedergang der Maya-Kultur war, daß die Bedeutung der sakralen Eliten als Kulturträger nicht entsprechend gewürdigt wurde und daß damit ihre Rolle auch beim Kulturverfall nicht anerkannt wurde. Im derzeit dominanten materialistischen Geschichtsverständnis überwiegen natürlich die ökonomischen Erklärungsversuche. Nur vergleichsweise wenige Theorien gehen dabei davon aus, daß indirekt die Tätigkeit der Eliten unterbrochen wurde. Thompson und Moley glauben etwa, daß die Führungsschicht durch einen Bauernaufstand vernichtete worden sei, was nicht zuletzt wegen des Fehlens von jeglichen Anzeichen von Gewalt und der Dauer des Niedergangs, von über 100 Jahren, gänzlich unwahrscheinlich ist. Weiter wird beim Verlassen der Maya-Städte oft indirekt vorausgesetzt, daß diese Orte Wohnstädte waren. Tatsächlich entwickeln sich erst ab 1200 n. Chr. im nachklassischen Reich von Mayapan infolge extern bedingter Säkularisationsprozesse reine Wohnstädte, wobei diese „Maya-Renaissance“ bezeichnenderweise nur auf die weniger isolierte Halbinsel Yukatan beschränkt blieb. Die Zeremonialzentren des Zentralgebietes blieben für immer menschenleer. Wenn die Städte der klassischen Epoche also Kultzentren waren, so ist deren Aufgabe primär mit Wandlungen in religiösen Bereichen und nicht mit willkürlichen ökonomischen Erklärungen zu begründen.

Auch in der Hochkultur der Mayas setzten nach ihrem spektakulären theokratischen Aufschwung relativ rasch Säkularisierungsprozesse ein. Ihre Besonderheit liegt aber darin, daß sie durch ihre Isolation im Tropenurwald des Zentralgebietes keine wesentliche zivilisatorische Weiterentwicklung erfuhr. Es entwickelten sich hier keine militärischen Machtzentren, welche wie im Orient die politische Initiative in den großen Reichsgründungen übernehmen konnten. So brachte der säkulare Wandel dieser Kultur keinen Fortschritt, sondern den Untergang. Wenn also im folgenden mögliche Ursachen für einen „sophistischen Kulturtod“ der Maya-Hochkultur beschrieben werden, so bleiben diese letztlich eine Vermutung. Entscheidend ist die Tatsache, daß auch in den Maya-Theokratien relativ rasch Säkularisationsprozesse eingesetzt haben. Der „Rückzug der sakralen Eliten“ ist somit auch nur als Symptom des Unterganges der Maya-Hochkulturen zu betrachten und nicht als eigentliche Ursache ...

Aktueller Kommentar (geschrieben im Herbst 2011):

Meine Hypothesen blieben sowohl an der Universität Graz als auch in der allgemeinen Fachwelt gänzlich unbeachtet. Kein einziges Mal wurde ich etwa zu einem Pro-Seminar oder Seminar eingeladen, um darüber zu referieren und anschließend zu diskutieren, was ich als gravierenden pädagogischen Mangel ansehe. Alleine aus Respekt vor meinen Bemühungen und meinem Engagement hätte ich mir, nach meiner Anschauung, eine minimale Auseinandersetzung und Diskussion mit meinem Manuskript verdient. Was folgte, war ein großes Schweigen!

Das weitere Schicksal des Manuskriptes ist eine wahre Odyssee. Erst rund 10 Jahre später gelang es mir, für das Manuskript einen Verlag zu finden und es in Buchform zu publizieren. Der R.G. Fischer Verlag in Frankfurt sah den Inhalt meines Manuskriptes als durchaus innovativ an. Möglicherweise ist es daraus zu erklären, dass es auch heute noch, im Jahr 2012, über Auslieferung dieses Verlages im Buchhandel erhältlich ist.

Der interessierte Leser, gleichgültig ob Wissenschaftler oder historisch Interessierter, möge sich selbst ein Bild machen, ob es ein Defizit der Universität Graz war, dass dieses Manuskript praktisch nie in die wissenschaftliche Diskussion gelangt ist und ob tatsächlich neue, innovative Konzepte zur Entstehung und Entwicklung der Hochkulturen darin enthalten sind. Diese würde ich natürlich heute anders darstellen denn als fünfundzwanzigjähriger Student und ich habe einige Themen daraus auch in jüngster Zeit in Aufsätzen aktualisiert dargestellt.

Der „historische Materialismus“, das marxistisch-leninistische Weltbild also, welches in den siebziger Jahren noch nachhaltig das allgemeine Geschichtsverständnis prägte, hat sich inzwischen durch neue, reale politische Gegebenheiten selbst überholt. Andererseits habe ich bereits als junger Student in meinen Studien gewisse Konzepte vorweggenommen, welche gegen Ende des 20. Jahrhunderts im Paradigma des epistemologischen Konstruktivismus enthalten waren. Nicht zuletzt daraus ergibt sich für meine frühen Studien über die Hochkulturen eine neue Aktualität. Wie aus meinen späten Tagebuchaufzeichnungen hervorgeht, wurde ein wissenschaftlicher Diskurs darüber an der Universität Graz bis zuletzt geradezu verhindert.

Österreich hat das Glück, dass es auf vielen wissenschaftlichen Gebieten noch immer ausgezeichnete Forscher hervorbringt, die sich wohlthuend von der übrigen Wissenschaftskultur, einer platten Durchschnittlichkeit und einer noch immer sehr autoritätsgläubigen und auf das formale beschränkten Universitätsroutine abheben. Einer dieser Forscher ist der Archäologe und Architekt Prof. Hasso *Hochner*, der am südlichen Stadtrand von Graz wohnt und dessen Haus nicht nur unzählige archäologische Relikte aus präkolumbischer Zeit birgt, sondern auch eine Bibliothek, die als eine der größten Maya-Bibliotheken Mitteleuropas gilt.

Hoch waren also meine Erwartungen, als ich mit diesem zweifellos sehr beeindruckenden Gelehrten im Juni 2010 ins Gespräch kommen konnte. Ich hatte dabei die Gelegenheit, ihn zweimal in seinem Haus zu besuchen, und legte dem Gelehrten meine Konzepte mündlich dar. Meine Publikation von 1988 kannte er bereits. Es geschah wieder das Seltsame und für mich nicht leicht Verständliche, was ich schon Jahre zuvor erlebt hatte: Der Professor raffte sich zu keinem einzigen rationalen Argument gegen meine Thesen auf, hielt sich aber in allgemeinen Erklärungen, dass in meiner Publikation von 1988 doch ziemlich viele Fehler enthalten seien.

„Wie sollte das anders sein?“, antwortete ich. „Ich bin nicht eingebunden in ein wissenschaftliches soziales Netz. Ich kann in meinem Vorwort nicht auf ein Dutzend Mitarbeiter und Forscher hinweisen, die meine Arbeit korrigiert haben.“ Und im Übrigen verwies ich darauf, dass auch im Werk ganz großer Klassiker, etwa in der „Philosophie des Abendlandes“ von Bertrand Russell in einem der ersten Kapitel über den Aufschwung der griechischen Kultur, unglaublich viele fachliche Fehler enthalten seien. Auch meinte der Gelehrte, dass die Maya-Hochkultur de facto nie untergegangen sei, da dort auch heute noch Menschen wohnten und das Erbe aus der alten Zeit in sich bewahrt hätten, oder dass der Untergang dieser Kultur doch durch Bauernaufstände, also durch Revolutionen, von den untersten Schichten herbeigeführt wurde.

Ich entgegnete daraufhin, dass solche Hypothesen nur Forscher aussprechen könnten, die mit der faktischen Lebenswelt nicht wirklich verbunden sind. Zum einen seien Bauern und ungebildete Volksschichten in einer starren und konservativen Hochkultur, wie sie eben die Maya-Zivilisation auch im 8. und 9. Jahrhundert n. Chr. noch darstellte, viel zu autoritätsgläubig, traditions- und religionsverbunden gewesen, als dass sie sich zu einer wirklich groß angelegten Revolte hätten aufraffen können. Zum anderen hätte eine groß angelegte Revolution Know-how vorausgesetzt, nämlich das Know-how der Rekrutierung und Organisation der Massen, welches primär den dortigen sakralen und militärischen Eliten vorbehalten war, nicht aber den uneingeweihten breiten Volksschichten.

Obwohl sich hier also eine minimale wissenschaftliche Diskussion entwickelte, wurde sie letztendlich durch das Schweigen des Herrn Professors abrupt abgebrochen. Mit anderen Worten: Professor *Hochner*, der sich Jahrzehnte mit der klassischen Maya-Hochkultur, im Besonderen auch mit der Entwicklung der dortigen Architektur, etwa in Copán, auseinandergesetzt hatte, sah meine Konzepte nicht einmal als diskussionswürdig an, wiewohl er, und das möchte ich noch einmal betonen, meinen Hypothesen kein einziges rationales Argument entgegenstellte. Aus demselben Grund lehnte er auch einige Wochen zuvor eine Einladung zu einer Lehrveranstaltung ab, bei der ich meine Hypothesen über die Hochkulturen hätte präsentieren können, die aber dann ohnedies auch von anderer Stelle abgewürgt wurde (vgl. Kapitel 18).

Nach einer längeren Diskussion, die schließlich auch Defizite und Risiken unserer eigenen Zivilisation betraf, etwa die Epoche des Nationalsozialismus im 20. Jahrhundert, erklärte mir

der Professor bei meinem zweiten Treffen am 23. Juni 2011 schließlich, dass er jetzt das Haus verlassen müsse, weil er einen dringenden Termin hätte, dass ich mich aber ohne Weiteres bis zu seinem Wiederkommen darin frei bewegen könne, und – das war in diesem Angebot wohl enthalten – dabei seine Artefakte studieren und seine Bibliothek benützen könne. Ich fühlte mich sehr geehrt und lehnte dankend ab. Es kam bedauerlicherweise zu keinem weiteren Treffen mehr, wenn auch zu einem sporadischen Informationsaustausch über das Internet.

Das erste Treffen mit Prof. *Hochner* erfolgte an einem heißen Frühsommertag am 3. Juni 2010. Ich habe diese Begegnungen in meinem Protesttagebuch deshalb nicht in direkter Chronologie aufgenommen und beschrieben, weil Prof. *Hochner* doch alles in allem ein sehr freundlicher Gastgeber war und ich seine Gastfreundschaft nicht mit weiterer Kritik beantworten möchte.

Als ich dem sehr geehrten Herrn Professor im Herbst 2010 schließlich zwei von mir verfasste Aufsätze übermittelte, der eine betreffend den Untergang der klassischen Maya-Hochkultur, der andere betreffend die Thematik der Entwicklung der primären Hochkulturen in Beziehung zum epistemischen Konstruktivismus, geschah wiederum das Stereotype, was ich bei ähnlichen Gelegenheiten schon Jahre und Jahrzehnte zuvor erlebt hatte, was ich aber jetzt nicht erwartet hätte: Prof. Homan, der immerhin auch leitendes Mitglied eines Vereins zur interdisziplinären Maya-Forschung ist, antwortete mir nach der Übersendung der beiden Fachausätze nicht mehr, ignorierte damit natürlich auch meine Bitte um eine wissenschaftliche Diskussionsmöglichkeit bzw. den Hinweis zu einer Publikationsmöglichkeit.

Ich finde das Ganze bedauerlich, aber sympathisch: Nicht nur die solcherart beendete Begegnung mit Homan, sondern vor allem auch die Überheblichkeit und mangelnde Transparenz der heutigen Wissenskultur insgesamt.

Dass dies nicht immer so war, dass sich also auch große Gelehrte sog. kleinen Geistern annahmen, wenn sie nur Initiative und Engagement an den Tag legten, zeigt das hervorzuhebende menschliche und wissenschaftliche Verhalten des großen Immanuel Kant. Eines Tages wandte sich ein junger Student aus ländlichem Milieu mit einigen Manuskripten an den großen Philosophen aus Königsberg. Dieser fand entweder den Studenten oder die Manuskripte interessant, förderte beides und gebar solcherart für die Philosophie einen Johann Gottlieb Fichte.

4. Ein unnötiges Theater

Donnerstag, 26. Mai 1977

Ich kann mein Studium im Herbst nur dann fortsetzen, wenn ich Ende des zweiten Semesters eine Zusatzprüfung in Latein positiv ablege. Daher widme ich mich jetzt spät, aber doch lateinischen Übersetzungen, dem Studium lateinischer Grammatik, der Wiederholung von der Deklination und Konjugation und unregelmäßigen Verben und konzentriere mich, wie es meine Art ist, voll auf diesen Stoff. – Bei der Abfassung meines letzten Manuskriptes habe ich meine bereits im Herbst des Vorjahres begonnenen Lateinstudien gänzlich vernachlässigt.

Freitag, 27. Mai 1977

Ich beobachte in meiner dörflichen Umgebung immer wieder Menschen, die auch ohne Latein ganz gut leben. Warum flüchte ich eigentlich in eine andere Welt? – Nein, ich glaube gar nicht, dass es eine Flucht ist. Die Hinterfragung dieser Welt und ihrer Erscheinungen fasziniert mich tatsächlich; und sogar mehr als alles andere.

Montag, 30. Mai 1977 (Pfingstmontag)

Es ist schönes Wetter. Wir haben die Zeit genutzt und zuhause auf unserem Bauernhof mit der Heuernte begonnen. Die Arbeiten in Wald und Feld mache ich eigentlich gerne, da ich zumindest dieses Jahr die Erfahrung gemacht habe, dass sie meine Nerven stabilisieren und ich zum Beispiel dadurch zu einem ruhigen Schlaf finde. Auch werde ich dadurch ausgeglichener und manche Enttäuschung, die ich auch in Graz gemacht habe, verkrachte ich dadurch leichter.

Dienstag, 31. Mai 1977

Ich bin wieder bei einem meiner Generalthemen angelangt, die mich selbst sehr tangieren, nämlich der Unterscheidung zwischen dem „barbarischen Menschentyp“ und dem „Kulturmenschen“. Hier auf dem Land zählen zarte, intellektuelle, nachdenkliche Menschen wenig. Gehört wird vor allem der, der am lautesten schreit.

Auch dafür sehe ich eine Erklärung: Der Mensch ist ein Kleingruppenwesen, orientiert sich schon von Kindheit an, vor allem erkenntnismäßig, in seiner sozialen Umgebung, um dadurch seine eigene Identität zu gewinnen. In der Stammesgeschichte der Menschheit, etwa in der Steinzeit, hat eine Kleingruppe nur existieren können unter einer starken, zielgerichteten Führung. Daher besteht geradezu ein angeborenes Bedürfnis von Kleingruppenmitgliedern,

dem die Solidarität zuzuwenden, der am stärksten und dominantesten auftritt. Fehler und Fehlkalkulationen sind damit inkludiert, denn jener, der stark und dominant auftritt, mag zwar in einer steinzeitlichen Kleingruppe oft tatsächlich der Stärkste, Vitalste gewesen sein, nicht aber immer der Umsichtigste und Vorsichtigste.

Bis in unsere Zeit sind Menschen, wenn sie sogenannten charismatischen Führern folgten, oft ins Verderben gerannt. Man denke an die Solidarität und die Bewunderung, die etwa ein Napoleon Bonaparte heute noch bei vielen besitzt oder an die irrationalen Massenphänomene unter Adolf Hitler oder ganz allgemein an den Starkult unserer Tage.

Natürlich gibt es auch das Gegenteil des – ich will es so ausdrücken – Starkultes in der Kleingruppe: Im Tierreich hat man festgestellt, etwa bei Hühnern oder bei Vögeln, dass anormale Individuen, denen etwa eine Feder aus dem Federkleid steht, von den übrigen Tiermitgliedern ausgestoßen und aggressiv bei Seite gedrängt werden. Auch dieses Verhalten mochte im Tierreich eine stammesgeschichtliche Bedeutung für die Evolution haben, indem nämlich das Schwache und Lebensunwerte aus der Population ausgeschieden wird. Solche Mechanismen sind auch im menschlichen sozialen Dasein wirksam. Hier entfalten sie jedoch, ebenso wie der sogenannte Starkult, in einer hohen entwickelten Zivilisation ausgesprochen destruktive Implikationen, welche viele Menschen in Schulen und am Arbeitsplatz, in Familien, aber auch in anderen Sozialgemeinschaften physisch und psychisch entweder extrem bevorzugen oder extrem benachteiligen.

Man kann das Ganze auch auf einer erkenntnistheoretischen Ebene behandeln und dabei feststellen, dass der erkenntnismäßige Zugang eines Menschen zu seinen Mitmenschen meist ein subjektiver und irrationaler ist. Nur wenige Menschen sind imstande, mit ihrer Reflexionskraft derartige archaische Mechanismen nicht nur zu durchschauen, sondern auch mit einem bewussten Verhalten entgegenzusteuern.

Ist der „Homo sapiens“ also eine Fiktion? Ich kann bei abwägender Betrachtungsweise nicht einmal sagen, ob der „Kulturmensch“ unbedingt in einer Sozietät der bessere Menschentyp ist als der sogenannte „barbarische Menschentyp“. Es kann nämlich nicht nur für ein Individuum, sondern auch für eine Sozietät schlecht sein, wenn sich z. B. ein Mensch dauernd angewöhnt, sich emotional zurückzunehmen. Die Folge ist möglicherweise nicht nur eine physische und psychische Schwächung dieses zurücknehmenden Individuums durch nicht ausgelebte Affekte und Aggressionen, sondern auch eine Schwächung der Kleingruppe insgesamt. Hat Nietzsche doch recht, wenn er die barbarische Bestie glorifiziert? Auch Freud konstatiert ein „Unbehagen in der Kultur“ durch die Zurückhaltung von Trieben. – Ein weiterer Mosaikstein im Puzzle meiner Zivilisationskritik!

Dienstag, 2. Juni 1977

Wollte mein Manuskript Frau Ass. Dr. *Lohner* abgeben, bei der ich ein Nietzsche-Seminar besucht habe, doch sie ist heute nicht anwesend, vermutlich krank. Also hinterlege ich es für sie im Sekretariat.

Dienstag, 14. Juni 1977

Ich habe den Entschluss gefasst, nächstes Wintersemester nicht mehr in der Kellerwohnung in der Uhlandgasse zu bleiben, da ich mir dort eine Nebenhöhlenentzündung geholt habe und danach längere Zeit während meines Studiums im frühen Sommersemester Antibiotika nehmen musste. Heute habe ich Glück. Ich habe ganz in der Nähe der Universität am Geidorfgürtel Nr. 32 eine Wohnung gefunden, die ich allerdings schon ab Juli bezahlen muss.

Mittwoch, 15. Juni 1977

Ich bereite mich nun intensiv auf meine Zusatzprüfung in Latein Ende des Semesters vor. Es erfüllt mich dabei irgendwie mit Wohlgefühl und Stolz, einige Klassiker nun selbst, wenn auch mit Mühen und allerlei Hilfsmitteln, im Original lesen zu können. Immerhin gelingt es mir immer öfter, Sätze vollkommen richtig vom Lateinischen ins Deutsche zu übersetzen, wengleich ich bei meinen Lateinkünsten auch noch sehr große Mängel feststelle.

Formal beherrsche ich alle Deklinationen, Konjugationen und auch einen Großteil der Grammatik. Aber das Übersetzen verlangt Übung und einen schnellen Überblick und der fehlt mir weitgehend.

Heute versuche ich mich an einem Text über den Stoiker und Philosophen Lucius Annaeus Seneca. – Seneca bekleidete hohe Regierungsämter, war also zutiefst mit der faktischen Lebenswelt seiner Zeit verbunden. Er war auch in kaiserliche Intrigen involviert, betrieb offensichtlich selbst auch solche und wurde wegen seiner möglichen Beteiligung an der Pisonischen Verschwörung gegen Nero im Jahre 65 n. Chr. zum Selbstmord gezwungen.

In seiner Schrift „*De vita beata*“ („Das glückliche Leben“) finde ich jedoch auch heute noch gültige Lebensweisheit und manchmal auch Trost. Seneca ging es dabei weniger um eine theoretische Grundlegung seiner stoischen Ansichten, sondern um praktische Lebensbewältigung. Er hat dabei durchaus individuelle und originelle Ansichten:

Quaeramus ergo, quid optimum factu sit, non quid usitatissimum, et quid nos in possessione felicitatis aeternae constituat, non quid vulgo, veritatis pessimo interpreti, probatum sit. Vulgum autem tam chlamydatos quam coronatos vovo; non enim colorem vestium, quibus praetexta sunt corpora, aspicio; oculis de homine non credo, habeo melius et certius lumen, quo a falsis vera diiudicem; animi bonum animus inveniat.

Fragen wir also, was am besten zu tun sei, was allgemein üblich ist, und was uns zum Besitz beständigen Glücks verhilft, nicht, was dem Pöbel zusagt, der über das Rechte die abwegigsten Vorstellungen hat. Pöbel aber nenne ich auch Leute im Krönungsornat. Denn nicht auf das Äußere, auf die Gewänder, die sie umhüllen, schaue ich. Den Augen mag ich bei einem Menschen nicht trauen. Ich habe ein besseres und zuverlässigeres Organ, um Falsches vom Echten zu unterscheiden: Geistige Gaben entdecke der Geist!

Sonntag, 26. Juni 1977

Von 24. bis 26. Juni war Zeltfest der Freiwilligen Feuerwehr Hadersdorf. Ich bin als angeblicher Jäger im Schießstand eingeteilt, zeige mich jedoch insgesamt nicht mehr so engagiert wie voriges Jahr. Diese Woche sind auch erste Absagen von Verlagen eingelangt, was mich nicht besonders beunruhigt. Habe mit einem Lektor direkt gesprochen und ich weiß auch aus anderen Informationen, dass die Chancen, wenn man als Unbekannter ein Manuskript bei einem Verlag einreicht, äußerst niedrig sind, angenommen zu werden, zumindest ohne Empfehlungsschreiben einer autorisierten Person.

Was mich ungleich mehr stört und verwundert, dass die Professorenschaft der Universität Graz zu meinem Manuskript über die Hochkulturen keine Stellungnahme abgibt. Das Mindeste, was ich mir erwartet hätte, wäre, dass ich bei einem Proseminar oder im Rahmen einer anderen Lehrveranstaltung, etwa einer Arbeitsgemeinschaft, darüber hätte sprechen können, ein Referat halten können und wir über meine Konzepte diskutieren hätten können.

Dienstag, 28. Juni 1977

Onkel Mühlhans, der Jahre und Jahrzehnte auf unserem Bauernhof mitgeholfen und gearbeitet hat, vor allem, wenn mein Vater im Dienst in Thörl war, ist unerwartet und in frühem Alter, nach kurzer schwerer Krankheit gestorben.

Freitag, 1. Juli 1977

Morgen habe ich die schriftliche Zusatzprüfung in Latein. Ich habe mich nicht ganz optimal vorbereitet, weil meine geistigen Hauptressourcen im letzten Studienjahr zweifellos in mein Buchmanuskript geflossen sind. Ich habe mir Latein vollkommen autodidaktisch angeeignet, mit alten Grammatikbüchern und dem Manuskript eines Intensivkurses, ohne den Intensivkurs tatsächlich zu belegen, und habe keine einzige reguläre Unterrichtsstunde in Latein gehabt. Zu meinem Schrecken wird mir heute bewusst, dass ich noch niemals in meinem Leben einen Lehrer gehört habe, der mir einen lateinischen Text vorgelesen hat. Natürlich habe ich die lateinischen Texte, die ich gelesen habe, mir autodidaktisch angeeignet, also weiß ich nicht, ob ich sie richtig ausgesprochen habe oder nicht.

Da bitte ich meine Schwester *Lisi*, die in Bruck ein humanistisches Gymnasium besucht hat, mir die ersten Seiten von Cäsars „Gallischem Krieg“ in Latein auf eine Kasette zu lesen. Zu meiner Beruhigung stelle ich fest, dass ich mir im Großen und Ganzen die Aussprache auch selbst richtig angewöhnt habe. Natürlich kenne ich den ersten Absatz von Cäsars gallischem Krieg wie beinahe jeder andere Lateinschüler auch auswendig:

Gallia est omnes divisa in patres tres ... (Ganz Gallien ist insgesamt in drei Teile eingeteilt ...)

Zu meiner altersmäßig mittleren Schwester *Lisi* habe ich von allen drei Geschwistern ohnedies das beste Verhältnis. Das kommt daher, dass sie in Graz Medizin studiert und ich sie mindestens ein bis zwei Mal die Woche besuche. Es ist eine Art Zweckgemeinschaft: denn *Lisi* fährt oft über mehrere Woche nicht nach Hause und ich bringe ihr manchmal irgendwelchen materiellen oder finanziellen Nachschub von zuhause mit, z. B. auch Eier, Salat oder Ähnliches.

Samstag, 2. Juli 1977

Schriftliche Lateinergänzungsprüfung im Hauptgebäude der Universität Graz in einem Raum des geisteswissenschaftlichen Dekanats. Mir ist es den Umständen entsprechend gut gegangen und ich habe aber das Gefühl, dass andere Studentinnen bzw. Studenten besser vorbereitet waren als ich. Eine alte Kultur- und Wissenschaftssprache wie Latein kann man sich eben nicht über Nacht selbst aneignen.

Nachmittag nach Hause gefahren und bei meinem Schwager und meiner älteren Schwester *Xantillie* bei Dachdeckerarbeiten geholfen. Meine Bemerkung, dass ich heute eine schriftliche Prüfung in Latein gehabt habe, kam zumindest bei meiner Schwester *Xantillie* nicht gut an. Sie fuhr mich barsch an und meinte, was „das ganze Theater eigentlich soll“.

„Was für ein Theater?“, frage ich. „Na, dein Nach-Graz-Fahren und die vielen Zetteln.“ Ich wusste, was damit gemeint war. Mein Studium in Graz und meine Arbeiten an meinen Manuskripten.

Mittwoch, 6. Juli 1977

Mündliche Lateinprüfung, ebenfalls im Hauptgebäude der Universität Graz. Summa summarum: Ich habe die Zusatzprüfung in Latein bestanden und bekomme dafür ein „Genügend“. Ich bin hochofreut, mein Studium im Herbst überhaupt fortsetzen zu können, denn ich weiß, dass Latein im letzten Jahr nicht meine oberste Priorität war. Es dürfte auch ein Fehler gewesen sein, diese althehrwürdige Kultursprache mir rein autodidaktisch anzueignen, aber ich bin eben so ein Typ, der manche Sachen eher alleine angeht als in Kooperation mit anderen. Das kann manchmal Vorteile mit sich bringen, etwa bei der Originalität bestimmter Gedanken, sehr häufig aber auch Nachteile.

Nach der Prüfung mit einer Medizinstudentin, die ebenfalls eine Lateinprüfung abgelegt und positiv bestanden hat, ein Cola trinken gegangen. Sie ist sehr hübsch und wir haben vereinbart, dass wir uns im Herbst wiedersehen werden. Sie hat bezüglich des Studiums ähnliche Probleme wie ich, muss auch neben ihrem Studium arbeiten. In ihrem Fall muss sie sich Geld hinzuverdienen und sie arbeitet, wie sie mir mitgeteilt hat, auch regelmäßig auf den Grazer Messen.

Donnerstag, 7. Juli 1977

Ich habe gestern natürlich auch meiner Mutter mitgeteilt, dass ich die entscheidende Lateinprüfung in Graz an der Universität bestanden habe. Ich glaube, wenn wir im Stall ein Kalb bekommen hätten, wäre das für sie ein größeres Ereignis gewesen. Aber jeder Mensch hat eben sein eigenes Weltbild, und darin seine eigenen Prioritäten verankert.

Gegen die Mittagszeit hat heute auch mein Vater von meiner bestandenen Lateinprüfung sowie vom Ende des Sommersemesters in Graz erfahren. Ich war gerade bei Heuarbeiten in der Tenne, da fuhr er mich ziemlich aufgebracht an und meinte, er wolle mit mir etwas Dringliches besprechen. Ich ahnte nichts Gutes, denn solche Dringlichkeiten hatten noch nie etwas Erfreuliches für mich gebracht.

Das Ganze sei eigentlich ein Theater, meinte auch er, noch dazu ein unnötiges. Und ich würde ihm noch dazu unnötige Scherereien bereiten. Insbesondere die Bauern und Forstarbeiter in Jasnitz, wo der Großteil unseres Forstbetriebes liegt, könnten nicht verstehen, dass ich „nur Spinnereien im Kopf hätte“.

Freitag, 8. Juli 1977

Die Diskussion über meine Eignung als Bauer und damit um die Hofnachfolge, für deren Vorbereitung ich immerhin die „Höhere Bundeslehranstalt für Land- und Forstwirtschaft“ in St. Florian/Linz fünf Jahre lang besucht habe, geht auch heute weiter. Bereits in dieser Schule, die ich im dortigen Internat besucht habe, ist aus mir, so meine ich, ein Philosoph geworden, obwohl mich auch die dortigen naturwissenschaftlichen Fächer wie Chemie, Physik, Botanik, Zoologie, Pflanzenbau, Tierzucht usw. sehr interessiert haben. Doch darum geht es heute nicht.

Am Ende der Diskussion meinte mein Vater mit einem lapidaren Satz, es sei wohl das Beste, wenn ich jetzt das Studieren endlich lassen würde und mich voll und ganz der Forstwirtschaft widmen würde. – Und das hatte etwas zu bedeuten!

Samstag, 9. Juli 1977

Die eigentliche Kunst des Lebens besteht nicht darin, sich etwa nur an einem schönen Sonnenaufgang erfreuen zu können, wie es bisweilen in Kalendersprüchen heißt, sondern mit Schwierigkeiten fertig werden zu können. Ich werde auch diese Schwierigkeit mit Entschlossenheit meistern, werde, wenn es nötig sein sollte, mein Studium auch eine Zeit lang unterbrechen, aber ich werde es ganz gewiss mit Entschlossenheit fortsetzen. – Entschlossenheit, das wusste ich, seit ich Biographien von sogenannten bedeutenden Persönlichkeiten gelesen hatte, ist eine der wesentlichsten Voraussetzungen für einen positiven Lebenserfolg und eine positive Lebensführung. Beinahe bei allen bedeutenden Menschen der Geschichte war neben ihren spezifischen Gaben die Entschlossenheit und Hartnäckigkeit wohl ihre Hauptbegabung.

Was hätte Kolumbus das theoretische Wissen genutzt, dass man eben auf dem Seeweg nach Westen wieder Land erreichen könne. Diese Idee stammt übrigens gar nicht von ihm, sondern er hat sie von anderen aufgeklärten Geistern seiner Zeit übernommen, etwa vom Florentiner Arzt und Humanisten Paolo Toscanelli. Die bei weitem größte Begabung von Kolumbus war die Entschlossenheit, seinen Plan zu verwirklichen und hier überwandte er scheinbar unendliche Schwierigkeiten und Hindernisse.

Samstag, 16. Juli 1977

Mit der Freiwilligen Feuerwehr Hadersdorf beim Bergturnfest auf der Stanglalm. Danach kehren wir in die Schutzhütte ein und ich fühle mich unter den Feuerwehrkameraden pudelwohl. Ich habe ein Studienjahr äußerster geistiger Anstrengung hinter mir, ebenso aber eines einer zumindest teilweise selbst auferlegten sozialen Isolation.

Ich trinke ein Bier und einer der Feuerwehrkameraden, selbst Gymnasiast, fragt mich zu meiner Überraschung: „Woran denkst du jetzt?“ „Wie schön es hier bei euch ist“, antworte ich, „ich habe nämlich ein ziemlich hartes Studienjahr hinter mir und auch jetzt einige Schwierigkeiten.“

Sonntag, 17. Juli 1977

Ich denke noch einmal an das gestrige positive Erlebnis auf der Stanglalm in den Fischbacher Alpen und komme zu einer interessanten Schlussfolgerung hinsichtlich meiner Untersuchungen über das menschliche Glück: Man kann unglücklich und glücklich zugleich sein.

Nach einem Jahr ziemlich großer Anstrengungen blieben die unmittelbaren Erfolge aus. Vor allem mein zweifelhaftes Geschick beim Zugang zu den Professoren lässt zu wünschen übrig. In dieser eher gedrückten Grundstimmung habe ich also gestern ein positives Erlebnis gehabt. Meine Stimmung hat sich also merklich gehoben, obwohl nicht das ursprüngliche

Problem gelöst wurde, sondern ein anderes Ereignis eintrat. Ich finde das Ganze hochinteressant. Dies ist für mich ein weiteres Indiz dafür, dass man sich psychischen und sozialen Phänomenen nicht in monistischer Weise nähern kann, sondern nur in pluralistischer, möglichst viele Faktoren einbeziehend.

Diese Einsicht ist aber auch einer meiner Hauptkritikpunkte am geisteswissenschaftlichen Studium in Graz. Letztendlich gilt diese Kritik auch auf die bestehende Geschichtswissenschaft. Es ist nämlich unsinnig zu meinen, ein so komplexes, labiles und dynamisches Phänomen wie eine primäre Hochkultur allein oder primär auf ökonomische Faktoren reduzieren zu können. Ich glaube an die Gültigkeit der Thesen in meiner Arbeit über die primären Hochkulturen und sehe den bedeutendsten Satz des über 300 Seiten starken Manuskriptes, welcher bereits in der Vorbemerkung steht, voll bestätigt:

„Die ökonomischen Verhältnisse erscheinen dabei vielfach als eine Folge und nicht als Ursache von komplexen geistesgeschichtlichen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen.“

Dies ist natürlich auch eine Umkehrung und Relativierung des marxistisch-leninistischen Geschichtsbildes. Bei nicht wenigen Professoren der Universität Graz, die dieser Richtung nahe stehen, werde ich mit meinen Thesen wohl kaum auf fruchtbaren Boden fallen. (Prof. Topitsch ist aber auf keinen Fall der zuweilen offen vertretenen linken Ideologie zuzurechnen.)

Montag, 18. Juli 1977

Ebenso wie die monistische Denkweise sehe ich auch das unreflektierte Anwenden des Kausalprinzips etwa in der Geschichtswissenschaft als einen Kardinalfehler an. Bei komplexen historischen Prozessen ist es unzweckmäßig, für bestimmte Phänomene eine einzige Ursache, eben meist ökonomische Bedingungen, für gesellschaftliche und kulturelle Phänomene anzusehen.

Es müsste unter Einschluss der Kybernetik auch für die Geschichtsforschung eine wissenschaftliche Disziplin begründet werden, die in Regelkreisen das Prinzip vieler Ursachen und vieler möglicher Wirkungen berücksichtigt. Aber auch das Prinzip der kleinen Ursache und großen Wirkung, wie es etwa bei der zuweilen dominanten Wirkung von Einzelindividuen in allgemeinen gesellschaftlichen Prozessen geschieht, bedarf einer stärkeren Berücksichtigung, insbesondere bei soziokulturellen Prozessen in Geschichte und Gegenwart.

Wie die letzten Tage so auch heute beinahe den ganzen Tag im Wald gearbeitet. Am frühen Morgen ein paar Essays geschrieben, am Abend noch etwas gelesen. Diesmal etwas Leichtes zum Erbauen: Eine Biographie von Galileo Galilei.

Ich werde den Verdacht nicht los, dass ich voriges Jahr im Sommer glücklicher und in jedem Fall unbeschwerter gewesen bin als heute. Und was ist inzwischen geschehen? Wie Sysiphus habe ich mehr als 12 Monate lang versucht, einen schweren Stein den Berg hinauf zu wälzen, doch anscheinend umsonst. Ist es das Trugbild jeder höheren Zivilisation, dass sie eine Fatamorgana vorgaukelt, die man, wie es scheint, leicht erheischen und ergreifen kann und doch niemals wirklich im Besitz haben wird? War früher in der Vergangenheit bis zurück in die graue Vorzeit wirklich alles besser? Nein, ich glaube nicht. Wenn ich doch wenigstens noch an Jean Jacques Rousseau glauben könnte! Ich habe keine Orientierungspunkte mehr!

Es ist auch unsinnig, für meine Lebenssituation anderen Menschen die Schuld zuzuschreiben. Letztendlich bin ich für mein Leben selbst verantwortlich und niemand hat mich gezwungen, ein Buch zu schreiben, nach Graz studieren zu gehen oder mich von den Menschen mehr und mehr zurückzuziehen. Letzteres war wohl mein größter Fehler. Ich muss mehr unter die Leute gehen und weniger im Zimmer hocken.

Ich leide an Schlafstörungen, Stimmungsschwankungen und bin zuweilen von einer unerklärlichen Müdigkeit und Mattigkeit befallen; Anzeichen von Enttäuschungen, inneren Konflikten, einer Depression oder unbewussten Angst? Gott sei Dank sind jetzt Ferien und ich werde mich zuhause tüchtig auskurieren. Die körperliche Arbeit belastet meine Psyche wie es scheint am wenigsten. Im Gegenteil, sie ist meiner Gesundheit und meinem Allgemeinbefinden sehr zuträglich.

In der körperlichen Arbeit ist sicher ein großer Segen. Warum wird in unserer Gesellschaft aber nur die geistige Arbeit als die höherwertige angesehen?

Man gehe in ein Beisel oder einen Tankstellenshop und beobachte, wie unbeschwert und heiter sich dort die Handwerksburschen in ihrer blauen, verschmutzten Montur unterhalten. Geht man in ein nobleres Restaurant, sieht man beispielsweise eine Dame mit Perlenketten und goldenem Zierrat, die mit ihren blassen Fingern nach ihren Migränetabletten sucht, und hört einen vornehmen, aber grantigen Mann über die Ungehobeltheit des Kellners zischen.

Auf der anderen Seite ist aber der „barbarische Menschentyp“, der zuweilen in einem Handwerksburschen stecken mag und den letztendlich auch Nietzsche verklärt, gegenüber dem reinen Kulturmenschen zuweilen unglaublich derb, grob, unsensibel und für einen Umgang wie mit unsereinem häufig ungeeignet. Was soll ich tun? Wohin soll ich mich orientieren?

Dienstag, 19. Juli 1977

Wir arbeiten jetzt beinahe jeden Tag von 8 oder 9 Uhr vormittags bis 17 Uhr nachmittags im Wald. Eigenartigerweise werde ich trotz der körperlichen Anstrengung in der Nacht oft wach, habe zuweilen ganz gute Einfälle, stehe wie zwanghaft auf und mache mir einige Notizen, nicht nur zur Geschichte, sondern auch zur Philosophie und zu anderen Themen.

Seit ungefähr einer Woche habe ich mir allerdings angewöhnt, in der Nacht meinen Gedankenregungen nicht mehr immer nachzugehen und nicht mehr jederzeit aufzustehen, da ich solcherart aus meinem Tag-Nacht-Rhythmus komme. Wohl aber stehe ich oft mit der Morgenröte auf, um mir Notizen zu machen oder kommentierte Exzerpte vom umfangreichen Werk des Arnold Toynbee oder Oswald Spengler anzufertigen.

„A Study of History“ („Der Gang der Weltgeschichte“) von Toynbee lese ich auf Deutsch und auf Englisch, um meine Englischkenntnisse zu festigen. Insgesamt erscheinen mir die Abhandlungen, typisch für den angloamerikanischen Raum, als zu pragmatisch. Ganz anders das Werk von Oswald Spengler „Der Untergang des Abendlandes“. Es ist leicht und süffig zu lesen, voll Pathos vom deutschen Jugendstil. Zuweilen verheddert sich Spengler aber in dilettantischer Weise in überflüssigen Einzelheiten und es wäre wohl möglich, sein weit über 1000 Seiten starkes Werk mit derselben Aussagekraft wesentlich zu kürzen. Ich sehe es gegenüber dem vorigen Jahr als Fortschritt an und auch als persönliche Reifung, nicht mehr unreflektiert und stundenlang Will Durant zu lesen, sondern eben Toynbee und Spengler auszugsweise zu studieren. Abends kann ich und will ich nichts mehr schreiben und auch nicht mehr studieren und lese meist irgendetwas Leichtes, häufig irgendeine Biographie, wie eben jetzt von Galileo Galilei.

Nach Spengler, der übrigens ursprünglich Gymnasial-Lehrer in Hamburg war und seit 1911 Privatgelehrter in München, also keine formelle Universitäts-Professur innehatte, sind Kulturen gleichsam überindividuelle Wesenheiten. – Die Kulturen als biologische Organismen betrachtet würden in einem Zyklus Blüte, Reife und Verfall durchmachen. Diese Zyklen-theorie ist meiner Ansicht nach zu deterministisch, und Spengler fasst sie als kausale historische Verlaufsgesetzlichkeit auf, deren Dynamik als Schicksal fatalistisch anerkannt werden muss. Deterministisch gedeutet werden auch die Formen der Herrschaft und Knechtschaft oder die Rassenzugehörigkeit. Aufgrund seines deterministischen Zyklen-gesetzes propagiert Spengler also den Untergang des Abendlandes, wobei er mit seinem kulturpessimistischen Werk nicht nur in Deutschland großen Einfluss gewann.

Auch Toynbee baut letztendlich auf Spengler auf, wendet sich aber entschieden gegen dessen deterministische Geschichtsbetrachtung. Toynbee war unter anderem Professor für internationale Geschichte in London und Direktor des Royal Institute of International Affairs. In seinem Hauptwerk „A Study of History“ (12 Bände, 1934 – 1961) versucht er eine universelle Darstellung aller jemals bestehenden Zivilisationen bzw. Kulturen. Allein dieses universelle Unterfangen muss als fragwürdig angesehen werden, da jede einzelne dieser Kulturen mit den allergrößten Fragwürdigkeiten behaftet ist. Ich würde meinen, dass wir etwa von den großen Kulturen der Vergangenheit nur mehr Fragmente in Teilwissen erarbeiten können. – Der universell gültige metaphysische Anspruch scheint mir übrigens auch als ein gravierendes Defizit in Kants „Kritik der reinen Vernunft“.

Das Grundkonzept des „Challenge and Response“, also Toynbees Theorie von situationsbezogenen Herausforderungen und spezifischen Lagebeantwortungen, entspricht

einer ratiomorphen und pragmatischen Sichtweise, welche der tatsächlichen Komplexität der Kulturen und emotionalen Strukturiertheit ihrer Träger, nämlich des Menschen, meiner Ansicht nach nicht gerecht wird. Bei all dem lässt aber Toynbee seine Kulturanalysen offen und er hat sein Werk auch, ähnlich wie Freud, selbst mehrfach modifiziert.

Mittwoch, 20. Juli 1977

Galileo Galilei ist wie Johannes Kepler, der „Erfinder“ der Naturgesetze, ein Begründer des modernen naturwissenschaftlichen Weltbildes. Während man im Mittelalter unter wissenschaftlicher Forschung vor allem das Studium klassischer Philosophen, allen voran Platon und Aristoteles, verstand, wandte sich Galilei schon seit jungen Jahren dem Experiment und der direkten empirischen Beobachtung der Natur zu. Für mich ist er ein typischer innovativer Außenseiter der Wissenschaft. Er war keineswegs nur Anfeindungen von der Kirche ausgesetzt war, sondern auch von der eigenen profanen Kollegenschaft, und weil er vor allem mit seiner neuen empirischen Methodik gänzlich neue Wege beschritt.

Bereits mit 26 Jahren war er Professor für Mathematik an der Universität Pisa und wurde dort von seinem Lehramt enthoben, weil er es wagte, Aristoteles zu kritisieren. Schon in Pisa entwickelte er seine Neigung der direkten Naturbeobachtung und der Experimente, was eine radikale Abkehr von der mittelalterlichen Forschungspraxis darstellte.

Sein Paradigma der Beobachtung der Natur, um daraus Naturgesetze, die letztendlich der Naturbeherrschung dienen sollen, zu gewinnen, beinhaltet aber meiner Ansicht nach ein nicht unwesentliches erkenntnistheoretisches Problem.

Donnerstag, 21. Juli 1977

Galileo Galilei vertraute also nicht anderen bekannten und großen Autoritäten, sondern vor allem seinen eigenen Sinnen und sich selbst. Er war somit ein typischer Mensch der Renaissance und des aufkommenden Individualismus der beginnenden Neuzeit.

Kann man allerdings ohne erkenntnistheoretische Reflexionen seinen Sinnen vorurteilsfrei vertrauen? Entsteht das, was ich in der Natur beobachte, tatsächlich den Anschauungsformen der Natur oder wird es, allerdings nach modernen neurophysiologischen Erkenntnissen, nicht zu überwiegendem Maße als Schöpfung und Produkt des menschlichen Zentralnervensystems zu bewerten sein? Wenn ich etwa die Farbe Rot beobachte und sie eventuell auch zu beschreiben versuche, wird ein erkenntnistheoretisches Problem dadurch akut, weil es die Farbe Rot an sich in der Natur gar nicht gibt, sondern entsprechend von spezifischen Wellenqualitäten ein Produkt des menschlichen Gehirns ist.

Wie objektiv ist also eine Erkenntnis, wenn ich das, was ich beobachte, in der Realität an sich gar nicht existiert. Mit der Anschauungsform der Materie scheint es ähnlich zu sein. Eine süße, warme, duftende, schokoladenbraune Torte kann ich also beobachten und beschreiben, nach bestimmten Maßstäben auch in naturwissenschaftlicher Hinsicht quantifizieren, obwohl es sie in dieser Form, wie ich sie beobachte, gar nicht gibt, ja nicht geben kann. Denn alle sekundären Qualitäten, etwa im Sinne von John Locke, sind Schöpfungen meines Gehirns und kommen nicht der Realität an sich zu.

Freitag, 22. Juli 1977

Ich lege Toynbee zur Seite und blättere in aller Herrgottsfrüh verzweifelt in ein paar Physikbüchern, dann in einem Buch über anorganische Chemie. Was ist die Materie in epistemologischer Hinsicht und was ist sie in ontologischer oder physikalischer Hinsicht? Ich finde jedoch keine Antwort. Diese essenzielle Frage scheint erstaunlicherweise die Fachwelt nicht wirklich zu tangieren.

In der Mittelschulzeit erklärte uns der Physikprofessor den Aufbau des Atoms. Zwischen Protonen und Neutronen einerseits und dem Elektron andererseits sollen gigantische Distanzen sein. Ein ungefährender Größenvergleich, den ich vage in Erinnerung habe, den ich aber nicht in einem Buch verifizieren kann: Das Proton ist ein Fußball, das Elektron ist der Mond. Dazwischen ein Nichts. Ist die Materie ein einziges großes Nichts?

Eine weitere bereits erwähnte Metapher unseres Chemieprofessors aus der Mittelschulzeit in St. Florian/Linz fällt mir wieder ein: Würde man alle Protonen, Neutronen und Elektronen auf engstem Raum komprimieren, so hätten alle Ozeane in einem Weinglas Platz. Dazu kommt, dass etwa Elektronen oder Protonen nicht nur als winzige Partikel betrachtet werden können, sondern auch als immaterielle Wellen- oder Energieeinheiten. Fazit: Die Anschauungsform der Materie ist weitgehend eine subjektive Schöpfung des Menschen und sie erscheint uns mehr, als sie tatsächlich ist.

Und was bin ich? Ich bin doch auch aus Materie, und nicht nur aus dieser. Sind meine Haare wirklich blond? Da ruft mich meine Mutter und meint, es wäre Zeit, dass ich endlich in den Stall gehen würde.

Und eines weiß ich jetzt ganz bestimmt: Die Kühe, die ich melke, existieren wirklich, denn sie geben Milch und können uns somit ernähren.

23. Juli 1977

Nach dem modernen naturwissenschaftlichen Weltbild ist die Materie das einzig Reale und Unbezweifelbare, quantifizierbar und verifizierbar. – Der Materie wird zuweilen ein fiktiver Geist oder andere fiktive Irrationalitäten gegenübergestellt. Nach meinem Verständnis ist

auch die Materie eine bloße Fiktion, einschließlich jener Materie, aus der der Mensch selbst besteht; nämlich eine Fiktion des menschlichen Bewusstseins. In diesen Anschauungsformen wird tatsächlich, was schon der antike Protagoras behauptete, „der Mensch zum Maß aller Dinge“.

Ich zweifle an allem und jedem, möglicherweise noch radikaler als Decartes, selbst an meinem eigenen Ich. Denn das eigene Ich wäre eine separierbare Entität. Nach meiner Anschauung und nach meiner philosophischen Erkenntnis ist auch jede separierbare Entität eine künstliche Schöpfung des menschlichen Bewusstseins. Es gibt nur ein annähernd unendlich Großes und Ganzes, in dem solcherart alles mit allem in engster Beziehung und Wechselwirkung steht und das annähernd unendlich komplex strukturiert ist.

Ein Mensch kann für sich nicht real existieren. Er ist eingebunden im Gefüge der Phylogenese und genetischen Erbinformation, in der Gemeinschaft, der Nahrungsaufnahme und Sauerstoffaufnahme usw.

Eben spüre ich den Druck der Realität. Wenn ich auch alles und jedes bezweifle, selbst die Existenz des eigenen Ichs, so fällt mir auf, dass eines zumindest real ist: Die jüngst geäußerten Worte meiner älteren Schwester gegenüber meiner Mutter, dass ich immer eigenartiger und weltfremder würde. Diese Äußerung vernehme ich nicht als Fiktion, sondern als harte Realität. Und das Schlimmste dabei: Meine ältere Schwester hat vermutlich recht. Und noch etwas: Sie meinte zu meiner Mutter, wenn sie etwas zu sagen hätte, würde sie mir die dummen Bücher um die Ohren hauen. Woher weiß meine ältere Schwester *Xantillie*, dass Bücher auch dumm sein können? Auch darin hat sie recht.

„Habe nun, ach! Philosophie,
Juristerei und Medizin,
Und leider auch Theologie!
Durchaus studiert, mit heißem Bemühn.
Da steh ich nun, ich armer Thor!
Und bin so klug als wie zuvor; ...“

J.W. Goethe und sein Faust sprechen aber heute immer weniger Menschen an. Die Masse der Menschen in unserer Zivilisation hat andere Probleme; etwa wie ich morgens einen Parkplatz finde oder wie ich die Miete für das nächste Monat zahlen kann.

Ergänzung: Frei nach einem meiner Lehrer Prof. Ernst Topitsch verspüre ich, es gibt doch etwas Reales; etwas unbezweifelbar Reales, das ich am eigenen Leib verspüre, nämlich den Druck der Realität. – Emotionelle Empfindungen und subjektive Wirklichkeiten sind eben für den Menschen die eigentlich wesentlichen. Daneben ist selbst die Frage belanglos, ob es die scheinbar so unbezweifelbare Materie nun wirklich gibt oder nicht.

Galileo Galilei ist knapp der Inquisition entkommen, weil er seine Theorie widerrufen hat. Werde auch ich dem Urteil meiner gestrengen Mitmenschen entkommen? Gott sei Dank beschäftigt mich die Wissenschaft noch immer etwas mehr als die Meinung und das Urteil meiner Mitmenschen über mich. Ich habe also noch außenweltbezogene Interessen und somit kann es mir theoretisch nicht wirklich schlecht gehen.

Weil wir gerade beim Theoretischen sind; ich habe tatsächlich ein großes theoretisches Problem (und wie ich mir einrede nur ein kleines mitmenschliches): Da habe ich noch die klingenden Worte des geistig überaus regen und engagierten Prof. Haller in den Ohren, als er vom großen Seminarraum im 5. Stock des Institutsgebäudes in der Heinrichstraße zum Hauptgebäude der Universität hinüberdeutete, wo aus festlichem Anlass eine rot-weiß-rote Fahne prangte. „Diese rot-weiß-rote Fahne existiert doch wirklich“, meinte er, „weil wir können sie empirisch in allen Einzelheiten beschreiben.“ Er nahm sie als Beispiel für eine verifizierbare Entität im Sinne der neopositivistischen Tradition. – Gott sei Dank weiß meine Schwester *Xantillie* nichts von alledem und ist weit genug weg, um mich nicht bei den Ohren fassen zu können.

Jeder Student der Philosophie, insbesondere auch jeder, der an der Universität Graz Philosophie studiert, welche der analytischen Philosophie nahestehend ist, hat wohl nicht einmal, sondern ein dutzendes Mal folgende für mich paradoxen Denkschemata gehört: Das folgende Denkschema gilt als Rechtfertigung rationalen Wissens, welches vom bloßen subjektiven Meinen und Glauben zu unterscheiden ist. Anders ausgedrückt: Echtes Wissen ist demnach gerechtfertigter, wahrer Glaube. Dies also nach folgendem Schema:

1. A glaubt, dass B;
2. B ist wahr;
3. A kann seinen Glauben, dass B wahr ist, rechtfertigen.

Durch dieses Schema könne man also nach der etablierten Schulphilosophie Wahrheit begründen. „Der hat Sorgen!“, würde jetzt wohl meine Schwester *Xantillie* sagen.

Ich zweifle an allem und jedem, auch an den Universitäten und deren verstaubten Kathederphilosophien, der Universität Graz, selbst an Prof. Haller, aber auch an mir selbst. Einer von mehreren Einwänden, der dieses Schema zu Fall bringen kann: der Punkt 2 – B ist wahr. Anders ausgedrückt: Die rot-weiß-rote Fahne existiert wirklich, denn wir können sie durch unsere Sinne wahrnehmen und beschreiben und der empirischen Beobachtung zuführen.

Meine Gegenbehauptung: Die rot-weiß-rote Fahne existiert nicht wirklich. Denn Farben sind menschliche Bewusstseinserschöpfungen, einschließlich der Anschauungsform der Materie. Wem kann ich noch glauben? Ich zweifle tatsächlich an allem, vor allem auch an meinem Lebensstil. Aber ich kann nicht anders! Bin ich tatsächlich noch ein freier Mensch?

25. Juli 1977

Einem Urteil meiner älteren Schwester zufolge und leider auch manch anderer Zeitgenossen bin ich „für alles zu dumm“. Dies regt mich zur philosophischen Frage an: Gibt es eine natürliche Begabung für irgendetwas oder gibt es sie nicht? Ich glaube, es gibt sie doch. Ich weiß nicht, ob ich eine natürliche Begabung für die Philosophie habe, zumindest habe ich eine Neigung, ein großes Interesse oder vielmehr eine Art Zwang dafür.

Deutlicher wird das Ganze beim Karikaturenzeichnen: entweder man kann Karikaturen zeichnen oder man kann es nicht. Die Fähigkeit, Karikaturen zu zeichnen, kann freilich durch mehrere Faktoren begründet sein. Entweder durch Erbanlagen oder durch Umwelteinflüsse, welcher Art auch immer. Dies ist die herkömmliche Anschauung und darauf begründet sich auch ein Schulstreit zwischen Nativismus und Behaviorismus.

Es gibt aber noch einen dritten Faktor, welcher für das menschliche Verhalten und damit auch für menschliche Interessen und spezifischen Begabungen maßgeblich ist. Damit meine ich eigendynamische, determinierte, aber vor allem auch nicht determinierte Aktivitäten des menschlichen Gehirns. Der bekannte Schulstreit wäre in dieser Sicht als obsolet zu betrachten. Ein Beispiel: Ich kann mich in einer schlaflosen Nachtstunde aus der Ruhe des Augenblickes heraus oder auch während der Arbeit entscheiden, Arzt, Lokführer oder Asket zu werden, ohne dass dabei erbgenetische Anlagen oder Umwelteinflüsse eine Rolle spielen müssen. Das klassische Kausalitätsprinzip verliert auch in dieser Sichtweise an Bedeutung.

Es gibt auch ein durch Kompensationseffekte stimuliertes Interesse, in der Art etwa, in der ein Blinder einen verfeinerten Tastsinn entwickelt. Damit sind wir schon wieder beim dritten Faktor: Es können also vollkommen eigendynamische, nicht determinierte Prozesse im menschlichen Gehirn, die weder unmittelbar in den Erbanlagen noch unmittelbar kausal auf soziale Umwelteinflüsse zurückzuführen sind, zu bestimmten Fähigkeiten, Interessen, Begabungen usw. führen. In jedem Fall muss für das, was man gut kann oder zumindest glaubt zu können, ein waches Interesse vorhanden sein.

Heute ist im Wald Holzmessen angesagt. Das aufgearbeitete Holz der letzten Monate wird – wissenschaftstheoretisch gesprochen – quantifiziert und damit verkauft. Danach gehen mein Vater, ein Forstgehilfe, der Holzmesser und ich zum Gasthaus *Jägerwirt* und trinken ein paar Gläser Wein. Offensichtlich hat die Philosophie meine Sinne geschärft und ich mache beim anschließenden Kartenspiel eine ganz gute Figur. Ich merke mir beispielsweise jede gefallene Karte, und zwar jene von mir, aber – beim Spiel viel wichtiger – auch die gefallenen Karten der Gegenspieler. Dies löst Verblüffung und Verwunderung aus. Augenblicklich steige ich in der sozialen Anerkennung der Wirtsleute, der uns begaffenden Holzfäller und anderer Anwesender.

„Du magst sicher noch ein Achter!“, sagt ein Jäger zu mir, und schenkt mir noch eines ein. „Ja“, sage ich, „natürlich!“ Ich bestelle bei der Wirtin eine Brettljause, da ich ein Hungergefühl verspüre, und siehe da, sie kostet nichts, ist also gratis:

„Wir sind dir eh noch was schuldig, weil du ... irgendwann irgendetwas ... für uns dorthin geführt hat. Du bist wirklich ein guter und gescheiter Kerl!“

„Wie konnte ich diesen Menschen nur böse sein?“, denke ich mir jetzt. Es wird weiter Wein eingeschenkt und weiter Karten gespielt. Spät abends kommen wir nach Hause. Heute lese ich keinen Galilei mehr.

Dienstag, 26. Juli 1977

Eine Preisfrage: Worauf soll ich bei meinen geistigen Aktivitäten künftig meine Prioritäten legen? Soll ich bei „Kultur und Kreativität“, also bei meinen Untersuchungen über die Hochkulturen weiterarbeiten (wo ich bislang praktisch nur Enttäuschungen erntete) oder soll ich etwas Neues beginnen? Auch hier bin ich wiederum genötigt, ein aktuelles praktisches Problem mit einer theoretischen Reflexion über das „Glück“, genauer über die Bedeutung des Interesses, zu verbinden:

Warum ist es für den Menschen zuweilen leichter und befriedigender, etwas Neues zu beginnen, als etwas Begonnenes fortzuführen? – Das Neubegonnene stärkt und hebt wie alles Neue und Unbekannte das Interesse des betreffenden Individuums und damit auch seine Handlungsapetenz.

Manches Mal sind psychisch Kranke unfähig für eine fortdauernde, kontinuierliche Arbeit und ihre einzige Aktivität erschöpft sich dann mit kurzzeitig gesponnenen neuen Plänen und Initiativen. Aber in diesem Fall wäre eine Therapie nicht hoffnungslos. Es geht in diesem Fall darum, den kleinen Keim des Interesses zu nähren, durch Erfolge und Belobungen zu belohnen usw.

Was aber soll ich nun machen? Wie meinte schon Thales von Milet vor mehr als 2500 Jahren: Es sei das Leichteste im Leben, anderen einen Rat zu geben, und es gehöre zum Schwierigsten, sich selbst zu helfen.

Mittwoch, 27. Juli 1977

Gedanken zu Glück und Kausalität:

Das klassische Kausalitätsprinzip versagt beim Wunsch, durch rationales Denken und Handeln Glück zu erlangen. Aus dieser Unmöglichkeit ergibt sich notwendigerweise die Konsequenz, dass natürlich auch die Anleitung zum Glücklichsein nur im begrenzten Maße lehrbar und erlernbar ist.

Insbesondere die esoterische Literatur und die nicht wissenschaftlich fundierte populäre Literatur verkennen dieses Faktum.

Nach meinem Geschichtsverständnis war es also dem Menschen in seiner Kulturgeschichte nicht möglich, kraft seiner Rationalität eine immer höhere Kulturstufe zu erlangen. Diese Ansicht ist zugleich eine Relativierung des Fortschrittgedankens. – Ebenso wenig ist es dem Menschen nach meiner Ansicht möglich, durch sein Erkennen, Denken, Fühlen und Handeln eine immer glücklichere Daseinsstufe zu erlangen. – (Man vergleiche in diesem Zusammenhang die Beziehungen zwischen Phylogenese und Ontogenese.)

Donnerstag, 28. Juli 1977

Von der Apetenz zu monistischen Erklärungen:

Die Tendenz zur monistischen Beschreibung und Erklärung des Glücks entspricht ebenfalls einer phylogenetischen Anlage des Menschen. – Der Mensch hat in seiner natürlichen Erkenntnisapetenz die Anlage, ein auch sehr fragmentarisches und widersprüchliches Phänomen eindeutig, einfach und kohärent zu deuten. So konnte der Urzeitmensch etwa auch einen Regenbogen oder einen Blitz nicht einfach ignorieren, sondern musste sich eine einfache Erklärungskonzeption dafür konstruieren, welche in diesem Fall natürlich in Richtung Magie zielen sollte.

Interessant ist, dass in der Geistesgeschichte auch komplexe philosophische, historische und naturwissenschaftliche Systeme nach diesem monistischen Modell aufgebaut sind. So nah etwa auch Charles Darwin die Evolution nicht in komplexen und dynamischen Regelkreisen bedingt, sondern entsprechend dem mechanistischen Zeitalter, in dem er lebte, einfach bedingt durch das mechanische monistische Wechselspiel von Mutation und Selektion. Sigmund Freud versuchte im Menschen alles aus dem Sexualtrieb heraus zu erklären.

Als eine der wenigen Ausnahmen in dieser Hinsicht gilt der Philosoph Immanuel Kant, der in etwa seiner Erkenntnisapetenz, Rationalismus und Empirismus vereinigte. Er ging freilich nicht primär der Frage nach, wie das biologische Wesen Mensch in der Außenwelt Erfahrung und Wissen gewinnen könnte, sondern der viel abstrakteren Frage, ob Metaphysik als Wissenschaft möglich sei.

Bei den meisten Glücksutopisten von der Antike bis zur Gegenwart dominieren ebenso monistische Konzepte. Es wird meist ein Erklärungsmodell dargelegt, ein möglichst einfaches und kohärentes, welches – in der Sprache der Gestaltpsychologie – der Apetenz des Menschen zur positiven Gestaltwahrnehmung befriedigt.

Möglicherweise hängt diese Tendenz zu monistischen und kausalen Erklärungsmodellen zusammen mit dem befriedigenden Gefühl, welches der Mensch dabei hegt, wenn er in seiner Handlungsapetenz eine klare, eindeutige Zielvorgabe hat. Wenn also nicht die Qual

der Wahl sein Dasein bestimmt, sondern Zielkohärenz und Zielkonsistenz, was letzten Endes auch einen stammesgeschichtlichen Vorteil in der Evolution mit sich bringen musste. Dieser stammesgeschichtliche Vorteil von dem der Steinzeitmensch noch profitieren konnte, erweist sich in unserer komplexen und dynamischen Zivilisation jedoch als erkenntnistheoretischer Nachteil. – Mit anderen Worten: Der Mensch hat gerade in hohen Zivilisationen eine besondere Neigung und Appetenz zu Irrtümern in seinem Erkennen und Handeln.

Neben der vereinfachten, monistischen Wahrnehmung und der Kausalität gibt es weitere aus der Steinzeit übernommene Denkmuster, die heute nur mehr bedingt funktionieren. Dazu zählt etwa die Neigung des Menschen zur unkritischen Verallgemeinerung von Erfahrungen (Induktionsproblem). Aber auch das in der traditionellen Philosophie bislang wenig beachtete Phänomen des Isolierens, Separierens und Herausfilterns von Einzelsystemen aus einem universellen Gesamtsystem gehört diesen archaischen Denkmustern an. Ich würde Letzteres als Separationsleistung des Menschen und seiner Wahrnehmung bezeichnen. Auch diese steinzeitlich bewährte Anlage kann in einer komplexen Zivilisation zu fatalen Irrtümern und Nachteilen führen.

Freitag, 29. Juli 1977

Insgesamt müsste das eben Festgestellte weitreichende Konsequenzen für die gesamte Wissenschaftstheorie haben. Denn nach meiner Ansicht werden auch wissenschaftliche Theorien ungleich mehr von biologischen phylogenetischen Anlagen des Menschen bestimmt, als bisher angenommen. Selbst Einstein war noch davon überzeugt, dass die Erklärung der Welt auf einige letzte Grundprinzipien zurückgeführt werden könnte, und er suchte danach etwa in der Vereinigung der Relativitätstheorie und Quantenphysik. Die Unmöglichkeit einer monistischen Universaltheorie empfindet der Mensch als wissenschaftstheoretisch unbefriedigend und krisenhaft. Daher sprechen die Physiker unseres Jahrhunderts von einer „Krise in der modernen Physik“.

In einem anderen Sprachgebrauch könnte man sagen, dass sich der Pluralismus des Seins mit der relativen Einfachheit des menschlichen Erkenntnisapparates eben doch nicht so vereinen lässt, wie man es gemäß der optimistischen Aufklärungstradition gerne gesehen hätte.

Eine meiner Grunderfahrungen, auch in der Geschichte und Naturwissenschaft: Verschiedene methodische Zugänge führen zu gänzlich unterschiedlichen Ergebnissen. – Vielfach wird eine neue wissenschaftliche Erkenntnis in eine Art von „Wirklichkeitsbruch“ als das gerade Gegenteil der vorherigen Ansicht angesehen. Ein Beispiel in der Geschichte ist die Ablöse des romantischen Individualismus im 19. Jahrhundert durch die kollektive Geschichtsbetrachtung des Marxismus.

In der Biologie behauptete man im 19. Jahrhundert, wie auch Charles Darwin, dass die Natur im Evolutionskontinuum keine Sprünge mache. „Natura non facit saltus“ lautete die Losung.

Nicht nur die moderne Quantenphysik, sondern auch die moderne Evolutionsbiologie haben uns eines Besseren belehrt: Es gibt in der Natur nicht nur lineare Evolution, sondern auch spontane, sprunghafte Veränderungen.

Eben dieses nicht kausale Modell gehört meiner Ansicht nach auch auf die Betrachtung der in vielem noch rätselhaften primären Hochkulturen angewandt. Die bislangige Geschichtstheorie sieht den Geschichtsverlauf zu rational, pragmatisch und monistisch bestimmt.

Samstag, 30. Juli 1977

Wer handeln und in seinem Leben noch etwas verändern kann, optimalerweise auf Grundlage möglichst effizienter, wenn auch fragmentarischer Erkenntnis, dem ist die Zukunft offen und damit „existentielle Sicherheit“ und „Glück“ gewährleistet. Also bin ich theoretisch ein Glückspilz, umso mehr als ich in der Lage bin, jede meiner Reflexionen dem philosophischen Tagebuch anzuvertrauen, heute zum Thema „Innenwelterfahrung und aktives Außenweltinteresse“.

In erkenntnistheoretischer Hinsicht kann das menschliche Glück als ein Phänomen aufgefasst werden, das weniger von objektiven Außenweltgegebenheiten abhängt als von subjektivem Innenwelterleben. Diese Einsicht bietet auch eine der theoretischen Grundlagen, warum Glück nicht einfach durch rationales Handeln zu erzielen ist.

Es läutet an der Haustürglocke. Wir haben Verwandtenbesuch und man ruft nach mir; auch ich solle doch endlich von meinem Studierzimmer herunterkommen. Für mich jetzt eine willkommene Abwechslung, denn der Mensch bedarf zu seinem Glück nicht nur des Interesses im Erkennen und Handeln, sondern auch der Gemeinschaft. – Nur zu denken beschwert den Kopf immer mehr. Reden hingegen erleichtert ihn, obwohl man dabei auch denkt. Warum ist das so?

Sonntag, 31. Juli 1977

Faktisch bedeutet die Priorität der Innenweltdynamik eine Art natürliche Gerechtigkeit im Sozialgefüge, wobei etwa nicht ausgeschlossen ist, dass ein armer Bauer, wenn er aktiv ist, mit wachen Sinnen in der Welt und voller Lebensinteresse ist, ein glücklicheres und erfüllteres Leben führt als ein reicher, träger König, der sich in Passivität und Langeweile verzehrt. – Auch ein möglicher lebensnaher Wirklichkeitsbruch im Sozialgefüge!

Das Glück wird also wesentlich von Innenwelterleben und Innenwelterfahrungen bestimmt. Zur Erreichung des Glücks ist aber die willentliche und bewusste Beeinflussung dieser Innenwelterfahrung und dieses Innenwelterlebens ebenfalls nur ein sehr beschränkter Weg. Am besten kann das sog. Glück wohl erreicht werden durch eine in Grund paradoxe

Lebensdynamik: Der erfüllte und glückliche Mensch versucht in der Regel tatsächlich, die Außenwelt nach seinen Bedürfnissen und für seine existenzielle Sicherheit zu gestalten. Aber nicht das erreichte Ziel der Außenweltgestaltung macht ihn glücklich, sondern der Weg dorthin und die damit verbundenen zielorientierten sinnhaften Empfindungen und Handlungen. Ein Haus zu planen und zu bauen, gibt letztendlich schon für den Frühzeitmenschen mehr Sinn, als darin zu wohnen, auf die Jagd zu gehen war erfüllender als die Beute zu teilen.

Ich besitze so viel Reflexionskraft, um zu erkennen, dass diese Einsicht nicht unbedingt auch für intellektuelle Menschen, Philosophen, Schriftsteller und Dichter in einer hohen Zivilisation gilt: Bücherschreiber sind, das lehren uns tausende Biographien, zum großen Teil keine glücklichen Menschen. Und trotzdem tun sie es. Warum wohl?

Haben es einfache Handwerksburschen, Bauern, Jäger oder sonst irgendwie motorisch aktive Menschen in dieser Hinsicht tatsächlich einfacher? Nein! Es gab auch glückliche, mit sich und der Welt zufriedene Philosophen und unglückliche Schwerarbeiter. Jedem das Seine!

„Erkenne dich selbst!“

Paradoxerweise wurde gerade diese letzte und schwierigste erkenntnistheoretische Frage in der Philosophie selten gestellt und nie beantwortet.

Eine annäherungsweise Antwort darauf gelang Sigmund Freud, also einem Psychologen zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Hat die Philosophie in dieser Hinsicht in zweieinhalb Jahrtausenden versagt?

Eine seiner wesentlichsten und fundamentalsten Entdeckungen: Das Verhalten des Menschen ist nicht nur rational und bewusst bestimmt, sondern vor allem auch unbewusst und emotional. Eigenartigerweise sind heute vor allem noch Geisteswissenschaftler, darunter auch Historiker und Philosophen, dabei, diese Einsicht zu ignorieren. Der Mensch wird traditionellerweise gesehen als „Homo sapiens“. Tendenziell wird er noch immer zu rational gedeutet und damit auch der Verlauf der gesamten menschlichen Kulturgeschichte seit 600.000 Jahren, welche wir mit der ersten Verwendung und Nutzung des Feuers durch den Menschen ab diesem Zeitpunkt festlegen können.

Montag, 1. August 1977

Eine der großen Paradoxien von zweieinhalbtausend Jahren abendländischer Philosophie und 500 Jahren Naturwissenschaft ist für mich auch das Faktum, dass heute weder im Alltag noch in der akademischen Gelehrtenrepublik irgendein Konsens darüber besteht, was wir tatsächlich wahrnehmen, wenn wir von der Wirklichkeit sprechen. Feststeht, dass jede biologische Tierart ein ganz spezifisches, nämlich artspezifisches Weltbild hat und dass das Weltbild des biologischen Wesens Mensch nicht als absolut und allgemeingültig anzusehen

ist. Gerade beim Menschen differenzieren sich die Weltbilder entsprechend den verschiedenen Kulturen und Subkulturen mit zunehmender Höhe der gesellschaftlichen Evolution immer mehr. Wir können dementsprechend von artspezifischen und kulturspezifischen Weltbildern sprechen.

Aber auch das menschliche Individuum selbst trägt, entsprechend seiner Erfahrungen und seiner spezifischen Lebenssituationen, anders als das Tier, ein einzigartiges, individuelles Weltbild mit sich.

Dienstag, 2. August 1977

Insbesondere in der naturwissenschaftlichen Forschung ging man bislang davon aus, dass zumindest die Ergebnisse der Naturwissenschaft objektiv und in gewisser Weise wahr seien oder sich jedenfalls einer fiktiven Wahrheit näherten. In etwas abgeschwächter Form sprechen wir davon, dass die Ergebnisse der sogenannten exakten Wissenschaften intersubjektiv seien, d. h. für jedermann nachvollziehbar, rational übermittelbar und damit auch nachvollziehbar und allgemein akzeptabel. Aber auch dieses Postulat der Wissenschaft ist noch viel zu hoch gesteckt. Wie wäre es sonst möglich, dass bei einem wissenschaftlichen Kongress zu einem und demselben Thema so viele verschiedene Standpunkte vorgebracht werden? – Oder dass rational begründete und formulierte Hypothesen, auch wenn sie objektiv brauchbar sind, von der Gelehrtenrepublik einfach übersehen oder ignoriert werden? Die Bedeutung der Schriften von Friedrich Nietzsche wurde etwa, wie auch von vielen anderen, erst nach seinem Tod erkannt. – Noch als Professor und Lehrender in Basel wurde Nietzsche weitgehend ignoriert und hatte dort schlussendlich beinahe keine Hörer.

Noch offensichtlicher ist dieses Phänomen der wissenschaftlichen Ignoranz bei Gregor Mendel, dem Entdecker der Vererbungslehre. Im Übrigen kann mit Fug und Recht behauptet werden, dass in den letzten fünfhundert Jahren in der Naturwissenschaft, Kultur- und Geistesgeschichte beinahe alle wesentlichen Neuerungen von Außenseitern erbracht wurden, wobei diese Außenseiter der Wissenschaft nicht selten auch Außenseiter der Gesellschaft waren.

Wie ist also das Phänomen der Parallelität von konkurrierenden Theorien, aber auch die Ignoranz und das Übersehen von rationalen Argumenten zu erklären?

Einen Schlüssel zur Aufhebung dieses Phänomens bildet also wohl die Sichtweise, dass es nicht nur artspezifische Weltbilder gibt und kulturspezifische, sondern auch individuelle Weltbilder und dass natürlich jeder Mensch ein spezifisches Vorauswissen und einen spezifischen Erfahrungshorizont hat, mit dem er wissenschaftliche Fakten und Ergebnisse innerhalb einer gewissen Bandbreite bewertet. Vor allem aber hat jeder Mensch, und damit auch jeder Wissenschaftler auch emotionale oder tiefenpsychologische Dispositionen.

Zieht man eine neurophysiologische Komponente hinzu, so muss weiter festgestellt werden, dass im menschlichen Gehirn nur zum Teil determinierte Prozesse ablaufen. Ein gewisser Teil aller neuronalen Prozesse, auch Denkprozesse, verlaufen indeterminiert. Damit haben wir etwa eine naturwissenschaftliche Basis, dass jeder Mensch etwa im Erkenntnisprozess ein und dieselbe Entität nicht nur unterschiedlich wahrnehmen kann, sondern geradezu unterschiedlich wahrnehmen muss. Ja, nicht nur das! Ein und dieselbe Person kann ein und dieselbe Entität zu unterschiedlichen Zeitpunkten und an unterschiedlichen Orten gänzlich unterschiedlich bewerten und wird dies in der Regel, ohne dass es dem Individuum selbst bewusst ist, auch tun.

Mittwoch, 3. August 1977

Die erkenntnistheoretische Konsequenz des gestern Niedergeschriebenen liegt darin, dass das individuelle Weltbild, philosophisch gesprochen, der Erkenntnisinhalt eines Menschen, extrem subjektiv, labil und variabel ist. Daraus ergibt sich, dass sich etwa auch die positive Sichtweise eines Optimisten oder die negative Sichtweise eines Pessimisten nicht auf objektive Fakten begründen, sondern auf subjektive Ereignisse, zufällige neuronale Prozesse oder augenblickliche emotionale Dispositionen. Es folgt daraus weiters, dass es aber auch kein Naturgesetz sein muss, dass ein Mensch bestimmte Gegebenheiten und Sachverhalte seiner Umgebung eher immer positiv deutet oder eher immer negativ deutet. Alles ist im Menschen offen!

Es ist bemerkenswert, dass die bisherige philosophische Erkenntnislehre in den letzten zweieinhalbtausend Jahren das Erkenntnisproblem nicht nur auch nicht ansatzweise gelöst hat, sondern ihre Untersuchungen auch weitgehend abstrakt, abgehoben von der faktischen Lebenswelt durchführte. Wie verhielt sich der Steinzeitmensch bei der Wahrnehmung einer überlebensrelevanten Situation? Bei Gefahr ging er etwa durch einen emotionalen Reflex sofort in Deckung und erst sekundär schaltete er seinen Verstand ein, um zu überlegen, was geschehen ist oder was jetzt zu tun sei.

Auch führt die philosophische Tradition der Epistemologie (Erkenntnistheorie), wie sie heute an den Universitäten gelehrt wird, ihre Untersuchungen auch weitgehend unabhängig von modernen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen durch, etwa durch die Einbeziehung der Evolutionstheorie oder der Neurowissenschaften. Die großen Klassiker der Erkenntnistheorie, von Plato und Aristoteles über Hume und Kant bis zum Neo-Positivismus gelten noch immer als heilige Kühe und man wagt bei erkenntnistheoretischen Diskussionen in Seminaren kaum ein Argument vorzubringen, das sich nicht auf einen der antiquierten, im Übrigen aber obsoleten Klassiker beziehen lässt. Tatsächlich, und dies scheint nur wenigen aufgefallen zu sein, hat von Thales von Milet bis heute jeder Philosoph seinen ganz spezifischen, eher willkürlichen Zugang zum Erkenntnisproblem, und es gibt im Prinzip in der Geschichte der Epistemologie so viele Konzepte, Hypothesen und Theorien wie es

Philosophen gibt. Aber von einer endgültigen, objektiven und allgemein akzeptierbaren Lösung keine Spur!

Aber dennoch gibt man vor, alles im Griff zu haben, und schwelgt in einem Meer von Irrtümern. Einer der größten Irrtümer der Geschichte der Philosophie und Geisteswissenschaften dürfte tatsächlich die Fixierung auf die Rationalität des Menschen sein und die Verkennung seiner emotionalen und tiefenpsychologisch auszulotenden Dispositionen.

Wie wäre es sonst möglich, dass man bei Vorlesungen in Erkenntnistheorie immer wieder mit der Feststellung konfrontiert wird, dass zwischen Erkenntnisgegenstand, also dem zu erkennenden Objekt, und dem Erkenntnisinhalt, also der eigentlichen Wahrnehmung eines menschlichen Subjekts, eine logische und kausale Beziehung gegeben sei. Auch die naturwissenschaftliche Sichtweise nicht determinierter Prozesse im menschlichen Gehirn relativiert diese Ansicht aufs Nachhaltigste.

Die menschliche Erkenntnisleistung wird nie, wie von den Philosophen über Jahrtausende postuliert, vom menschlichen Verstand allein getragen. Positive und negative emotionale Zustände, Emotionen, Affekte und vieles andere wirkt, wie uns Freud zu Beginn des 20. Jh. darlegte, auf den menschlichen Verstand ein und modifiziert diesen. – Der Verstand ist, und dies ist wohl eine der bedeutendsten Entdeckungen von Freud, niemals Herr im eigenen Haus!

Donnerstag, 4. August 1977

Was bedeuten diese erkenntnistheoretischen Reflexionen beispielsweise für das menschliche Glück? – Vom Standpunkt unserer komplexen Lebensdynamik ist diese Einsicht insofern wertvoll, als wir natürlich lernen können, negative äußere und innere Erfahrungen auch positiv zu deuten und positiv zu sehen. Auch hier vermag Gewohnheit mehr als Disziplin. Es gibt auch in der Glücksempfindung keinen Determinismus.

Allein, wer einen hohen Berggipfel erreichen will, weiß im Vorhinein, dass der Weg oft anstrengend, aber auch erfüllend und erbauend sein wird, denn sonst würde er diesen Weg nicht gehen.

Alles im Universum ist Komplexität und Dynamik, erkenntnismäßige Unaneigenbarkeit und Veränderlichkeit, Fiktion und Realität zugleich, so ist auch der Mensch selbst! Ich versuche wieder einmal, mein Leben neu zu organisieren und der universellen Komplexität und Dynamik anzupassen. Vieles, was ich mir bislang hart erarbeitet habe, hätte leichter gehen müssen. Manches, woran ich gescheitert bin, hätte kein Stolperstein sein dürfen. Warum schaffen andere das Leben so leicht? Ist das alles nur Zufall oder der Ausfluss einer lockereren Moral und größeren Brutalität im Umgang mit Mitmenschen?

Ich werde in meinem Verhalten künftig versuchen, den etwas antiquierten und nicht mehr ganz zeitgemäßen Wert der „Disziplin“ durch das moderne lerntheoretische und aus der Entwicklungspsychologie bewährte Attribut der „Gewohnheit“ zu ersetzen.

Ein Beispiel dafür: Man kann sich angewöhnen, in der Nacht weniger zu denken und nicht bei jedem noch so unbedeutenden Gedankenfluss aufzustehen und diesen zu Papier zu bringen, oder man kann sich dazu zwingen. Bei Ersterem hilft einem der Faktor Zeit und die war tatsächlich in meinem Leben immer mein größter Verbündeter.

Durch bloße Disziplin hätte ich wohl nie meine bisherigen intellektuellen Leistungen vollbracht. Dies geschah wohl eher durch ein starkes Interesse an der Sache, durch positive Motivationen also, die letztendlich als Teil meiner Persönlichkeit zur Gewohnheit wurden.

Freitag, 5. August 1977

Es mag einfach erscheinen, für eigene Probleme und Schwierigkeiten die Schuld bei anderen zu sehen und zu suchen. Deshalb hüte ich mich auch davor. Aber eines scheint mir sicher: Wenn ich an der Universität Graz von Seiten der Professorenschaft auch nur ein Minimum an Anerkennung, Unterstützung oder Förderung, etwa für mein historisches Projekt, erhalten hätte, wäre ich jetzt auch psychisch in einer besseren Situation.

Bei all dem gibt es auch zwischen privaten Reflexionen über das Glück oder auch Unglück und theoretischen Betrachtungen darüber eine Trennungslinie zu ziehen.

Samstag, 6. August 1977

Als primäre und relativ wirkungsvollste und einfachste Situationsverarbeitung eignet sich wohl im Besonderen der Humor. Natürlich reicht der Humor nicht in jeder Lebenssituation, wiewohl wir ihn uns so gut wie möglich angewöhnen sollen. Auf der anderen Seite der positiven Informationsverarbeitung für schwerwiegendere negative Events würde sich etwa eine persönliche individuelle Sprechformel eignen.

Ich notiere Zusammenhänge von Erkenntnistheorie und Glücksempfindung:

Nicht was in der Außenwelt wirklich ist, bestimmt unser Fühlen, Denken und Handeln, sondern was wir glauben, was ist. Die Fiktion und Imagination ist auch hier stärker als die scheinbar objektive Realität.

Der Begriff „Glück“ ist als Wort in philosophischer Hinsicht ein Allgemeinbegriff, eine „Universalie“. Es ist vom Standpunkt der Alltagssprache eigentlich ein Paradoxon, dass man versucht, eine annähernd unendliche Reihe von Gefühlszuständen und Befindlichkeiten nur mit einem einzigen Wort treffen und beschreiben zu wollen.

Manche andere Sprachen haben zwar für das menschliche Glück differenziertere Begriffe übrig als die deutsche Sprache, aber grundsätzlich ist die Situation ähnlich. Auch das englische „Happiness“ sowie die entsprechenden französischen, lateinischen und griechischen Begriffe wie bonheur, felicitas oder makariotes sind Universalien.

Und hierbei ergibt sich ein weiteres Paradoxon: Ein Mensch, wenn er etwa morgens aufsteht, strebt in der Regel nach irgendetwas Konkretem. Auch die Lebensziele sind für das biologische Wesen Mensch in der Regel immer konkret. – Jemand will sich ein Haus bauen oder eine gute Ehe führen. Ein anderer geht gerne auf Bildungsreisen oder liest gerne Bücher. Ich bin tatsächlich noch nie einem Menschen begegnet, der einfach nach dem undefinierten Allgemeinbegriff „Glück“ strebt, weil dies faktisch unmöglich ist.

Im Mittelalter gab es darüber den Universalienstreit, und eine wesentliche Erkenntnis des modernen, neuzeitlichen Weltbildes ist es eben, dass nominalistische Begriffe, Einzelbegriffe also, in erkenntnistheoretischer, aber auch psychologischer Hinsicht gewichtiger sind als Allgemeinbegriffe.

Meine Erkenntnis daraus: Glücklich ist der Mensch, der mit aktivem Interesse im Leben steht und der für sich und die Gemeinschaft konkrete Ziele verwirklichen will.

Sonntag, 7. August 1977

Wegen schmerzender Augen – vermutlich eine akute Bindehautentzündung – musste ich heute bei meinen geistigen Arbeiten pausieren.

Montag, 8. August 1977

Ich befinde mich in einer physischen, psychischen und intellektuellen Krise. Ich habe an die 5 kg abgenommen und die Haare gehen mir büschelweise aus. Jetzt fällt mir wegen eines Augenleidens selbst das Lesen und Schreiben schwer. Ich schlafe nur noch vier oder fünf Stunden, manchmal auch weniger. Eine normale Nachtruhe gibt es nicht mehr, da ich wieder ständig aufstehe, wenn mir irgendein guter Gedanke kommt, um ihn zu Papier zu bringen. Mit meinen guten Vorsätzen für eine ausgewogene Nachtruhe ist wieder nichts geworden; ich bin auf meine Arbeiten fixiert wie ein Drogensüchtiger. Die intellektuelle Krise ist jedoch die ärgste.

Seit Wochen schon beschäftigt mich neben anderem der Gedanke, was wohl den Geschichts- und Kulturverlauf der Menschheit mehr bestimmte: Erstens, das bewusste, zielgerichtete und planvolle Handeln des Menschen, welches auf Selbstbehauptung und Naturunterwerfung ausgerichtet ist, oder ob zweitens nicht doch die unbeabsichtigten Nebenkonsequenzen des menschlichen Handelns und andere Zufallsparameter den Verlauf der Geschichte eher beeinflussen. Natürlich neige ich zur zweiten Ansicht, welche eine

kulturpessimistische ist. Diese Frage scheint mir in der jetzigen Situation der Menschheit als eine der dringlichsten überhaupt, und natürlich werden solche essentielle, lebensnahe Fragen etwa an der Universität Graz weder am philosophischen noch am historischen Institut gestellt oder gar zu beantworten versucht. Im Übrigen scheint mir die zeitgenössische Kathederphilosophie welt- und lebensfremd.

Wenn also der bisherige Geschichtsverlauf nicht primär durch das planvolle Handeln der menschlichen Rationalität gestaltet wurde, sondern eher durch unbeabsichtigte Nebenkonsequenzen der menschlichen Handlungen, so würde diese Einsicht ein zutiefst pessimistisches Zukunftsbild der Menschheit entwerfen. Bei all unserem scheinbaren technischen und zivilisatorischen Fortschritt und trotz gigantischer Anstrengungen in der Wissenschaft und Arbeitswelt könnten wir uns doch nie auch nur annähernd ein Paradies auf Erden schaffen, weil eben menschliche Handlungen niemals nur das bewirken, was der Mensch beabsichtigt. Wenn nämlich die Geschichte und Kulturgeschichte der Menschheit bisher weitgehend irrational verlaufen ist, wieso sollte das gerade in der komplexen und dynamischen Zukunft anders sein?

Die Fortschrittsgläubigkeit der Aufklärung, welche beispielsweise schon durch das Proletarierproblem des 19. Jahrhunderts und die beiden Weltkriege des 20. Jahrhunderts eine tiefe Erschütterung erfuhr, wird damit endgültig zu Grabe getragen. Dass wir in der Illusion leben, ein Schiff steuern zu können, zweifellos in einem stürmischen und gefährvollen Meer, dass aber das Steuersystem defekt ist, ohne dass weder der Steuermann noch der Kapitän etwas davon wissen oder auch nur wissen wollen, macht unsere Situation nur noch gefährlicher.

Alle Sozialutopien der Geschichte sind bislang gescheitert. Warum soll uns gerade die Welt von Experten und Technokraten, an der eben gebastelt wird, in Zukunft ein Paradies auf Erden bescheren?

Hat Oswald Spengler recht mit seinem prognostizierten Untergang des Abendlandes? Ist sein Vitalismus in der Geschichtsbetrachtung noch zeitgemäß? Kann man biologische Systeme mit kulturellen gleichsetzen; oder ist gerade diese Sichtweise eine zielführende in der Kulturbetrachtung? Ich glaube, dass Spengler unter anderem deshalb irrt, weil Systeme und Subsysteme eine Eigendynamik entwickeln können, die prinzipiell nicht determiniert ist. Auch er scheint mir zu sehr in der Sichtweise der Gesetzmäßigkeiten und der Kausalität in seinen Betrachtungen des Phänomens des Lebens und der menschlichen Kultur gefangen zu sein.

Fazit für mich: Alles ist prinzipiell offen inklusive meiner Zukunft!

Dienstag, 9. August 1977

Habe auch die letzte Nacht insgesamt wieder bestenfalls vier Stunden geschlafen. Ich ziehe die Notbremse. Ich bin nicht weltfremd, sondern weiß, dass es meine erste Aufgabe ist, das reale Dasein zu bewältigen. Ich nehme mir ein weißes DIN-A4-Blatt, schreibe darauf „K4 – Konzept 4“ und vermerke darauf u. a.: „Ich werde so lange auf meine frühmorgendlichen Studien verzichten und auch nachts nicht mehr wegen irgendwelcher Gedankensprünge aufstehen, bis ich wieder zu einem geregelten Schlaf gefunden habe und sich mein allgemeiner physischer und psychischer Zustand wieder gefestigt hat.“

Also werde ich mich von meinen geliebten Studien im Morgenrot für längere Zeit verabschieden. Die intensive Studienphase gedenke ich auf meine Freizeit zu beschränken und allenfalls auch am Abend nach der Waldarbeit durchzuführen. Die gewohnte leichte Lektüre abends zur Erbauung, wie etwa Biographien, fällt damit aus.

Das ganze Leben ist Dynamik, man muss flexibel genug sein, um sich auf geänderte Umstände einzustellen. Wer irgendwelchen Idealen nachjagt, die weltfremd oder schlichtweg unbiologisch sind, erfährt die volle Destruktivität des Seins.

Wir waren heute von 8 Uhr früh bis 6 Uhr abends im Wald bei Holzarbeiten. Vorher und nachher gibt es wie immer Stallarbeiten zu verrichten. Die körperliche Arbeit tut mir gut. Für Bewegung im Freien ist der Mensch von seiner Stammesgeschichte her angepasst, nicht jedoch für eine nachtaktive Philosophie.

Warum betreibt der Mensch überhaupt Philosophie, wenn er dafür phylogenetisch nicht angepasst ist? – Weil er, im Gegensatz zum Tier, in seinem Erkenntnis- und Handlungspotenzial ein offenes System darstellt und tatsächlich nirgendwo determiniert ist, also auch nicht durch seine Erbanlagen oder Umwelteinflüsse.

Mittwoch, 10. August 1977

Ein Regentag. Nach drei Stunden brechen wir die Arbeit im Wald ab. Das kommt mir und meinen Studien zugute. Wilhelm Gottfried Leibnitz philosophierte einst, es gäbe zwei Labyrinth des menschlichen Geistes: die Unendlichkeit und die Willensfreiheit. Seine Sorgen möchte ich haben!

Ich persönlich sehe das Willensfreiheitsproblem als philosophisches Scheinproblem an, das dadurch entstand, als man in der Antike begann – übrigens wie ich meine fälschlicherweise – eine kausal determinierte, materielle Welt wahrzunehmen, der man die scheinbare menschliche Subjektivität gegenüberstellte. Im Übrigen scheint mir der „freie Wille“ ein höchst unklarer philosophischer Terminus zu sein. Denn erstens, wer besagt, dass es so etwas wie einen Willen im Menschen überhaupt gäbe? Wäre es stattdessen nicht besser zu sagen Motivation, Handlungsappetenz, Verhaltenssteuerung oder Entscheidungsmöglichkeit? Und diesen unklaren Terminus „Willen“ mit dem Attribut „frei“ zu qualifizieren, macht die Sache noch unklarer.

Ich sehe das Willensfreiheitsproblem – wohl abgeleitet aus meiner Geschichtsbetrachtung – gänzlich anders gelagert. Ist es dem Menschen grundsätzlich möglich, durch seine Handlungen das zu bewirken, was er in der Handlungsintention beabsichtigt? Oder übertreffen die negativen Konsequenzen, also die Nebenkonzsequenzen seiner Handlungen zuweilen die in der Handlungsintention beabsichtigten Ziele?

Ein Beispiel dafür in unserer Zivilisation wäre: Der Mensch strebt noch immer nach einem immer höheren Lebensstandard. Durch all sein Handeln, durch das Forschen in der Wissenschaft, durch eine immer höhere Technik, durch den Ausgleich der Sozialgesetzgebung usw. will er diese Ziele erreichen. Andererseits gefährden die Nebenkonzsequenzen seiner Handlungen eben dieses Ziel, etwa in einer inadäquaten Umweltbelastung durch Kohlendioxyd, Radioaktivität, Elektrosmog und andere Gifte, wie sie eben eine Industrie- und Wohlstandsgesellschaft mit sich bringt.

Ein oberstes Grundprinzip von mir: Philosophie und philosophische Analysen müssen realitätsnah und in ständigem Bezug zur faktischen Lebenswelt sein. Gerade das scheint mir bei der heutigen Universitäts- und Kathederphilosophie nicht der Fall zu sein, wo man noch immer ziemlich abstrakt selbst mittelalterliche Thematiken wie die „Theodizee“ behandelt.

Donnerstag, 11. August 1977

Die Abkopplung von der faktischen Lebenswelt, die Immunisierung gegenüber etwaigen Ideen von außen, das Beharren auf der professoralen Autorität der „Forschenden“ und Lehrenden, Überheblichkeit, Bequemlichkeit eines gut situierten Daseins dürften wohl die Hauptdefizite im derzeitigen Universitätsbetrieb, zumindest der geisteswissenschaftlichen Fakultät in Graz sein.

War heute in Graz und habe in der Universitätsbibliothek im großen Lesesaal bei Nachschlagewerken einiges herausgeschrieben. Zuvor war ich bei einem Augenarzt in der Nähe des Alpenlandkaufhauses Kastner & Öhler bezüglich meiner ständig schmerzenden und wie wund empfindsamen Augen. Der Augenarzt konstatierte keinen gravierenden pathologischen Befund, sondern stellte schlicht und einfach einen Mangel an Tränenflüssigkeit fest.

Ob dies von zu wenig Schlaf herrühren könne? Ja, das sei durchaus möglich. Im weiteren Gespräch gab er mir den Rat, übermäßiges Lesen, noch dazu in der Nacht und bei schlechtem Licht, einzustellen.

Erkenntnis und darauf aufbauende Handlungen sind die Grundlagen einer positiven Lebensführung. Ich weiß nun, woran ich bin, und werde weiterhin bei meinen geisteswissenschaftlichen Arbeiten Einschränkungen vornehmen. Glücklicherweise der Mensch, der für sein existenzielles Dasein noch entsprechende Handlungen vollziehen kann. Natürlich hat die durch eine Pause und Erholungsphase bewirkte Regenerierung etwa meiner Augen und

meiner Schlafgewohnheit auch Nebenkonsequenzen. In diesem Fall kann ich mich mental und physisch noch stärker unserer Land- und Forstwirtschaft widmen, was auch den Wünschen meiner Eltern entgegenkommt.

Freitag, 12. August 1977

Heute wieder acht Stunden im Wald gearbeitet. Die Waldarbeit scheint mir physisch und psychisch gut zu tun und ich spüre davon keine merkliche Ermüdung.

Möglicherweise flüchte ich in eine intellektuelle Welt, weil ich mich in der sozialen schwer zurechtfinde. Oder sind es wirklich meine „großen Interessen“ für die Wissenschaft und Philosophie? Ich weiß es nicht!

Gerechterweise muss ich sagen, dass gerade meine Feuerwehrkameraden mich äußerst korrekt behandeln und mich keineswegs als Außenseiter behandeln.

Natürlich hätte sich auch mein Vater einen Sohn gewünscht, der so war wie er selbst: athletisch, cholerisch, ein Draufgänger, ein Bergsteiger, mit kräftiger Stimme und starker persönlicher Dominanz, wo immer er sich aufhält. – Mein Vater war Uniformträger, zuerst Berufssoldat, dann Gendarmeriebeamter. Aber seltsamerweise konnte auch er sich, zumindest in unserer dörflichen Umgebung, keiner allgemeinen Akzeptanz erfreuen, sondern wurde eher ambivalent betrachtet und beurteilt.

Auch hier wirken dann die aus der Stammesgeschichte angeborenen Mechanismen sozialen Grundverhaltens, auf denen letztendlich nicht nur die Muster von Sympathie und Antipathie, sondern auch von Ausstoßreaktion einerseits, übertriebener Glorifizierung und dem Starkult andererseits liegen.

Für mich bleibt als philosophisches Resümee: Der soziale Umgang von Mensch zu Mensch kann auch unter der Perspektive der Erkenntnistheorie und fehlbaren Erkenntnisleistung des Menschen gesehen werden. – Die soziale Orientierung des Menschen stellt von Geburt an die elementarste Erkenntnisleistung des Menschen überhaupt dar. Eben hier wirken nicht nur bewusste, sondern im besonders hohen Maße auch unbewusste Mechanismen.

Im Kleingruppendasein wie in der allgemeinen Gesellschaft wird ein Mensch selten so bewertet, wie er tatsächlich ist, abgesehen davon, dass dies ohnehin nicht vollkommen möglich ist. Meist wird ein Mitmensch entweder über- oder unterbewertet. Der klassischen philosophischen Tradition der Erkenntnistheorie scheint diese soziale Relevanz und Problematik nie aufgefallen zu sein.

Samstag, 13. August 1977

Ich bin dabei, mein Leben neu zu orientieren, und mache heute, da wir ausnahmsweise nicht in den Wald fahren, um zu arbeiten, eine ausgiebige Wanderung auf den Leitnerberg. Als ich in einen Bereich hinkomme, der von der gegenüberliegenden Seite der Ochsenhald schwer einsehbar ist, stockt mir der Atem. Es liegen gut und gerne an die 100 – 150 Meter Holz als Windwurf. Dazu auch viel sehr starkes Holz mit einem Meter Stockdurchmesser und mehr.

Ich weiß, was das bedeutet: Da es auf den Leitnerberg keinen Weg gibt und alle Arbeitsgeräte händisch heraufgetragen werden müssen, wird sich die Arbeit über Wochen oder Monate hinziehen. Und dann die Lieferung! Wer soll dieses schwere Holz herunterbringen? Auch dabei haben wir natürlich schon einige Erfahrung. Es geht nur im Graben an der Grenze zum Eibeggbauern. Aber selbst diese Arbeit ist mühsam und fordert bei dem starken Holz, das natürlich geschäpft, also von der Rinde entfernt werden muss, beinahe übermenschliche Anstrengungen.

Abends gehe ich mit einem Schulkameraden der Volksschule und jetzigem Jugendfreund von mir zum Gartenfest nach Edelsdorf. Wir trinken etwas und tanzen mit einigen Mädchen aus der Gegend. Zu *Claudia* habe ich schon längere Zeit keinen Kontakt mehr.

Sonntag, 14. August 1977

Ein schwarzer Tag: Morgens, gleich nach der Stallarbeit berichte ich meinem Vater von meinen Entdeckungen auf dem Leitnerberg und mache ihm den Vorschlag, dass ich das Holz, mit einigen Forstgehilfen, auch selbst und ohne ihn aufarbeiten könne. Diesen Vorschlag mache ich, ohne es meinem Vater natürlich zu sagen, mit der Rücksicht auf seine Hüfterkrankung, mit Bedacht auf meine geminderte soziale Stellung in meiner Familie und vielleicht auch wegen der kritischen Nachbarschaft.

Ich kann es nicht genau beurteilen. Entweder war es meine vorschnelle Initiative oder die Nachricht über die große Schadholzmenge. Mein Vater bekommt einen Wutanfall, ist kaum zu beruhigen, schreit und tobt, dass er mich enterben würde, wenn ich mich im Herbst wiederum nach Graz davonschleichen würde.

Augenblicklich weiß ich, mein Studium ist für eine Zeit lang beendet! Ich weiß aber auch, man soll im Leben Augenblickssituationen nie überbewerten. Insbesondere bei meinem Vater können Donner und Hagel in dieser Art mindestens so an die zwei bis drei Mal im Jahr vorkommen, aber ebenso schnell wieder vorbei sein. In jedem Fall gilt es für mich, Ruhe und Besonnenheit zu bewahren.

Ich habe es geahnt: Es war also doch richtig, meine erste und oberste Priorität auf die Abfassung meines Buches über die Hochkulturen zu legen und das Studium als sekundäre ungewisse Möglichkeit ins Auge zu fassen. Denn möglicherweise werde ich mein formelles Studium niemals beenden können.

Montag, 15. August 1977 (Maria Himmelfahrt)

„Wenn das hohe Gras im Wind und Sturm nicht brechen soll, muss es sich beugen.“ – Diese philosophische Einsicht, die eigentlich aus dem östlichen Kulturkreis kommt, nötigt mich wieder einmal, Attribute und Zugeständnisse an mein soziales Umfeld zu machen. Notfalls werde ich mein Studium für längere Zeit unterbrechen.

Dienstag, 16. August 1977

Von 8 Uhr bis 17 Uhr im Wald gearbeitet. Ich habe endlich eine Technik entwickelt, die einen guten Schlaf fördert. Sie wirkt nicht immer hundertprozentig, aber bringt doch eine große Erleichterung mit sich bringt. Meine neue Technik entstammt der Selbstbeobachtung, dass ich, wenn ich meinen Gedanken unruhig nachgehe, auch körperlich nicht zur Ruhe komme und mich beispielsweise im Bett ständig bewege oder von einer Seite auf die andere drehe. Wenn ich nun die körperlichen Bewegungen in den Griff bekomme, also mich bemühe, ganz ruhig zu liegen und mich körperlich nicht mehr zu bewegen, hören früher oder später auch meine Gedankengänge auf. Manchmal finde ich dadurch relativ rasch zu einem guten, durchgehenden Schlaf, manchmal leider nicht.

Abends habe ich Karl Marx studiert, die Frühschriften, da ich mir vorgenommen habe, alle großen Klassiker der Geschichte und Geschichtsphilosophie genau durchzugehen. Ich lese dabei auch auszugsweise in einer Biografie von Marx, da man das Werk von großen und bedeutenden Persönlichkeiten nicht verstehen kann, wenn man ihre Biografie nicht kennt.

Auch die berühmt-berüchtigte Kreuzersonate von Tolstoj, die tatsächlich ziemlich frauenfeindlich zu sein scheint, wird man nicht verstehen, wenn man nicht eine Biografie von Tolstoj gelesen hat. Ebenso wird man die Visionen und großen Romane von Kafka nicht verstehen, wenn man nicht ungefähr mit seiner Biografie vertraut ist. Es gibt für mich im Übrigen in der Literatur kaum einen größeren Gegensatz als zwischen Tolstoj und Kafka. Der eine beschreibt den Menschen als Gemeinschaftswesen, häufig eingebettet in aristokratische Familiengeschichten. Kafka hingegen beschreibt die Tragik des von der Gemeinschaft isolierten Individuums. Einfach ist das Leben weder hier noch dort.

Die größten Romane jedoch schreibt das Leben. Ich bin betroffen von den unglaublichen Schicksalsschlägen, von denen Karl Marx in seinem Leben gezeichnet wurde. Wahre Größe ohne Tragik scheint es nicht zu geben. Ein Grund dafür ist, dass menschliche Größe unter anderem immer mit Kompensation von Schwierigkeiten verbunden ist, aber auch mit der Unvereinbarkeit eines innovativen, herausragenden individuellen Weltbildes mit der aktuellen soziokulturellen Durchschnittlichkeit und Alltäglichkeit.

Mittwoch, 17. August 1977

Wieder den ganzen Tag mit Vater und den Waldarbeitern im Forst gearbeitet. Diesmal hat es wieder einen Krach gegeben und mein Vater ist sozusagen wieder einmal explodiert: Er schickte mich zum Auto, um für die Motorsägen die Feilen zu holen. Die Feilen waren jedoch im Auto nicht aufzufinden. Als ich ohne diese zurückkam, meinte er wütend und grantig, ich wäre zu nichts zu gebrauchen.

Obwohl mein Vater jetzt weniger über Gelenk- und Hüftschmerzen klagt als noch im Frühjahr, scheint er immer schwieriger zu werden. Seit April dieses Jahres ist er als Gendarmeriebeamter in Pension und das macht die Sache für ihn und für uns nicht leichter. Irgendetwas in unserer Familie scheint nicht zu stimmen. Mein Vater gebärdet sich zuweilen wie ein Feldweibel oder Spieß auf dem Kasernenhof, meine Mutter ist die weichste, empfindsamste und sensibelste Frau, die man sich nur vorstellen kann. Ist das alles normal und bin nur ich übersensibel? Ein Gedankensprung: Was galt bei den Azteken mit ihren rituellen Menschenopfern oder in einem KZ der Nazis als normal? Ist der Mensch mit seinen erstaunlichen Absonderlichkeiten überhaupt ein „normales“ biologisches Wesen?

Karl Marx fasziniert mich ungemein. Ich war in den späten 60er Jahren, als ich in die zweite Klasse Oberstufe meiner Mittelschule ging, sogar ein glühender Anhänger von ihm und seinen Lehren. Indem er gerne in einer Bibliothek studierte, ist er sogar heute noch ein Vorbild von mir. Erst nachdem ich den „dialektischen Materialismus“ und seine erkenntnismäßige Abbildtheorie genauer studierte, im Besonderen aber, als ich dessen dritten großen Klassiker nach Marx und Lenin, nämlich Stalin, kennenlernte, brach ich innerlich mit dem Marxismus-Leninismus.

Manchmal frage ich mich, ob es wohl rechtens ist, dass ich so viel an Grundbesitz erben werde und andere auf der Welt eben nichts haben. Sind das kleine südamerikanische Verhältnisse?

Donnerstag, 18. August 1977

Den ganzen Tag im Wald gearbeitet. Abends wieder Karl Marx studiert. Wie ich im Nachwort von „Kultur und Kreativität“ ausgeführt habe, ist der historische Materialismus meinem jetzigen Geschichtsverständnis, insbesondere meiner Sicht über die Hochkulturen, diametral entgegengesetzt. Ich glaube, immer mehr Widersprüche und Ungereimtheiten im marxistisch-leninistischen Weltbild zu bemerken, also im Besonderen im historischen Materialismus, aber auch im dialektischen Materialismus (DIAMAT).

Mir scheint, dass der Mensch darin ebenfalls zu rational gedeutet wird. Der „Homo oeconomicus“ für sich existiert nicht. Die Ökonomie war den Menschen immer nur Mittel zum Zweck und niemals Selbstzweck. Weiters geht Marx als einer der wenigen Denker der Spätaufklärung noch davon aus, dass sich der Mensch durch sein planvolles Handeln in einer

klassenlosen Gesellschaft ein Paradies auf Erden schaffen könne. Auch diese Anschauung ist meiner Meinung nach dem Verständnis der eher zufallsbestimmten soziokulturellen Evolution diametral entgegengesetzt. Und schließlich ist da noch die obsoletere erkenntnistheoretische Konzeption des dialektischen Materialismus. Sie beruht auf einer einfachen, relativ naiven, materiellen Abbildtheorie.

Wie kommt es, dass einige Professoren an der Universität Graz wiederholt behaupten können, dass die Erkenntniskonzeption des dialektischen Materialismus nach wie vor einen der effizientesten Zugänge zum Erkenntnisphänomen liefere? Oder dass der historische Materialismus einen der besten Zugänge zum wissenschaftlichen Geschichtsverständnis biete? Ich glaube nichts von alledem.

Ich mache meine Tagebucheintragungen meist am nächsten Morgen. Eben höre ich meinen Vater rufen, dass wir wieder in den Wald fahren.

Samstag, 20. August 1977

Mir scheint, dass selbst Charles Darwin mit seiner Evolutionstheorie, wie Karl Marx mit seiner deterministischen, ökonomischen, materiellen, rationalen und kausalen Sichtweise historischer Prozesse, ein Kind des 19. Jahrhunderts ist. Auch die Evolutionstheorie des Lebens scheint mir entsprechend der Sichtweise des 19. Jahrhunderts zu kausal, deterministisch und mechanistisch konzipiert. Die Hauptfrage: Erklärt die Evolutionstheorie tatsächlich die Evolution? Nein, meiner Ansicht nach nicht! Da die Evolutionstheorie von Charles Darwin das pluralistische Phänomen des Lebens an sich nicht zu erklären vermag. – „Mutation und Selektion“, das kann in der Dynamik und Evolution des Lebens doch nicht alles sein!

Abends habe ich meinen Cousin *Kurt* besucht, der von einem längeren Aufenthalt aus dem Nordosten der USA zurückgekommen ist, wo er auf einer Farm eine landwirtschaftliche Praxis absolviert hat. Ich beneide ihn um seine Auslandserfahrungen! Wann werde ich die großen hochkulturellen Zeremonialzentren in Mexiko besuchen können? Wann werde ich Teotihuacán, Tikal oder Copán betreten können?

Die Mutter von *Kurt*, Tante Traude, meint, ich sehe jetzt wieder besser aus. Sie hätte sich schon Sorgen um mich gemacht. Danach zur Familie *Müller* gegangen und angeläutet, ob *Claudia* da ist. *Claudia* war nicht da und Frau *Müller* meint, ich sehe schlecht und mitgenommen aus, ob ich krank gewesen sei. Nein, sage ich, mir geht es gut.

Niemals vermag ich irgendetwas aus meinem Inneren den anderen mitzuteilen. Warum ist das nur so? So bin ich den anderen ein Rätsel oder ein verschlossenes Ekel. Gleichgültig schein ich niemandem zu sein.

Sonntag, 21. August 1977

Ich leide mitten im Sommer unter starken Halsschmerzen und habe etwas Fieber.

Samstag, 27. August 1977

Hochzeit eines Feuerwehrkameraden mit der Tochter des Schneidermeisters im Ort. Natürlich sind wir von der Freiwilligen Feuerwehr Hadersdorf dabei eingeladen. Am Abend gibt es ein gemütliches Zusammensitzen bei Bier und Wein. Ich fühle mich in der Gemeinschaft pudelwohl und würde in Abwandlung einer studentischen Weisheit die Formulierung wagen: „In der Kleingruppe liegt die Wahrheit.“

Der Mensch ist von seiner Stammesgeschichte her dem Kleingruppendasein angepasst. Hier fühlt er sich seinem Wesen entsprechend wohl. Weder die Vereinsamung noch die Vermassung in Großstädten entspricht seinem Naturell. Die elementarste Kleingruppe, die einem Menschen am meisten Sicherheit und Geborgenheit spendet, ist meiner Ansicht nach idealtypisch die Familie. – Hier und nur hier hat in der Geschichte – die Großfamilie eingeschlossen – das kommunistische Ideal ansatzweise funktioniert. Trotzdem sehe ich die Zerschlagung des Patriarchats und die Emanzipation einzelner Familienmitglieder als Fortschrittsprozess an; möglicherweise war es der wesentlichste überhaupt.

5. Kommentar: Pädagogische und wissenschaftliche Defizite

Im Frühjahr 1977 im Alter von 25 Jahren hatte ich mein mehrere hundert Seiten starkes Buchmanuskript „Kultur und Kreativität – Aufstieg und Fall der Hochkulturen“ abgeschlossen. Erst 1988, also elf Jahre später, konnte ich nach kleineren Umarbeitungen einen Verlag finden, der mein Manuskript in Buchform publizierte.

Bereits während der Niederschrift und auch unmittelbar nach Fertigstellung des Manuskripts im Jahr 1977 legte ich dieses natürlich Professor/inn/en der geisteswissenschaftlichen Fakultät vor, an der ich studierte. Und dabei geschah etwas Merkwürdiges: Kein/e einzige/r Professor/in war bereit, zu meinem Manuskript, an dem ich Jahre arbeitete und für das ich ein immenses Stundenpensum aufwendete, eine fachliche Stellung abzugeben. Meist erschöpfte sich der Kommentar in einem einzigen Satz und in einer nichtssagenden Floskel.

So ist es erklärlich, dass das Manuskript durchaus auch den Standpunkt eines wissenschaftlichen Außenseiters vertritt, da mir nie die Chance gegeben wurde, auch während meiner Zeit der Arbeiten daran, es in die akademische Diskussion aufzunehmen, etwa zu einer Besprechung bei einem Proseminar oder Seminar.

Wenn also Fehler und Fehldeutungen in meinem Buch von 1988 enthalten sein sollten, sehe ich die Ursache nicht nur bei mir. Es gab beispielsweise auch keinen konstruktiven Hinweis auf irgendeine weiterführende Literatur.

Eine Grundkonzeption meiner historischen Arbeit beruht darauf, dass das kausal deterministische Prinzip der Naturwissenschaften, welches ganz allgemein im 19. Jahrhundert dominant war, noch immer unreflektiert in der Geschichtswissenschaft angewandt wird. Nach meinem Konzept sind nämlich die primären Hochkulturen nicht aus den Bedingungen organisierter Flussregulierungen entstanden, sondern sie sind als ein komplexes Emergenzphänomen zu betrachten, an dessen Ausbildung auch maßgeblich das gewandelte metaphysische (religiöse) Weltbild des hochkulturellen Menschen einen Anteil gehabt hat. – Die Geschichtswissenschaft deutet nach meinem Dafürhalten, entsprechend unseren rational und ökonomisch motivierten Zeitaltern, die Vergangenheit zu rational.

Der Mensch hat nach meinen Hypothesen nicht nur kraft seines Verstandes und seines planvollen Handelns eine immer höhere Kulturstufe erreicht, sondern vieles in der menschlichen Kulturgeschichte ereignete sich aus irrationalen Motivationen, zufällig und vor allem ungewollt und ungeplant. Dieses Prinzip sehe ich auch für die Gegenwart gültig mit allen Konsequenzen für eine sich daraus ergebende Zivilisations- und Fortschrittskritik. – Wenn wir aus der Geschichte lernen wollen, müssten wir meines Erachtens auch erkennen, dass sich vieles gewissermaßen als Nebenprodukt von scheinbar planvollen und rationalen menschlichen Handlungen ereignet. Wenn also der soziokulturelle Geschichtsverlauf praktisch in allem unkalkulierbar und unplanbar verlief, von Zufallsparametern, chaostheoretisch zu verstehenden Prozessen, metaphysischen, ideologischen und anderen

irrationalen Motivationen mitbestimmt, woher nehmen die Fortschrittsoptimisten ihre Gewissheit, dass der Mensch fähig sei, gerade in Zukunft alles anders und besser machen zu können?

Die Trennung von Natur- und Geisteswissenschaften ist zweifellos ein strukturelles Defizit im zeitgenössischen Wissenschaftsbetrieb und manche Missverständnisse ergeben sich auch dadurch, dass erfolgreiche Methoden der Naturwissenschaft, etwa das Kausalprinzip, zu unreflektiert auf komplexe soziale und historische Prozesse in den Geisteswissenschaften angewandt werden. Daraus entstehen meiner Ansicht nach nicht zu unterschätzende Fehldeutungen. Insbesondere was die primären Hochkulturen betrifft, fällt auf, dass mit den heutigen Methoden ein überproportional hoher Anteil von soziokulturellen Phänomenen in dieser Zeit mit Fragezeichen behaftet ist oder überhaupt rätselhaft bleibt.

Ich habe zu Entstehung, Entwicklung und Verfall der frühen Hochkulturen früh eigene Konzepte entwickelt, mit denen ich aber an der geisteswissenschaftlichen Fakultät der Uni Graz nie in die wissenschaftliche Diskussion gelangen konnte, wiewohl mir kein einziger Professor ein rationales Argument entgegenhielt, dass diese oder jene meiner Sichtweisen falsch oder unzweckmäßig sei.

Bei meiner Dissertation wählte ich ein Thema und Forschungsgebiet, nämlich die evolutionäre Erkenntnistheorie, bei welchem Natur- und Geisteswissenschaft im Gegensatz zu den meisten übrigen wissenschaftlichen Disziplinen fruchtbar vereint sind: Auch aus dem Mangel dieser integrativen Sichtweisen ergeben sich meines Erachtens immer wieder methodische, erkenntnistheoretische und fachliche Defizite bei spezifischen wissenschaftlichen Problemen. Ein Beispiel dafür ist etwa der Untergang der klassischen Maya-Hochkultur, zu dem ich auch bereits im Alter von 25 Jahren – wie ich meine – diskussionswürdige Konzepte entwickelt habe, ohne damit je in die wissenschaftliche Diskussion gekommen zu sein. Im Folgenden eine kurze Darlegung eines meiner Konzepte zu diesem Thema:

Die Maya-Hochkultur scheiterte an ihrer Komplexität

Der bislang ungeklärte Untergang der klassischen Maya-Hochkultur zwischen dem 3. und 9. Jh. n. Chr. in Mittelamerika zählt inzwischen zu den klassischen ungelösten und scheinbar unlösbaren Problemen der Geschichtswissenschaft. Ich selbst habe mich schon frühzeitig mit dem faszinierenden Gebiet der frühen Hochkulturen beschäftigt und darüber bereits 1988 mein erstes Buch „Kultur und Kreativität – Aufstieg und Fall der Hochkulturen“ publiziert. Als Außenseiter, als der ich mich auch heute noch sehe, war ich von Anfang an den etablierten Lehrmeinungen über die primären Hochkulturen gegenüber skeptisch eingestellt und habe demgegenüber Konzepte erstellt, die sich nicht nur an ökonomischen Bedingungen und Fakten orientieren, sondern auch die mentale Konstitution des Menschen berücksichtigen. Seltsamerweise scheinen moderne wissenschaftstheoretische Strömungen wie etwa der epistemische Konstruktivismus meine frühen Untersuchungen zu bestätigen.

Die etablierte Wissenschaft hat also für die rätselhafte Aufgabe der Maya-Städte im Zentralgebiet der dortigen Hochkultur, welche dann von Urwald überwachsen wurde, verschiedene Hypothesen entwickelt.

Dabei überwiegen ökonomisch-ökologische Gründe wie Wassermangel, Auszehrung des Bodens durch Überbevölkerung, ausbleibende Niederschläge usw. Diese Erklärungsversuche weisen zwei Schwächen auf: Erstens entsprechen sie einem veralteten Wissensverständnis, in dem man versuchte, auch Sozialphänomene nach dem System von Ursache und Wirkung zu erklären. Doch in Wahrheit wird eine derart vereinfachte Sichtweise der Komplexität einer Kultur nicht gerecht.

Die primären Hochkulturen seien diesem Modell zufolge entstanden, weil Menschen an ausgedehnten Flussoasen wie am Nil, Euphrat oder an den Flüssen des präkolumbischen Amerika damit begannen, systematisch Bewässerungsanlagen zu betreiben. Demnach sei aus der organisierten Bewässerungstechnik der staatenbildende Ansatz mit einer hierarchischen Gesellschaftsordnung abzuleiten, der alle Hochkulturen auszeichnete. Das berücksichtigt jedoch nicht, warum Menschen in all jenen Kulturen monumentale Sakralbauten – Tempelstädte, Pyramiden oder Zikkurate – errichteten. Was die Menschen offenbar bewegte, ging also bei weitem über die rein praktische und ökonomische Daseinssicherung hinaus.

Die zweite Fehldeutung zum Untergang der klassischen Maya-Hochkultur ergibt sich daraus, dass von Anfang an vorwiegend Archäologen die Erforschung der Maya-Städte übernahmen. Archäologen haben es bei ihrer Arbeit hauptsächlich mit Materiellem zu tun: Keramikfragmenten, verkohlten Erdschichten, Gebrauchsgegenständen, aber auch Tempeln und Stelen. Das eigentliche Wesen der Maya-Kultur liegt aber nicht in diesen Artefakten und architektonischen Denkmälern, sondern im Gedankengut der dort lebenden Menschen, das wir nicht mehr erfahren und nachvollziehen können.

Tatsächlich dürften die Mayas mit ihrer Kultur an einem Phänomen gescheitert sein, das auch in den letzten Jahrzehnten immer deutlicher sichtbar eine der größten Gefahren unserer eigenen Zivilisation darstellt: nämlich die sich ständig vergrößernde Komplexität. Konkret war das intellektuelle und kulturelle Vermächtnis der Hochkultur der Maya auf eine winzige Elite beschränkt. Es fanden dort keine umfassenden Säkularisierungsprozesse mit vertikalen sozialen Veränderungen statt wie in den orientalischen Hochkulturen und somit erlebte diese relativ isolierte Hochkultur mit allen ihren erstaunlichen Leistungen letztendlich den Tod der intellektuellen und kulturellen Erstarrung. Eine kleine Störung, etwa ein Paradigmenwechsel im überaus dominanten religiösen Weltbild, könnte letztendlich den Ausschlag dafür gegeben haben, dass keine neuen Sakralbauten mehr geplant und gebaut wurden und das einfache Volk in seiner Tätigkeit sich selbst überlassen blieb.

Die hier vorgestellte Sichtweise eines „ideellen Paradigmenwechsels“ und einer primären religiösen Motivation im Denken und Handeln des Menschen der primären Hochkulturen gilt wohl auch für den Untergang der Maya-Kultur. Deshalb kann man annehmen, dass etwa die aufgegebenen Städte im klassischen Zentralgebiet keine profanen Wohnstädte waren, sondern Zeremonialstätten, die von religiösen Eliten beherrscht wurden, wobei sich das einfache Volk nur zu religiösen Feiern und anschließenden Markttagen einfand. Als man diese Städte aufgab, bedeutete das für das Volk zunächst nur das Ende der organisierten Zusammenkünfte – erklärlich durch das Ausscheiden der dortigen sakralen Eliten.

Früher oder später setzte dann offenbar eine gewisse Verweltlichung ein. Die sakralen Eliten verloren an Macht und Einfluss und damit ihre Akzeptanz im Volk. Die Stadtstaaten der Maya waren dem Niedergang geweiht, weil nicht der zweite notwendige Entwicklungsschritt einsetzte: die Ablösung der geistlichen Oberhäupter durch militärische Führer, was etwa im Orient der Antike nach den theokratischen Epochen zu den großen Reichsgründungen führte.

Der mehrere Jahrhunderte währende Prozess, in dem aus Priesterfürsten und Gottkönigen schließlich Feldherrn, Heerkönige und Soldatenkaiser werden, geht analog mit der Entwicklung vom theokratischen Stadtstaat über das Reich zum Imperium. Diese Entwicklung ist im orientalischemediterranen Raum ebenso zu beobachten wie in den präkolumbischen Kulturen Amerikas. Die ökonomischen Verhältnisse erscheinen dabei vielfach als eine Folge und nicht als Ursache von geistesgeschichtlichen, politischen und gesellschaftlichen Zuständen.

Als Blütezeit der klassischen Maya-Hochkultur gilt die Epoche zwischen 300 und 950, um dann aus bislang unerklärlichen Gründen wieder zu verlöschen. Ebenso wie der unvorhergesehene Aufstieg ist auch der ebenso spontane Niedergang dieser Zivilisation nicht alleine durch monistisch-kausale Modelle zu erklären.

In neuer Zeit werden immer wieder Forschungsergebnisse publiziert, wonach eine der Hauptursachen des Untergangs der klassischen Maya-Hochkultur der Niederschlagsmangel war. Mit Recht wird allerdings dabei zuweilen auch festgestellt, dass damit das Rätsel des Untergangs der klassischen Maya-Hochkultur noch nicht gelöst ist (z. B. Wissenschaftsmagazin *Science* vom 24.2.2012).

Als Gegenargument zu dieser Hypothese kann man anführen, dass etwa der Boden um Quiriguá (heute in Guatemala) durch die häufige Überflutung des Motagua-Flusses besonders fruchtbar war. Quiriguá war aber eine der ersten Städte, wie aus den Datierungen hervorgeht, in der alles stadtstaatliche Leben erlahmte, sodass schließlich der Urwald die Bauten und Ruinen überwucherte (www.johannes-hofer.at).

Das eigentliche Glanzstück meiner Arbeit war also schon im Jahre 1977 meine Hypothese zum bislang ungeklärten Untergang der Maya-Hochkultur: Die klassische Maya-Hochkultur (300 – 900 n. Chr.) ist nach meinem Konzept nicht durch kausal-deterministische bzw. ökonomische Ursachen, also Wassermangel, Überbevölkerung, Auszehrung des Bodens usw., zugrunde gegangen. Nach meinen Konzepten scheiterte sie an ihrer Komplexität, genauer gesagt an der Komplexität ihrer Gesamtkultur einschließlich ihres metaphysischen Weltbildes. Konkret waren etwa alle jene Bevölkerungsschichten, einschließlich der militärischen Aristokratie, die nicht zu den „eingeweihten Wissenden“, also den priesterlichen und theokratischen Eliten gehörten, nicht in der Lage, das komplexe metaphysische Weltbild zu rezipieren, zu verweltlichen und solcherart auf profaner Grundlage weiterzuentwickeln. Das sollte schließlich ein Hauptthema etwa der Geisteskultur und Philosophie der Griechen werden, welche am Rande der großen theokratischen Hochkulturen des Orients lagen. – Aktueller Bezug zur Gegenwart: Wird auch unsere Zivilisation an ihrer Komplexität scheitern? Es scheint, dass auch in unserer Zivilisation die

Frage auftritt, ob tatsächlich noch der Mensch das soziokulturelle Gesamtsystem beherrscht oder ob nicht er vom System und seinen Sachzwängen beherrscht wird.

Ich sehe es als ein Defizit im österreichischen Wissenschafts- und Universitätsbetrieb, dass ich mit meinen auf jahrelangen Studien beruhenden Untersuchungen bislang nicht einmal in eine akademische Diskussion aufgenommen wurde. Eine obsoletere Autoritätsgläubigkeit und Ständedünkel in der Professorenschaft, welche an mittelalterliche Zustände erinnern, mochte wohl einer der Hauptgründe dafür sein. – Es ist symptomatisch, dass im angloamerikanischen Raum, wo sich früher als in Zentraleuropa die Demokratie entwickelte und wo man seit jeher auf enge Betreuung und Zusammenarbeit mit den Studierenden setzt, auch die meisten Nobelpreise vergeben werden. Auch wiederholte Einreichungen meiner Konzepte bei der österreichischen Akademie der Wissenschaften blieben ohne Ergebnis und wurden meist nicht beantwortet.

Für die Beurteilung meiner Hypothesen gibt es im Prinzip nur drei Möglichkeiten:

1. Sie sind ganz falsch und nicht diskussionswürdig. Wenn das in meinem Buchmanuskript von 1988 der Fall gewesen wäre, hätte man mir das auf Universitätsebene sagen müssen.
2. Meine Hypothesen sind teilweise falsch. Es sind darin Fehldeutungen enthalten, aber es sind auch einige innovative Aspekte darin. Auch darüber hätte man mir eine Mitteilung machen müssen bzw. einen Diskurs einleiten können.
3. Meine Hypothesen enthalten tatsächlich einen innovativen Inhalt, was ich heute noch behaupte. Denn betrachtet man die Wissenschaftsgeschichte der europäischen Neuzeit, so waren vor allem Außenseiter der Wissenschaft in der Lage, aus ihrer spezifisch anderen Sichtweise ein gänzlich neues Paradigma in die Wissenschaft einzubringen. Beispiele dafür sind Christoph Kolumbus, Nikolaus Kopernikus, Galileo Galilei, Michael Faraday, Charles Darwin, Sigmund Freud, Friedrich Nietzsche, Ludwig Wittgenstein usw.

Zu meinem Erstaunen wurden die 1977 zum ersten Mal von mir verfassten innovativen Hypothesen zur Entstehung und Entwicklung der Hochkulturen tatsächlich immer aktueller. Der ungefähr zehn Jahre später aus den USA zu uns nach Europa kommende epistemische Konstruktivismus schien meine Hypothesen tatsächlich zu untermauern und zu bestätigen. Natürlich würde ich meine Arbeit heute ganz anders abfassen, möglicherweise auch anders konzipieren denn als 25-jähriger relativ isolierter Student im ersten und zweiten Semester. Die Grundkonzeption meiner Arbeit von damals ist aber auch heute noch gültig.

Auch das in den 70er Jahren noch hochaktuelle Lehrgebäude des Marxismus-Leninismus und seines historischen Weltbildes, nämlich des „historischen Materialismus“, hat sich inzwischen überholt. Tatsächlich ist auch dieses Weltbild ein Kind des 19. Jahrhunderts und dementsprechend zu deterministisch, mechanistisch und kausal strukturiert.

Einer meiner ersten Ansprechpartner war freilich ein Professor vom Institut für Alte Geschichte und Altertumskunde an der Universität Graz, bei dem ich bereits in meinem ersten Studiensemester eine Lehrveranstaltung besuchte. Dieser meinte allerdings nach späterer wiederholter Konsultierung, meine Arbeit sei im Grunde so komplex, dass er sie nicht beurteilen könne. Wenn der ehrenwerte Herr Professor aber meine historische Arbeit als Fachmann für alte Geschichte und Altertumskunde nicht beurteilen kann, so wäre es natürlich theoretisch möglich, dass darin tatsächlich neue, fruchtbringende, innovative Gedanken enthalten sind. Dass sie nicht dem gegenwärtigen Lehrgebäude der Universitäts- und Kathederphilosophie entsprachen, ergibt sich logisch aus der Aussage. Auch hätte der Herr Professor andere Kollegen zu Rate ziehen können, um solcherart eine akademische Diskussion einzuleiten.

Wiederum drängt sich mir also immer wieder dieselbe Frage auf: Warum ist es an einer österreichischen, also auch mitteleuropäischen Universität nicht einmal möglich, im Rahmen des Universitätsbetriebes in eine wissenschaftliche Diskussion zu kommen, während man etwa im angloamerikanischen Raum bereits Studierende bei Forschungsprojekten aktiv beteiligt?

Die Verweigerung einer Stellungnahme von Seiten der Professorenschaft zu einer wissenschaftlichen Arbeit eines Studenten entspricht auch nicht dem Kriterium einer notwendigen Transparenz im Universitätsbereich. In der Tat können sich dadurch Missverständnisse und Ungereimtheiten ergeben bis hin zum Plagiatsverdacht und Ideenraub. Mindestens einmal ist auch dieser Fall bei mir eingetreten:

Ein im Tagebuch dokumentiertes Beispiel:

Am 17. August 1994 traf ich mich im Beisein meiner Frau mit einem renommierten Universitätsprofessor und Fachmann für evolutionäre Erkenntnistheorie im Wiener Café Landtmann und übergab ihm dabei meine mehrere hundert Seiten umfassende Dissertation über evolutionäre Erkenntnistheorie. Mein Novum in dieser Dissertation: Die bisherige naturwissenschaftlich orientierte evolutionäre Erkenntnistheorie vertrat in meinen Augen noch zu sehr das veraltete Paradigma einer Abbildtheorie, verbunden mit dem von Charles Darwin begründeten und Konrad Lorenz modifizierten Anpassungspostulat. Eine fruchtbare Weiterentwicklung der evolutionären Erkenntnistheorie sah ich vor allem durch den epistemischen Konstruktivismus. Der Professor verneinte gerade diese Möglichkeit und gab auch nach Durchsicht meines Manuskriptes keine Stellungnahme zu meinen Hypothesen ab.

Siehe da: Einige Jahre später, im Jahr 1997, erscheint in einem seiner wissenschaftlichen Aufsätze gerade diese von mir entwickelte Hypothese und wird dazu als große Neuerung gewürdigt, ohne allerdings meinen Namen zu nennen. Inzwischen ist die Erweiterung der evolutionären

Erkenntnistheorie durch den epistemischen Konstruktivismus zu einem allgemein anerkannten Paradigma geworden und viele Wissenschaftler arbeiten mit meinem erstmals entwickelten Vorschlag.

Wesentliche Ereignisse von 1977 bis 1990:

6a. Arbeit und Studium

Durch einen glücklichen Umstand, der weniger meinem zielstrebigem Handeln als vielmehr dem Zufall zuzuschreiben war, ist es mir letztendlich doch möglich gewesen, mein Studium in begrenztem Umfang an der Karl-Franzens-Universität Graz im folgenden Wintersemester 1977 fortzusetzen.

Ab dem Jahr 1979 lag die Hauptaufgabe der manuellen Arbeiten in unserem ca. 150 ha großen land- und forstwirtschaftlichen Betrieb, mit dem Schwerpunkt Forstwirtschaft, vor allem bei mir. Mein Vater war, bedingt durch seinen gesundheitlichen Zustand, zu körperlichen Arbeiten nicht mehr fähig, leitete aber weiter den Holzverkauf sowie die finanzielle Gebarung des Betriebes.

In den folgenden Jahren bis 1990 musste ich das Studium des Öfteren für einige Semester unterbrechen. Ab 1992 nahm ich unseren Forstbetrieb formell in Pacht und war damit Betriebsleiter und Unternehmer auf eigene Rechnung und Gefahr.

...

6b. Wissenschaft und Archäologie

Nicht wenige Lehrveranstaltungen der philosophischen und historischen Institute der Universität Graz finde ich weltfremd, ohne Bezug zur Lebenspraxis unserer Zivilisation, ohne Handlungsrelevanz und daher überflüssig. – Meiner Ansicht nach müssten die heutzutage tätigen Berufs- und Kathederphilosophen, die tatsächlich meistens gut dotierte, privilegierte und beamtete Universitätsprofessoren sind, mindestens ein oder zwei Jahre einer manuellen oder praktischen Tätigkeit in der alltäglichen Lebenswelt nachgehen. Dieser unmittelbare Bezug zur Praxis würde auch einer lebensnahen und praxisbezogenen Philosophie sehr förderlich sein.

„Die Materie, die materielle und soziale Alltagswelt bietet Widerstand.“ – Das ist eine meiner unmittelbarsten Erfahrungen aus meinem Beruf als Land- und Forstwirt in der praktischen Lebenswelt. Ideologien und metaphysische Systeme hingegen kann man unbegrenzt und ungebremst entwickeln, deshalb scheiterten auch die meisten Versuche ihrer Verwirklichung.

Tatsächlich hat sich die Philosophie meiner Einschätzung nach in den letzten Jahrhunderten seit der Aufklärung, und mehr noch in den letzten Jahrzehnten, selbst immer mehr ins Abseits gedrängt und führt in unserer Gesellschaft nur mehr ein Schattendasein. Viele philosophische Bücher beginnen daher mit der Rechtfertigung ihrer eigenen Disziplin. Diese Situation ist vermutlich in Zentraleuropa noch gravierender als im angloamerikanischen Raum, wo bei sehr vielen Studienrichtungen auch einige naturwissenschaftliche Semester vorgeschrieben sind.

Wie dem auch sei: Eines der wenigen geisteswissenschaftlichen Fächer, die auch bei uns hierzulande noch notgedrungen einen engen Kontakt zur faktischen Lebenswelt aufweisen, ist die Archäologie: In der Steiermark gibt es an die 4000 Hügelgräber aus antiker oder urgeschichtlicher Zeit. Insbesondere die Südsteiermark bietet auch für Archäologie, etwa im Raum des antiken Flavia Solva oder des Sulmtales mit den berühmten Keltengräbern bei Klein-Klein, eine Fundgrube der archäologischen Forschungen. Interessanterweise erregte die Obersteiermark, also das Gebiet, in dem ich wohne, insbesondere das Mürztal, ungleich weniger die Aufmerksamkeit der Facharchäologen etwa der Universität Graz als die Südsteiermark.

Durch mein natürliches und stets waches Interesse für den Menschen, seine Natur und seine Kultur richteten sich auch in meiner engeren Heimat meine Erkundungen auf Spuren der urgeschichtlichen, aber auch der historischen Vergangenheit. Einen Ausgangspunkt dafür lieferten zweifellos die für mich bereits in meiner frühen Kindheit die Fantasie anregenden Bergwerkstollen, in 1000 Metern Seehöhe gelegen, in unserem Waldbesitz in der sogenannten Ochsenhald. Eine weitere Quelle archäologischer und historischer Forschung ist eine rätselhafte Steininformation bei Alt-Hadersdorf nur wenige 100 Meter von meinem Wohn- und Bauernhaus entfernt, welche der Kindberger Rechtsanwalt und Heimatforscher Dr. Hubert Stoller im Jahre 1976 entdeckte und bei deren Freilegung ich glücklicherweise mithelfen konnte. Auch die Ofenberger-Höhlen im nahen St. Lorenzen, welche mit Sicherheit schon in urgeschichtlicher Zeit bewohnt waren, erkletterte und beging ich bereits im frühen Jugendalter.

In den Jahren, in denen ich in meinem Forstbetrieb das Schwergewicht auf die manuelle Arbeit legte und die geistigen und philosophischen Reflexionen etwas in den Hintergrund traten, hatte ich mehr denn je die Gelegenheit, interessante Geländeformationen in Wald und Feld zu studieren, da und dort eine rätselhafte alte Tonscherbe zu bergen und verschiedenen Hinweisen nachzugehen, die etwa aus der Bevölkerung kamen.

In meiner darauffolgenden jahre- und jahrzehntelangen Tätigkeit als „Heimatforscher und Amateurarchäologie“, wobei ich zuweilen auch an der Universität Graz Vorlesungen in Archäologie als Gasthörer besuchte, war ich so erfolgreich, dass das Mürztal schließlich – wie auch in einigen Publikationen bescheinigt – in archäologischer Hinsicht kein „weißer Fleck“ mehr war. Meine bedeutendste Leistung war dabei die Entdeckung einer urgeschichtlichen,

bronzezeitlichen Höhengiedlung auf dem Karnerkogel bei Krieglach, welche mir in Zusammenarbeit und Kooperation mit dem steirischen Archäologen Wolfgang Artner gelang.

Von der Archäologie ging zunächst eine unglaubliche Faszination auf mich aus, die vergleichbar ist mit dem Jagd- und Sammeltrieb, welcher wohl den Menschen der frühen Urgeschichte ausgezeichnet hat und von dem heutzutage noch manch ein hochtechnisierter Jäger behaftet sein mag.

Im Jahre 1988 entdeckte mein ehemaliger Schulkamerad und Berufskollege, der Bauer und Maschinenring-Geschäftsführer Johann Schober bei Krieglach ein 21 cm langes Bronzebeil aus der Zeit um etwa 1000 vor Chr. Dieser Fund regte natürlich mehr als alles andere meine Fantasie, aber auch meine archäologischen Ambitionen an. Ungefähr zwei Jahre später, als ich in diesem Gebiet, nämlich in den sonnseitigen Hügellagen von Krieglach, meine Untersuchungen intensivierte, gelang es mir tatsächlich, auf dem „Karnerkogel“ eine urgeschichtliche Siedlung zu entdecken. Doch mit meinen Meldungen bei offiziellen Stellen in Graz fand ich zunächst ebenso wenig Gehör wie mit meinem Buchmanuskript „Kultur und Kreativität – Aufstieg und Fall der Hochkulturen“.

Im Mürztal gebe es keine bedeutenden Spuren einer urgeschichtlichen Besiedlung und der vieldiskutierte Steinaltar von Alt-Hadersdorf sei nichts anderes als der Rest eines alten Steinbruches, wurde mir mitgeteilt. Einmal wurde ich dabei vom Leiter des Urgeschichtsmuseums Joanneum bei meiner Widerrede und Behauptung förmlich angeschrien, dass etwa auf dem Schwemmkogel von Mürzhofen im Rahmen des Kelleraushubes für einen Hausbau sehr wohl urgeschichtliche Tonscherbenfragmente zu Tage gekommen seien. Dies war natürlich wiederum eine große Ernüchterung für meine zuweilen euphorische Hinwendung auf den Gebieten der Wissenschaft, in diesem Fall der Archäologie.

Meine psychische Disposition war auch unter dem Umstand, dass ich für mein Buchmanuskript über die Hochkulturen vonseiten der Universität bislang nicht die geringste Aufmerksamkeit oder Anerkennung erfahren hatte, alles andere als gut oder befriedigend. Nachdem ich wohl dutzende große Verlage angeschrieben hatte, kam ich durch Zufall auf die Adresse eines kleineren Verlages in Frankfurt, der sich schließlich gerne bereit erklärte, allerdings auf Selbstkosten, mein Buchmanuskript über die Hochkulturen in Buchform herauszubringen. Da es Mitte der 80er Jahre noch keine digitale Informationsverarbeitung gab, dauerte es von der ersten Manuskripteinreichung bis zur Erscheinung des Buches im Jahr 1988 wiederum zwei lange Jahre. Aber das Erscheinen des Buches stellte nichtsdestoweniger einen Wendepunkt in meinem Leben dar. Für mich wurde damit auch klar, dass ich jetzt mein Studium intensiviert weiterführen würde und dieses auch früher oder später abschließen könnte.

Man kann theoretisch alle meine Schriften und Anschauungen bezweifeln, aber in einem habe ich – im Gegensatz zu vorschnellen Behauptungen auch von professoralen Stellen in

Graz – doch recht behalten: Auf dem Karnerkogel bei Krieglach war tatsächlich eine bronzezeitliche Siedlung.

Am 1.1.1981 erschien ein von mir verfasster Leserbrief in der Kleinen Zeitung, in dem ich auf die Instabilität des Ostblockes hinwies und dabei faktisch den Zerfall des Ostblockes zehn Jahre zuvor voraussagte. Zumindest war ich der Meinung, im Gegensatz zu den meisten Politgränden in Ost und West, welche damals noch partiell dem Kalten Krieg anhängen, dass die militärische Stabilität des Ostblockes nicht durch einen hochgezüchteten Militarismus in dieser Hemisphäre aufrechtzuerhalten sei. Im Folgenden der Leserbrief:

Panzer genügen nicht

Spätestens die jüngste Krise in und um Polen beweist, daß die politische Stabilität des Ostblocks nicht nur durch einen hochgezüchteten Militarismus gewährleistet ist. Panzer und Raketen allein sind zu wenig, um die Errungenschaften des Sozialismus zu würdigen, zudem wenn sie sich drohend gegen eigene Gesinnungsgenossen richten. Eine effizientere Ökonomie – die ja paradoxerweise gerade nach der Lehre des Marxismus-Leninismus das gesellschaftliche Sein bestimmen soll – wäre dafür schon geeigneter. Vielleicht setzt sich diese Erkenntnis auch bei den Polit-Strategen in Moskau durch und verheißt langfristig, durch die Konkurrenzierung von Rüstungsausgaben, tatsächlich eine globale Entspannung.

Ich relativierte also die Effizienz der Ostblocksysteme zu einer Zeit, als etwa Frau Dozent Elisabeth Lohner und Herr Prof. Helmut Draxler, Ordinarius für Zeitgeschichte, durchaus in einiger Bewunderung für diese diktatorischen Systeme meinten, dass der beste historische Zugang zu den Geschichtssphänomenen, auch jener der Hochkulturen, durch den „historischen Materialismus“ gegeben sei. Für mich waren diese Aussagen ein weiteres Indiz für einen an mittelalterliche Zustände erinnernden Dogmatismus an unseren Universitäten, wo bekanntlich die Berufung auf eine Autorität mehr zählte als ein rationales Argument.

7. Kommentar: Kausalität und Komplexität als unvereinbare historische Sichtweisen

Das Faktum, dass ich nach meinem strapaziösen Arbeitseinsatz beim autodidaktischen Studium über die Hochkulturen und der Darstellung meiner Hypothesen in Buchform von der Universität Graz nie die geringste Diskussionsmöglichkeit erhalten hatte, war in dieser Zeit eine große emotionale Belastung für mich. Wie sollte ich etwas verbessern und mich weiterentwickeln, wenn mich niemand auf etwaige Irrtümer hinwies?

Im Übrigen glaube ich, dass einige meiner damals entwickelten Konzepte es wohl wert gewesen seien, zumindest in die wissenschaftliche Diskussion zu kommen. Denn einerseits hat sich die zu meiner Studienzeit noch sehr dominante Anschauung des „historischen Materialismus“, also das marxistisch-leninistische Weltbild inzwischen selbst überholt. Andererseits ist man selbst in modernen Konzepten der Naturwissenschaft dazu übergegangen, das klassische Kausalitätsprinzip durch andere Modelle zu ersetzen, etwa in der Theorie der Selbstorganisation (TSO). In der Geschichtswissenschaft aber scheint man sich meiner Ansicht nach davon nicht lösen zu können, wiewohl offensichtlich ist, dass sich komplexe soziale und historische Phänomene nicht auf monistische Kausalprinzipien zurückführen lassen.

Was sollen nämlich konservative Hypothesen darstellen, wenn nicht dieses, indem sie behaupten, die „Ursachen“ der primären Hochkulturen liegen in den Bedingungen organisierter Flussregulierungen oder die „Ursachen“ für den Untergang der klassischen Maya-Hochkultur seien Niederschlagsmangel und Trockenheit.

Mein Buch „Kultur und Kreativität – Aufstieg und Fall der Hochkulturen“ (1988) erhebt also den Anspruch, einige innovative Hypothesen in den Diskurs über die Entstehung und Entwicklung der frühen Hochkulturen einzubringen. Die wesentlichsten darin enthaltenen Aussagen sind:

1. Ein hochkomplexes und von Metaphysik mitbestimmtes Phänomen wie die Entstehung der primären Hochkulturen wird in der etablierten Geschichtswissenschaft vom Standpunkt unserer pragmatischen Zivilisation zu kausal, monistisch und rational gedeutet.
2. Die Bedeutung von Metaphysik im weitesten Sinne, z. B. Religion, aber auch Ideologien, wurde bislang in der Kulturdynamik der frühen Hochkulturen, aber auch darüber hinaus noch zu wenig wissenschaftlich untersucht. – Auch die verheerenden Weltkriege des 20. Jahrhunderts wurden nicht aus pragmatisch-ökonomischen Motiven geführt, sondern aus ideologischen. Das neue Selbstbewusstsein des islamischen Kulturkreises, welcher sich zum Teil mit Recht weigert, die materiellen Werte der sogenannten westlichen Zivilisation widerspruchsfrei zu übernehmen,

zeugt aktuell von der latenten Dominanz des Irrationalen, Ideologischen und Religiösen in der Kulturdynamik.

3. Die Entstehung und die Entwicklung der primären Hochkulturen fallen aus dem üblichen rationalen Erklärungsschema der kulturellen Evolution gänzlich heraus. Demnach hat also nicht der Mensch kraft seiner Rationalität und seines planvollen Handelns eine immer höhere Kulturstufe erlangt, sondern die primären Hochkulturen erscheinen gleichsam als spontanes, unvorhersehbares, nicht rational geplantes Emergenzphänomen und nicht als Produkt einer pragmatischen Evolution nach dem Prinzip von „Trial and Error“.

Nur aus dieser Sichtweise ist es zu verstehen, dass die bedeutendsten Leistungen der Hochkulturen, ganz anders als in der klassischen sozialen Evolution, nicht am Ende einer Entwicklung stehen, sondern am Anfang: die Schrift, der rituelle Kalender, die sakrale Monumentalarchitektur, der theokratische Staat, die ersten elitären Wissenschaften. – Das alles steht unmittelbar in den formativen Phasen der Hochkulturen bereits fertig da, im Zweistromland ebenso wie am Nil und in Mesoamerika. Die weiteren Entwicklungen davon sind nur mehr eine Modifikation und Säkularisation der frühen metaphysischen Epochen.

4. Im herkömmlichen Geschichtsbild wird das Kausalprinzip, also die Sichtweise von Ursache und Wirkung, welches aus der naturwissenschaftlichen Beobachtung stammt, noch immer zu unreflektiert angewandt. **Ökonomische Verhältnisse sind im Geschichtsprozess nicht nur als Ursache, sondern auch als Folge von komplexen ideellen und geistesgeschichtlichen Phänomenen zu betrachten.**
5. Der weitere Entwicklungsschritt nach der irrationalen, metaphysischen, also theokratischen Begründung einer Hochkultur war vielfach nicht ökonomische Säkularisierung, sondern war gekennzeichnet durch eine Ablösung der theokratischen Eliten durch militärische Hierarchien. Besonders ausgeprägt war diese militärische Dynamik in Mesopotamien, aber auch im konservativen Ägypten hat das Neue Reich eher die Merkmale eines Militärmachtstaatgebildes nach dem Muster der klassischen Imperien. Die Religion hat jetzt tatsächlich nur mehr die Rolle einer sekundären Legitimation, wenngleich große ökonomische Ressourcen eben jetzt erst auch den Bau gewaltiger Sakraldenkmäler ermöglichen.
6. Erst nach einer relativ langen Entwicklungsperiode von theokratischen und militärischen Hierarchien gewinnt als dritter Urstand das Bürgertum, welches tatsächlich – was unserer Sichtweise entspricht – weitgehend pragmatisch-ökonomisch motiviert ist, eine dominante Stellung.

7. Die Neueinführung des Begriffs der „Elite“, welcher tatsächlich auch an obsoletere historische Sichtweisen erinnert, ist kompatibel mit modernen wissenschaftlichen Sichtweisen, etwa der Chaostheorie oder Theorie der Emergenzphänomene. Indem nämlich auch kleine Ursachen große Wirkungen hervorrufen können, wie etwa Einzelindividuen, ist jeder kausale Determinismus in der Geschichtsbetrachtung, wie beispielsweise dass organisierte Bewässerungsprojekte die eigentliche Ursache der Entstehung von primären Hochkulturen seien, abzulehnen.
Die historisch an und für sich sehr wertvolle marxistisch-leninistische Sichtweise, dass die Gesellschaft alles bestimmt und nicht das Individuum, hat wesentliche Beiträge zum Geschichtsverständnis des 20. Jahrhunderts geliefert, kann aber für sich nicht bestehen bleiben, sondern bedarf weiterführender Ergänzungen.
8. Am besten verdeutlicht kann mein Konzept an einem neuen Erklärungsansatz der klassischen Maya-Hochkultur werden. Während man bislang vor allem ökonomische Ursachen für deren Untergang ansah, wie etwa Nahrungsmangel, Überbevölkerung, Wassermangel, Niederschlagsmangel usw., wird in der von mir dargestellten komplexen Sichtweise versucht, den Untergang der klassischen Maya-Hochkultur auf einen umfassenden komplexen Paradigmenwechsel des dortigen metaphysischen und soziokulturellen Weltbildes zurückzuführen, von dem im Prinzip jede frühe Hochkultur betroffen war.
Während aber etwa die ersten theokratischen Städte in Mesopotamien oder das Alte Reich Ägyptens eine Weiterentwicklung durch militärische Hierarchien erfuhr, blieb diese Entwicklung im klassischen Maya-Gebiet aus. Andererseits waren die militärischen Hierarchien etwa in der spätklassischen Zeit von Yucatan nicht in der Lage, das überaus komplexe und differenzierte intellektuelle Vermächtnis der Priesterkassen zu übernehmen und weiterzuentwickeln. Was folgte, war schließlich die Stagnation und der Tod einer Kultur, bedingt durch ihre eigene Komplexität.
Aktueller Bezug: Wird auch unsere Zivilisation an ihrer Komplexität scheitern?
9. Meine bereits 1977 abgeschlossene Arbeit zur Kulturdynamik der Hochkulturen wurde in weiterer Folge durch moderne wissenschaftstheoretische Strömungen wie die Theorie der Selbstorganisation, die bereits erwähnte Chaostheorie oder insbesondere auch durch den epistemischen Konstruktivismus sekundär bestätigt. Umso bedauerlicher finde ich es, dass ich mit meiner Arbeit an der geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Graz niemals die Gelegenheit hatte, in eine wissenschaftliche Diskussion zu kommen, ja nicht einmal bei einem Seminar eingeladen wurde, ein Referat über meine Konzepte zu halten.

Der ab den 1990er Jahren auch auf dem europäischen Kontinent immer populärer werdende epistemische Konstruktivismus, welcher vom amerikanischen Kontinent ausgegangen war, schien meine Thesen zur Entstehung der Hochkulturen endgültig zu bestätigen:

Eine der Thesen des erkenntnismäßigen Konstruktivismus ist, dass eben der Mensch anders als das Tier zu seiner Verhaltenssteuerung nicht nur Außenweltinformationen heranzieht, sondern sich auch dominant mentale Weltbilder konstruiert, und zwar weitgehend unabhängig von Außenweltgegebenheiten. Zu diesen mentalen eigendynamischen Weltbildern zählen natürlich auch – und dies ist meine Ergänzung – Metaphysik und Religion. – Metaphysik und Religion sind also keine zu eliminierenden Lehrformeln, wie die neopositivistische Schule es forderte, sondern haben selbst massive Handlungskonsequenz für das menschliche Dasein. Bereits in der Stammesgeschichte des Steinzeitdaseins brachten auch Magie und Religion einen positiven Auslesefaktor mit sich.

Die menschliche Kultur ist also keineswegs als ein Produkt der zielstrebigem menschlichen Rationalität anzusehen. Die kulturelle Evolution erlebte wie die biologische Evolution zuweilen spontane „Quantensprünge“, die mit dem bisherigen kausal-rationalen historischen Instrumentarium nicht voll auslotbar sind. Mit anderen Worten: Wir wissen etwa über die frühen Hochkulturen in den großen Fragen, aber auch in Detailfragen weniger, als in manchen gutgemeinten Darstellungen vorgegeben wird.

Auch das historische Wissen ist wie das Wissen der Naturwissenschaft fragmentarisch, vorläufig, veränderbar und stets ergänzungsfähig und ergänzungsbedürftig.

Neue innovative Gedanken dazu sollten, abgesehen von der rein menschlich-pädagogischen Sichtweise der Honorierung des Engagements von Studenten, offen und unvoreingenommen die Chance einer kritischen Prüfung und Diskussion erhalten. Gerade dies war an den betreffenden geisteswissenschaftlichen Instituten der Universität Graz, an der ich studierte, leider nie möglich. Deshalb ist die vorliegende Arbeit auch durchaus als Streitschrift und Protestzeugnis gegen ein antiquiertes, an mittelalterliche Zustände erinnerndes autoritätsgläubiges Wissenschaftsverständnis zu verstehen.

Wissenschaft ist in ihrer modernen Grundkonzeption ein demokratisches, transparentes, humanes, aufgeklärtes Kulturphänomen. Gegen alles, was dem entgegensteht, empöre ich mich!

Teil B: Tagebucheintragungen ab 1990

8. Naturwissenschaftler/innen sind die besseren Philosoph/inn/en

Mittwoch, 8. August 1990

Meine Situation ist wahrlich nicht beneidenswert: Ich war im Jänner 38 Jahre alt, habe im Gegensatz zu den meisten meiner Berufskollegen keine Familie, also keine Frau und keine Kinder, keine Freundin, keine Perspektive für die Zukunft und dazu auch noch ein abgereignetes Heu in der Scheune.

Nur eines ist mir erspart geblieben, wovon manche meiner bäuerlichen Berufskollegen in der Land- und Forstwirtschaft sehr wohl betroffen sind: Durch meine Umsicht ist es mir gelungen, meinen Wirtschaftsbetrieb trotz einiger Großinvestitionen bisher schuldenfrei zu führen. Wenn ich doch zumindest das Studium abgeschlossen hätte! Ich habe ein Jahr der Krise und des Desinteresses an der Philosophie hinter mir. Vor allem macht mir der mangelnde Bezug der zeitgenössischen Universitätsphilosophie zur faktischen Lebenswelt zu schaffen. Um mich geistig rege zu halten, lerne ich so nebenbei Französisch, als Autodidakt, versteht sich, das entspricht so ganz meiner Art.

Vor einigen Wochen übersetzte ich dabei den alles entscheidenden Satz: Je désire ... „Ich wünsche mir ...“

Je désire finir mes études. „Ich wünsche mir, mein Studium zu beenden.“

Ja, ich wünsche mir, mein Leben zu verändern, eine Frau für mein Leben zu finden, eine Familie zu gründen. Vielleicht als Draufgabe auch eine Anerkennung für meine philosophischen und wissenschaftlichen Ambitionen, die mich schon seit meiner Jugend auszeichnen, aber auch ein wenig von anderen unterscheiden.

Donnerstag, 9. August 1990

Mein Forstbetrieb ist jetzt weitgehend konsolidiert und fordert nicht mehr einen Großteil meiner physischen und psychischen Kapazitäten. Ich habe wieder Freiraum für anderes und widme mich – wie könnte es anders sein – wieder der Philosophie. Die Philosophie ist allerdings eine Freundin und alte Liebe von mir, die ihre Erwartungen nicht erfüllt hat, genau genommen bin ich enttäuscht von ihr.

Mir fallen immer mehr Widersprüche und Dissonanzen in der Philosophie unserer Tage auf, die mich voll der Verwunderung darüber lassen, dass ich überhaupt einmal in jüngeren Jahren das Fach der Philosophie als mein erstes Studienfach gewählt habe.

Freitag, 10. August 1990

Die Philosophie unserer Tage befindet sich in einem ähnlichen Zustand wie ich selbst: Sie ist in einer Krise. Sie hat im Vergleich zu vergangenen Epochen so gut wie überhaupt keinen gesellschaftlichen Rückhalt mehr und ist zu einer bloßen Universitäts- und Kathederphilosophie von einigen gut situierten und gut dotierten Beamten verkommen. Und doch waren die Leistungen der Philosophie in der Geschichte bedeutender als die Erfindung des Rades oder der Dampfmaschine.

Die Demokratie, die Idee der Unantastbarkeit des Individuums, die Gewaltenteilung in der parlamentarischen Res publica, die Idee der Menschenrechte, der Freiheit und Gleichheit – das alles haben nicht Technokraten oder Politiker erfunden, auch nicht Künstler oder Ideologen, sondern eben Philosophen.

Die Philosophie des Abendlandes hatte ihre große Zeit in der griechischen Antike und in der europäischen Aufklärung. Warum hat sie heutzutage ihre gesellschaftliche Relevanz verloren? Dabei gäbe es so vieles zu hinterfragen und zu kritisieren. Die Sinnhaftigkeit des sogenannten „Fortschrittsprozesses“ beispielsweise, welcher den Menschen in einer immer größeren soziokulturellen Dynamik und Komplexität an die Grenzen seiner Anpassungsfähigkeit führt und dabei latent überfordert.

Erkennen und Handeln – die Grundpfeiler unseres soziokulturellen Daseins stehen auf schwachen theoretischen Beinen. Die menschliche Erkenntniskapazität ist unvollkommen und die menschlichen Handlungen sind voll von unkalkulierbaren Nebenkonsequenzen. Natürlich gibt es Philosophen, die dies postulieren, wie etwa Karl Popper, aber sie gehören nicht gerade zu den populärsten in unserer „scientific community“.

Mittwoch, 15. August 1990

Heute haben sich meine Mutter und ich in unserem alten Bergbauernhaus am Ende des Jasnitzgrabens mit einigen Verwandten, Tanten und Onkeln zu einer Jause eingefunden. Vorher besuchten wir das Marterl am Leitnerberg, jene Stelle also, an der gegen Kriegsende der Bruder meiner Mutter, Franz Zöschler, gefallen ist. Als wir dort waren, meinte Tante Rosa: „Ja, das Schicksal geht manchmal eigenartige Wege!“ Und wieder erwähnte man, dass man eigentlich die Kriegsheimkehr von Franzl im Hiermannerhaus feiern wollte. Viele große Schlachten hätte er an der Ostfront überstanden, dass ihm das gerade zuhause wenige Tage vor Kriegsende passieren musste!

Dann meinte Tante Traude zu mir gewandt: „Und bei dir war alles umsonst?“ Möglicherweise sprach sie mein ungleich kleineres Schicksal an, nämlich meine eben nicht

gerade befriedigende Lebenssituation ohne Familie, die für jeden sichtbar war, und vor allem auch mein nicht abgeschlossenes Universitätsstudium.

„Nein“, sage ich, „nichts war umsonst, ein ordentlicher Philosoph gibt niemals auf, weder in der Beseitigung erkenntnismäßiger Irrtümer noch im Handeln! Entscheidend ist nicht, wo man gerade steht, sondern wo man sich hin bewegt.“ – Alles im Leben ist Veränderung und Dynamik, wollte ich noch hinzufügen, aber das wäre schon wieder zu viel an Philosophie gewesen.

(Das alte Bauernhaus des Hiermanngutes, in dem wir danach gesellig beisammen waren, ist der „Lärchenhof“, welcher in dem im Jahr 2000 von mir publizierten Roman „Der einäugige Reiter“ als Handlungskulisse dient. Der Roman handelt zur Zeit des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges und beruht zum Großteil auf authentischen Gegebenheiten und Berichten. Als autobiographischen Inhalt enthält er die Phänomene der Ausstoßreaktion wie des Ausgeschlossen-Seins aus der Gesellschaft.)

Freitag, 17. August 1990

Die Philosophie unserer Zeit befindet sich in einer Krise. – Nicht wenige philosophische Folianten beginnen damit, sich selbst zu rechtfertigen und die Disziplin der Philosophie für unsere Zeit zu legitimieren. War es richtig von mir, die Philosophie überhaupt als Hauptstudienrichtung zu wählen? Ein schwacher, krisenanfälliger Mensch verbindet sich mit einer schwachen und krisenanfälligen wissenschaftlichen Disziplin! Was soll dabei herauskommen?

Samstag, 18. August 1990

Vor ein paar Wochen fuhr ich abends nach Graz, um mich in einer Buchhandlung wieder mit philosophischen bzw. wissenschaftlichen Büchern zu versorgen. Eines der bestellten Werke war noch nicht da und ich sagte zum erstaunten Verkäufer, dass ich es kaum erwarten könne, das Buch endlich in den Händen zu haben.

Auf dem Wunschzettel standen diesmal keine reinen philosophischen Arbeiten, sondern von Naturwissenschaftlern abgefasste Studien, welche durch offensichtliche Defizite in der Gegenwartsphilosophie mit ihren Konzepten in die Philosophie eindrangen. Unter den bestellten Werken waren unter anderem Rupert Riedl „Biologie der Erkenntnis“ und Konrad Lorenz „Die Rückseite des Spiegels – Versuch einer Naturgeschichte des menschlichen Erkennens“. (Anmerkung: R. Riedl ist Zoologe an der Universität Wien, K. Lorenz Verhaltensforscher, dafür mit dem Nobelpreis ausgezeichnet.)

Der erstaunte Verkäufer meinte, es sei ganz und gar ungewöhnlich, dass ein wissenschaftlich Arbeitender, gleichgültig ob Student oder Universitätslehrer, an einer bestimmten

wissenschaftlichen Arbeit auch tatsächlich ein wirkliches Interesse habe und sich auf die Arbeit freue wie ich. Dies sei unüblich und sei ihm eigentlich noch nie untergekommen – zumindest noch nicht in dieser Form, wie ich mein Interesse an den Büchern an den Tag legte.

„Die Wissenschaftler, Philosophen und Professoren unserer Zeit sind überprivilegierte und satt dotierte Beamte, vielleicht kommt es daher“, sage ich.

In der Tat sind unser Staat und unsere Gesellschaft bei der Förderung der etablierten Wissenschaften nicht knausrig. Die Zeit der Vorlesungen und Lehre unserer Professoren beträgt im Jahr nur sieben Monate. Die übrige Zeit entfällt auf Ferien oder Feiertage. Was machen unsere Professoren aber die übrigen fünf Monate? Idealtypisch forschen sie in dieser Zeit oder bereiten sich auf die Lehre vor.

Warum ist aber bei einem derartig privilegierten Dasein, dem auch ein entsprechendes Gehalt entspricht, das Ergebnis unserer Universitätsgelehrten im internationalen Durchschnitt mehr als dürftig? Daneben werden aber spezifische Forschungsprojekte, die seltsamerweise mit dem Gehalt offensichtlich gar nicht abgedeckt sind, in außergewöhnlichen finanziellen Zuwendungen großzügig honoriert. Nicht selten geht diese Forschungsförderung meiner Ansicht nach jedoch ins Leere, da die geförderten Projekte zu der faktischen Lebenswelt und unseren praktischen Daseinsproblemen keinerlei Bezug aufweisen.

Das allergrößte Privileg unserer Universitätsprofessoren ist jedoch, dass sie im Gegensatz zu allen anderen sozialen Schichten weitgehend außerhalb der öffentlichen und medialen Kritik stehen, und das unter dem Titel der Freiheit der Forschung und Lehre. Meine Beobachtung: Das Wohlwollen des Staates und der Gesellschaft gegenüber den Wissenschaftlern wird häufig einseitig ausgenutzt, die Freiheit der Forschung und Lehre missbraucht, zuweilen für ein bequemes Dasein, was unter anderem auch in der mangelnden Betreuung der Studierenden ihren Ausdruck findet, die ich selbst systemimmanent immer wieder erfahren habe. Nicht wenige Professoren an den Instituten, an denen ich studierte, sind zudem selbst in der Zeit des offiziellen Studienbetriebes häufig abwesend; sie können offensichtlich machen, was sie wollen.

„Wer wirklich etwas leisten will“, sage ich zum Buchhändler, „muss etwas kompensieren. Alle wirklich bedeutenden Persönlichkeiten der Geschichte hatten beinahe ausnahmslos große Schwierigkeiten, zu überwinden, um dann die Stellung einzunehmen, für die sie durch außergewöhnliche Arbeiten schließlich bekannt wurden. Ich glaube, dass Alfred Adler mit seiner Individualpsychologie einiges richtig gesehen hat, aufbauend auf Freud natürlich.“

„Ja“, sagte der Buchhändler, der offensichtlich Freud und Adler kannte, „wenn sich ein Zwerg auf einen Riesen setzt, sieht er immer noch weiter als der Riese.“

„Ein Teil unserer beamteten Professoren, ich würde meinen ein gutes Drittel, will ein schönes und bequemes Leben führen. Das ist österreichische Mentalität. Alles schön mit

Gemütlichkeit, eingebettet in Heurigen- und Operettenseligkeit. Spaß beiseite! Und als Endprodukt des überbürokratischen, verbeamteten, staatlichen und gut verwalteten Universitätsbetriebes in unseren Breiten steht die Effizienz des ehemaligen Ostblocks. – Besonderes Engagement, Eigeninitiativen oder Querdenker sind unerwünscht!“

Der Buchhändler schwieg und ich wusste nicht warum. Ich war möglicherweise mit meiner Polemik zu weit gegangen, oder musste er jemand anderen bedienen?

„Auf Wiedersehen, bis zum nächsten Mal!“

Sonntag, 19. August 1990

Ich fertige ein kommentiertes Exzerpt an von Rupert Riedls „Biologie der Erkenntnis“ und ich bin sehr positiv überrascht, ja fasziniert von seinem naturwissenschaftlichen Zugang zu alten, philosophischen Problemen. Seine Kritik des klassischen Kausalitätsprinzips, welches tatsächlich nicht mehr und nicht weniger ist als eine Brücke, eine Art Überlebenshilfe für biologische Organismen, um sich in ihrer fragmentarischen Umwelt zurechtzufinden, kann ich vollkommen unterstreichen.

Ich konstatierte tatsächlich große Defizite in der heutigen Universitäts- und Kathederphilosophie, welche sich weitgehend von der faktischen Lebenswelt abkoppelt. Dies nicht nur in der Auswahl ihrer Themen, sondern auch, indem sie beispielsweise naturwissenschaftliche Ergebnisse, welche die Erkenntnistheorie bereichern könnten, weitgehend ignoriert.

Konrad Lorenz hat etwa in einem Aufsatz von 1942 das Kant'sche Apriori als phylogenetisches Aposteriori gedeutet. Damit hat er eine gänzlich neue naturwissenschaftliche Erkenntniskonzeption begründet, nämlich die evolutionäre Erkenntnistheorie. Aber dieser naturwissenschaftliche Versuch des Zugangs zum Erkenntnisproblem, welches tatsächlich Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft vereint, hat unter manchen Philosophen, zumindest an der Universität Graz, nach meinem Dafürhalten keinen guten Ruf. Natürlich sind Lorenz als Nicht-Philosoph auch einige Fehler unterlaufen, wie die Voraussetzung und die Vorannahme einer realen Außenwelt. Aber trotzdem bringen seine und Riedls Gedanken Bewegung in die erstarrte, rein fiktive und philosophische Erkenntnistradition.

Montag, 20. August 1990

Das Tagebuch ist für mich auch so etwas wie Psychotherapie, dessen bin ich mir längst bewusst, weil ich mich im sozialen Umgang mit Menschen aus Gewohnheit und Rücksicht zurücknehme und selten meine verbalen Aggressionen frei herauslasse.

Die Hinterfragung des eigenen Standpunktes und der eigenen Interessen hat in unseren Breiten keine Tradition. Mir fällt immer wieder auf, dass sich Menschen in führenden Positionen in Österreich eben zuweilen ziemlich autoritär benehmen und dabei gar nicht auf den Gedanken kommen, dass auch sie Menschen sind, die irren können. Dies hängt möglicherweise mit der allgemeinen Tradition an Autoritätsgläubigkeit in Mitteleuropa zusammen, die etwa im angloamerikanischen Raum nicht so weit verbreitet sein dürfte.

Der andere Faktor ist, dass insbesondere Universitätsprofessoren von der Gesellschaft ein gewaltiger Vertrauensvorschuss entgegengebracht wird für die sogenannte „Freiheit der Forschung und Lehre“. Dazu muss ich leider anführen, dass nach meiner Erfahrung mindestens ein Drittel der an der Universität Graz lehrenden Universitätsprofessoren, zumindest an den Instituten, an denen ich zu tun habe, ihre Freiheit missbrauchen, indem sie nicht forschen oder schlecht lehren.

Wie kommt es, dass insgesamt etwa die Hälfte aller Universitätslehrenden in meinem Alter nicht mehr publiziert haben als ich oder überhaupt noch kein Buch herausgebracht haben? Was die Lehre betrifft, muss ich anmerken, dass die Lehrveranstaltungen oft schlecht vorbereitet sind und der betreffende Vortragende oft nicht einmal in der Lage ist, auf einfache Verständnisfragen eine klare Antwort zu geben.

Und noch ein systemimmanenter Schwachpunkt der Wissenskultur in Österreich, ja möglicherweise ganz allgemein in Mitteleuropa: Die sogenannte ideelle Freiheit zu Forschung und Lehre macht die Universitätsprofessoren als potenzielle oder wirkliche Forscher weitgehend immun gegenüber der allgemeinen Kritik aus der Gesellschaft. Sie werden dadurch selbst in der Presse und anderen Medien von allgemein üblichen kritischen Darstellungen weitgehend ausgeklammert. Durch diese mangelnde Kritik gibt es wenig Irrtumsbeseitigung. Selbst andere, teilweise heute auch korrekturbedürftige Institutionen in der Gesellschaft wie etwa die Kirche oder selbst soziale und karitative Organisationen werden teilweise ungleich mehr einer kritischen Betrachtung unterzogen als der freie Lebensstil und intellektuelle Output der beamteten Universitätsprofessoren.

Dienstag, 21. August 1990

Ich wollte mir vor einigen Tagen von einem meiner jetzigen Idole, nämlich Universitätsprofessor *Wölle*, ein Buch bestellen und erfahre vom Buchhändler zu meinem Erstaunen, dass er noch kein Buch herausgebracht hat. Auch darin habe ich ihn also überholt. – Prof. *Wölle* hat sicher einige Aufsätze geschrieben. Ich habe auch einen in den Händen. Dieser Aufsatz überzeugt mich aber nicht.

Prof. *Wölle* ist, wie ich im vorigen Sommersemester bei einigen seiner Vorlesungen erfahren konnte, aber ein hervorragender Pädagoge und seine große Stärke ist es, die Philosophie, möglicherweise in etwas vereinfachter Form, sehr vielen Menschen nahezubringen und das Interesse dafür zu wecken. Für ihn gilt meine Kritik sicher nicht. Er zeigt ein hervorragendes

Engagement und strotzt vor Vitalität, Interesse und Begeisterung für seine Sache und die Philosophie ganz allgemein.

Tatsächlich gibt es im Moment kaum einen Philosophen von Rang, kaum ein philosophisches Werk, das ich nicht meiner Kritik unterziehen müsste. Dies gilt natürlich – könnte ich beinahe sagen – auch für die Aufsätze von Prof. *Wölle*.

Er schreibt etwa in dem 1986 publizierten Aufsatz „Herausforderungen an das Menschenbild der wissenschaftlich-technischen Kultur am Ausgang des 20. Jahrhunderts“ in einem Sammelband („Herausforderungen an der Jahrtausendwende“), in dem auch andere Autoren zu diesem Thema Aufsätze publizierten:

Das selbstreflexive Wissen um die Bedeutung der Integration des universellen Wissens in den menschlichen Handlungsvollzug signalisiert dem Menschen der Moderne das schier Unglaubliche. Es gibt für den Menschen im Prinzip keine Grenze dieser dem Menschen allein zugänglichen Entfaltungsform. Der Mensch begreift sich schrittweise als wissenschaftlich-technischen und künstlerisch-philosophischen Entwerfer seiner selbst.

Meine Kritik: Es gibt kein universelles Wissen für biologische Organismen einschließlich des Menschen! Es gibt nur ein fragmentarisches, korrekturbedürftiges, ständig erweiterungsfähiges, irrtumsanfälliges Wissen. Mir scheint, *Wölle* transferiert aus seiner positiven und privilegierten Lebenssituation heraus die Fortschrittsgläubigkeit und den Optimismus der Aufklärung des 18. Jahrhunderts ins äußerst krisengeschüttelte 20. Jahrhundert. Hat er die historischen Ereignisse dieses Jahrhunderts, die beiden verheerenden Weltkriege oder die mahnenden Stimmen, die zur Vorsicht beim Handeln einladen, wie Karl Popper mit seinem Konzept der Stückwerk-Technik, nie gehört?

Donnerstag, 23. August 1990

Die zum Teil durchaus lebensnahen Lehrveranstaltungen in Philosophie von Prof. *Wölle* haben mich in den letzten Semestern ein wenig von meiner philosophischen Apathie befreit. Nach mehr als einem Jahrzehnt schwerer körperlicher Arbeiten und mentaler Konzentration auf meinen Forstbetrieb kann ich mich wieder meinem eigentlichen Lebenselixier widmen.

Voll entfacht und entflammt ist für mich die Begeisterung für die Philosophie allerdings erst wieder in den letzten Tagen bzw. Wochen, insbesondere durch die naturwissenschaftlichen Zugänge zur Philosophie, etwa von Rupert Riedl und Konrad Lorenz. Zuweilen stehe ich jetzt selbst wieder mit dem Morgenrot auf, um noch vor den Stallarbeiten meine Studien zu betreiben – ein herrliches Leben! Die größten Abenteuer finden im Kopf statt!

Warum wurden und werden meine kritischen philosophischen Ambitionen an der Universität nicht wahrgenommen und nicht im Mindesten gewürdigt? Warum hat sich bis

jetzt niemand von der Uni in Graz gefunden, um zu meinem Buch über die Hochkulturen eine Stellungnahme abzugeben? Warum glaube ich und bin überzeugt, dass mein Buch über dir primären Hochkulturen eine gute wissenschaftliche Arbeit ist entsprechend eines Studenten, aber auch mit relevanten, diskussionswürdigen Aussagen, obwohl ich zu Beginn meines Universitätsstudiums bei meinen formellen Leistungen nicht überzeugt habe?

Die Antwort: Ich habe mich auf mein Buch „Kultur und Kreativität – Aufstieg und Fall der Hochkulturen“, erschienen im Verlag R.G. Fischer 1988, Frankfurt/Main, mental voll und ganz konzentriert. Das ist die eigentliche Zauberformel für den intellektuellen Erfolg: Die vollkommene mentale Konzentration für eine Sache, was man allerdings bei einigen blasierten Universitätsbeamten, die sich Professoren nennen, nicht konstatieren kann.

Begriffe wie Engagement und Effizienz, aber auch Fairness sind im deutschen Sprachgebrauch Fremdwörter, im wahrsten Sinne des Wortes. Diese Begriffe sind in denjenigen Ländern gebräuchlich und stammen von dort, wo heutzutage auch die meisten Nobelpreise vergeben werden und wo die Demokratie in all ihren Facetten noch ausgereifter ist als bei uns in Zentraleuropa.

Sonntag, 25. August 1990

Sind Philosophen so sehr denkende Menschen, dass ihnen das Handeln gänzlich abhanden gekommen ist? Das Handeln und damit verbunden die Motivation zu Engagement und Initiativen zu setzen scheint seit alters her nicht die Domäne der Philosophie zu sein! Wie ist es sonst erklärlich, dass – und diese Frage beschäftigt mich immer wieder – nach zweieinhalbtausend Jahren Erkenntnistheorie in der Philosophie noch nicht einmal ansatzweise eine Lösung dieses Problems in Sicht ist? Kein grauer Schimmer am Horizont!

In dem zweiten großen Spezialgebiet der Philosophie, nämlich den Bemühungen um ein besseres soziales Zusammenleben, hat diese Disziplin ebenfalls wenig wirklich Produktives hervorgebracht. Alle Sozialutopien sind bislang gescheitert!

Warum kann und soll Philosophie als wissenschaftliche Disziplin mit ihrer derzeitigen Weltfremdheit an unseren Universitäten überhaupt noch bestehen?

Mittwoch, 29. August 1990

„Naturwissenschaftler sind doch die besseren Philosophen!“ Zu meinem Erstaunen finde ich in der erkenntnistheoretischen Arbeit von Konrad Lorenz („Die Rückseite des Spiegels“) auch eine umfangreiche Darstellung eines sogenannten Emergenzphänomens, welches er als „Fulguration“ bezeichnet, also das spontane Neuentstehen einer neuen Systemeigenschaft, wie es etwa bei Entstehen des Lebens oder bei gewissen anderen biologischen Vorgängen von Seiten der Naturwissenschaftler nachgewiesen wurde. Diese Sichtweisen haben in die

Geisteswissenschaften noch kaum Einzug gehalten, wiewohl gerade Prof. *Wölle* bei seinen Lehrveranstaltungen auch immer wieder naturwissenschaftliche Erkenntnisse in seine geisteswissenschaftlichen Vorlesungen einbringt.

Auch in der Geschichtswissenschaft ist mir eine derartige innovative Sichtweise noch nie untergekommen. Ich muss dabei feststellen, dass ich in meiner Publikation von 1988 auf die spontane Neuschöpfung von Hochkulturen hingewiesen habe. Ganz sicher sind hochkulturelle Phänomene nicht nach dem Schema des klassischen Kausalitätsprinzips, sondern systemtheoretisch, unter der Sichtweise der Emergenzphänomene, zu betrachten und zu untersuchen.

Möglicherweise war ich auch in diesem Punkt in meinen historischen Untersuchungen der Zeit ein wenig voraus. Ein neues Selbstbewusstsein entsteht in mir. Ich weiß, was ich kann, sehe aber auch, dass die Professoren hier am philosophischen und historischen Institut nur mit ganz normalem Wasser kochen und keineswegs durch irgendwelche aufsehenerregende, überragende intellektuelle Leistungen bestechen. Diese Einsicht entspricht auch dem internationalen Vergleich.

Montag, 3. September 1990

Habe mir heute beim Aufarbeiten von Windwurfbäumen mit der Seilwinde eine Prellung im Schulter- und Oberarmbereich zugezogen. Das Ganze ist ziemlich schmerzhaft, aber anscheinend habe ich mir nichts gebrochen. Werde mit der körperlichen Arbeit einige Tage pausieren, was der Philosophie, nein, der Wissenschaft zugutekommt.

Dienstag, 4. September 1990

Die Theorie, Praxis und Mentalität der etablierten Katheder- und Universitätsphilosophie steht heutzutage der faktischen Lebenswelt diametral entgegen. Ein Beispiel: Als Forstwirt bin ich in der faktischen Lebenswelt genötigt, in einem überschaubaren Zeitraum zu praktischen Ergebnissen und Lösungen zu kommen. Eine gewisse Anzahl von Festmetern Holz muss an einem Tag einfach aufgearbeitet werden, sonst wird mein Forstbetrieb unrentabel und ich würde in Schulden kommen.

Bei philosophischen Seminaren an der Universität ist das ganz anders. Es wird diskutiert und diskutiert, man erwartet gar nicht, dass man zu einer Lösung kommt, und manchmal scheint es mir, das Wichtigste sei, man hätte wieder zwei Stunden lang Zeit totgeschlagen. Natürlich kommt man auch, insbesondere auf dem Gebiet der Erkenntnistheorie, zu altbekannten philosophischen Problemen. Hierbei hat man allerdings einen derartigen Respekt vor der Meinung der alten Klassiker, gleichgültig ob Platon oder Aristoteles, David Hume oder John Locke, Immanuel Kant oder Ludwig Wittgenstein, dass man auftretende philosophische

Probleme vornehmlich an den Meinungen und Konzepten der großen Klassiker orientiert und sich kaum auf das Glatteis eigener neuer Gedanken wagt. Auch in diesem Punkt herrschen, wie mir scheint, zuweilen noch mittelalterliche Verhältnisse.

Dabei muss festgestellt werden, dass die Geschichte der Philosophie beispielsweise auf dem Gebiet der Erkenntnistheorie eine Summe von Irrtümern ist. Seit Thales von Milet, der im Jahr 585 vor Christus eine Sonnenfinsternis richtig voraussagte und somit als Begründer der abendländischen Philosophie galt, hat bis heute jeder Philosoph einen ganz spezifischen Zugang und einen ganz spezifischen Lösungsvorschlag zum Erkenntnisproblem. – Plato hat einen diametral entgegengesetzten erkenntnistheoretischen Ansatz wie Aristoteles; obwohl John Locke auf David Hume aufbaut, ist auch sein Ansatz wieder weitgehend modifiziert usw.

Warum hat man in der Philosophie einen derartigen Respekt vor alten Irrtümern und wagt sich nicht zu neuen Irrtümern, geschweige denn zu neuen Lösungen?

Mittwoch, 5. September 1990

Ich habe heute meine stenografischen und handschriftlichen Tagebuchaufzeichnungen geordnet und gesichtet und dabei wahrgenommen, dass ich einen Teil zeitlich nicht zuordnen kann, da ich sie mit keinem Datum versehen habe. Dies betrifft aber ausschließlich solche Tagebuchaufzeichnungen meines philosophischen Tagebuches, welche sich nicht auf aktuelle Tagesereignisse und Reflexionen darüber, sondern auf rein wissenschaftliche und philosophische Aufzeichnungen beziehen, also auf Essays. Irgendwann werde ich meine unzähligen philosophischen Essays wohl auch in Buchform veröffentlichen. Aber was hat das jetzt für einen Sinn, wenn ich mit meiner derzeitigen Publikation so wenig Erfolg habe?

Im Übrigen müsste ich aber nicht wenige meiner Essays, insbesondere die erkenntnistheoretischen, umschreiben, da ich sie zu optimistisch dargestellt habe. Ich komme immer mehr zur Einsicht, dass die Philosophie mit dem Programm und mit der Monopolstellung, das Erkenntnisproblem behandeln und dabei lösen zu können, über zweieinhalbtausend Jahre versagt hat.

Die bedeutendste erkenntnistheoretische Leistung des 20. Jahrhunderts liefert meiner Ansicht nach kein Philosoph, sondern Sigmund Freud mit seiner Sichtweise des subjektiven Zugangs des Menschen zur Außenwelt, aber auch zu seiner Innenwelt. – Nach Freud nimmt der Mensch seine Wirklichkeit beispielsweise so wahr, wie er sie sich wünscht. Darin ist mehr erkenntnistheoretische Effizienz als in so mancher kausalen und logischen Analyse neopositivistischer Tradition.

Donnerstag, 6. September 1990

Meine Zweifel an der Kompetenz und gesellschaftlichen Relevanz der zeitgenössischen Universitäts- und Kathederphilosophie führen so weit, dass ich ernsthaft darüber nachdenke, ob es richtig war, überhaupt ein Studium in Philosophie begonnen zu haben. Eine lange Sekunde überlege ich, ob es nicht am besten sei, doch noch ein naturwissenschaftliches Studium zu beginnen, lasse diesen Plan jedoch als unrealistisch sofort wieder fallen.

Interessanterweise waren auch die bedeutendsten philosophischen Strömungen dieses Jahrhunderts meiner Ansicht nach eben jene, die sich eng an den Naturwissenschaften orientierten wie etwa der Neopositivismus, in Österreich vertreten durch den Wiener Kreis.

Die Vertreter des „Wiener Kreises“, die ich persönlich sehr bewundere, da sie mit Engagement an ihre Sache herangingen, waren voller Zuversicht, die schon Jahrtausende währende Erkenntnisdiskussion nun doch endlich lösen zu können. Doch auch die Einführung ihres Verifikationsprinzips führte nur in eine neue Sackgasse. Im Übrigen entfernten sich die Vertreter des Neopositivismus durch ihre rigorose Ablehnung der Metaphysik meiner Ansicht nach weiter von der faktischen Lebenswelt. Denn Metaphysik ist in ihren verschiedenen Formen bis hin zu den Ideologien und den Religionen ein wesentlicher Bestandteil des menschlichen Daseins und man kann sie nicht aus formalen, logischen oder anderen Gründen einfach wegeliminieren. – Sie ist eine wesentliche geschichtsbildende Kraft, vielleicht die wesentlichste überhaupt, dies vor allem wird häufig übersehen.

Denn die Evolution der menschlichen Kulturgeschichte ist keineswegs nur rational zu betrachten. Es ist ein falsches Klischee, wenn man behauptet, die Größe des Menschen und seine Sonderstellung bestünde darin, dass er eben kraft seiner Rationalität die Evolution vom Faustkeil zum Laserstrahl geschafft hätte. Schon in der frühen Stammesgeschichte der Menschheit musste auch seine Tendenz zu Gruppenbildungen und religiösen Weltbildern einen positiven Auslösefaktor in der Evolution dargestellt haben. Nur so ist es erklärbar, dass religiöse und metaphysische Weltbilder im „Homo sapiens“ so nachhaltig bis heute sein Kulturgeschehen beeinflussten. – Gegenwärtig erleben wir unvorhergesehen eine Renaissance des Religiösen in der islamischen Welt.

Als säkularisierte Abkömmlinge und Ersatz des Religiösen können die Ideologien des 19. und 20. Jahrhunderts angesehen werden, welche ebenfalls durch eine nachhaltige geschichtsbildende Kraft ausgezeichnet waren.

Freitag, 7. September 1990

Karl Popper, der selbst aus der neopositivistischen Tradition stammt, erkannte in der Wissenschaftstheorie die Unhaltbarkeit des Verifikationsprinzips und ersetzte es durch das Falsifikationsprinzip. Alles Wissen ist nach ihm vorläufig, fragmentarisch, erweiterungsfähig und wandelbar.

Es ist also als äußerst positiv zu beurteilen und als ein wesentlicher Indikator der Krisensituation der Gegenwartsphilosophie anzusehen, dass etwa in der evolutionären Erkenntnistheorie Naturwissenschaftler in das Gebiet der Philosophie vordrangen. Ein treffenderer Ausdruck für evolutionäre Erkenntnistheorie wäre vielleicht „biologische Erkenntnistheorie“. Denn diese Disziplin untersucht auf naturwissenschaftlicher Grundlage die Entstehung des menschlichen Wahrnehmungsapparates in der Stammesgeschichte, aber auch das Erkenntnisvermögen und die Erkenntnisleistung von Tieren.

Wie könnte es anders sein: Die Naturwissenschaftler, welche in die Domäne der Erkenntnistheorie eindringen, gingen ziemlich unbefangen an ihre Sache heran, und vom Standpunkt mancher etablierter Philosophen unterliefen ihnen dabei gravierende Fehler. So setzt beispielsweise Konrad Lorenz vor seinen erkenntnistheoretischen Untersuchungen die reale Existenz einer wissenschaftlich zu beschreibenden Außenwelt voraus. Das wäre so ähnlich, als würde man etwa zu einer genauen analytischen Untersuchung von Essig bereits eine Essigessenz verwenden.

Durch diese und andere kleine Kapriolen, welche etwa zu dem berühmt-berüchtigten Zirkulationsvorwurf führten, hat die evolutionäre Erkenntnistheorie bei manchen Philosophen ein nicht sehr hohes Ansehen. Meiner Ansicht nach zu Unrecht, denn man weiß erstens durch die naturwissenschaftlichen Untersuchungen der evolutionären Erkenntnistheoretiker mehr als vorher. Zweitens ist ohnedies jedes Wissen des Menschen, auch das philosophische und naturwissenschaftliche, als fragmentarisches Teilwissen anzusehen. Vom Zirkulationsvorwurf können also nur solche Philosophen bestürzt sein, die noch immer nach einer absoluten invarianten Wahrheit und einer absoluten Gewissheit streben. Eben diese Möglichkeit verneint die evolutionäre Erkenntnistheorie.

Sonntag, 8. September 1990

Die evolutionäre Erkenntnistheorie vereint also in sich Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft (Philosophie) und stellt damit einen neuen modellhaften Wissenschaftstyp dar. Möglicherweise entsteht durch das Einfließen naturwissenschaftlicher Erkenntnisse ein wenig Bewegung in einem erstarrten System. Aber auch das Umgekehrte wäre möglich.

In manchen naturwissenschaftlichen Disziplinen wäre wohl auch philosophische Grundlagenbestimmung notwendig. Denn noch immer beruht die Naturwissenschaft auf dem seit Galileo Galilei grundgelegten Prinzip, dass der Mensch vorurteilsfrei durch Beobachtung und entsprechende Experimente die Natur objektiv erklären und beschreiben könne.

Entspricht aber dasjenige, was der Mensch in der Natur beobachtet, tatsächlich den Ordnungsintentionen der menschlichen Natur oder entspringt dies nicht vielmehr den Ordnungsintentionen des menschlichen Zentralnervensystems? In anderen Worten: Wenn

ich eine Farbe, das Blattgrün etwa, beobachte: Ist dieses Grün ein Wesensmerkmal der Natur oder nur eine Konstruktion des menschlichen Bewusstseins?

Oder, was bringt der sogenannte „Fortschritt“ seit Beginn der europäischen Neuzeit dem „Homo sapiens“ tatsächlich? Ist diese gesamte dynamische und unkalkulierbare Entwicklung nicht der Wegbereiter seines eigenen Unterganges?

Schade, dass ich mit meinen Gedanken und Konzepten in der Philosophie und auch Geschichtsphilosophie an der Universität Graz so wenig Beachtung finde. Zu meiner Veröffentlichung von 1988 gibt es die hartnäckige Weigerung, überhaupt eine Stellungnahme abzugeben, und bei Seminaren werden meine Argumente, vermutlich auch, weil sie unkonventionell sind und ich sie eher mit zaghafter Stimme vortrage, zumeist übergangen oder übersehen. Mir scheint, unsere Zeit ist die Stunde der Maulhelden.

Ergänzung: Auch ein weiterer Nobelpreisträger, nämlich Albert Einstein, geht meiner Ansicht nach vom gleichen fehlerhaften und korrekturbedürftigen Erkenntnisparadigma wie Konrad Lorenz aus. Er setzt die Wirklichkeit der Natur, welche er zu beschreiben und zu erklären trachtet, als real voraus, wenn er etwa meint, der Mond sei auch dann da, wenn er nicht hinsehe. Eben diese Ansicht stimmt nicht: Der Mond mit all seinen Eigenschaften als gelbe, leuchtende Scheibe ist zumindest in dieser Form, wie ihn der Mensch wahrnimmt, eine Konstruktion des menschlichen Bewusstseins und nicht reale Existenz für sich.

Wir haben keinen unmittelbaren Zugang zur Wirklichkeit durch unsere Erkenntnisapparatur. Diese pessimistische Einsicht könnte man zu den Kränkungen der menschlichen Eitelkeit, die Freud aufzählte, noch hinzufügen.

Eine Konsequenz meiner Reflexionen: die Philosophie bedarf der Naturwissenschaft, aber die Naturwissenschaft bedarf wohl auch der Philosophie.

Sonntag, 9. September 1990

Gestern war die kirchliche Trauung und Hochzeit meiner Schwester *Lisi* mit Mag. Peter Weber in St. Michael. – Peter verhielt sich die Jahre, wo ich ihn kannte, mir gegenüber äußerst fair und respektvoll, was ich in meiner Familie als Ausnahmesituation anerkannte. Diese faire und respektvolle Behandlung erfuhr ich auch von seiner gesamten Familie, die insgesamt aus starken Persönlichkeiten besteht. Die Trauung fand in der Walpurgiskirche statt, wo ich die Cousine von Peter, Sabine Bester, vor rund zwei Jahren das erste Mal sah.

Zu Sabine Bester entwickelte sich aus meiner Sicht eine unglückliche Verehrung oder Liebe, je nachdem, wie man es sieht. Wir waren längere Zeit in Briefkontakt miteinander und schließlich durchlebte ich so etwas Ähnliches wie die Leiden des jungen Werther. Sabine, die also die Cousine von Peter ist, war heute wohl aus Rücksicht wegen unserer missglückten Brieffreundschaft, denn mehr war es letztendlich nicht, bei der Hochzeit nicht anwesend.

Die Begegnung mit Sabine und die darauf folgende Briefbekanntschaft hatte aber für mich und meine emotionale Disposition noch eine weitreichende Konsequenz: In mir reifte der Wunsch, eine Frau für mein Leben zu finden, die natürlich so ähnlich sein sollte wie sie, und eine Familie zu gründen. Weiters führte die Begegnung mit ihr und meine Verehrung für sie zu einer starken Hinterfragung meines derzeitigen eher asketischen, altruistischen und letztendlich weltabgewandten Lebensstils.

Bei der Hochzeitstafel erkundigte ich mich – vielleicht auch, um meine Gedanken etwas abzulenken – nach Details über das Gefecht von Franzosen und Österreichern am 25. Mai 1809, welches direkt vor der Walpurgiskirche stattfand. – Bei dem Gefecht, das eigentlich eine regelrechte Schlacht war, denn immerhin waren an die 30.000 Mann beteiligt, erlitten die Österreicher eine schmachvolle Niederlage. Nach dem, was ich in Abwandlung von „oral history“ hier erfahren konnte, lag der österreichische Oberbefehlshaber am Tag der Schlacht um 7 Uhr morgens noch friedlich in seinem Bett, während französische Spähtrupps die ganze Nacht, auch diese Nacht noch, wie schon die Tage zuvor, genaueste Erkundungen über ihren Gegner einholten. – Auch ohne historische Detailkenntnisse wäre es wohl leicht zu erraten gewesen, wer in diesem Fall die Schlacht gewonnen hat.

Ich sehe das Verhalten von Jellacic, dem österreichische Befehlshaber, und die Niederlage der Österreicher aber nicht unbedingt als einen Beweis für die sprichwörtliche österreichische Gemütlichkeit. Eine derartige Verallgemeinerung wäre eine unphilosophische Anwendung des Induktionsprinzips, und immerhin hat Österreich und haben Österreicher zuweilen auch Großartiges geleistet, wenngleich auch nicht immer auf dem Schlachtfeld.

9. Intelligentes Leben vernichtet sich selbst

Montag, 10. September 1990

Man kann es kaum glauben, aber auch Sigmund Freud war ein Österreicher, leider auch der negative Außenseiter der Geschichte Adolf Hitler. – Ich komme immer wieder zum gleichen Schluss: Letztendlich waren es, im Positiven wie im Negativen, vor allem Außenseiter der Kultur, der Gesellschaft, der Wissenschaft, der Politik usw., welche dem weitgehend irrationalen und nicht planbaren Geschichtsverlauf entscheidende Impulse verliehen. Ein Paradebeispiel dafür ist natürlich auch Napoleon, dessen Muttersprache Italienisch war.

Dass sich der „Soldat der Französischen Revolution“ und Anhänger von Maximilien de Robespierre schließlich selbst zum Kaiser der Franzosen krönte, ist eine der weiteren irrationalen Grotesken der Geschichte. Ich stimme aber letztendlich Tolstoi zu, wenn er in „Krieg und Frieden“ intuitiv darlegt, dass letztendlich auch Napoleon nicht mehr war als ein Sandkörnchen im eigendynamischen Lauf der Geschichte.

Der „Homo faber“ ist für mich eine Illusion und Fiktion; selbst am Beispiel von Napoleon Bonaparte. – Die unkalkulierten Nebenkonsequenzen seiner Handlungen haben seine bewussten Initiativen bei Weitem übertroffen. Außerdem starb er, der auf St. Helena behauptete, „keine sieben Tage in seinem Leben Glück erlebt zu haben“, bereits mit 52 Jahren. – Trotz allem oder gerade deswegen würde ich, wenn ich einmal nach Paris kommen sollte, im Invalidendom sein Grabmal besuchen.

Dienstag, 11. September 1990

Ich hasse Despoten und liebe Engagement und Menschen mit Engagement. Auch dafür habe ich – wie ich meine – eine theoretische Begründung: Initiativen zu setzen, Handlungen zu vollziehen, ein lebensadäquates Verhalten zu organisieren – das alles gehört zu den höchsten biologischen Lebensäußerungen überhaupt und nicht etwa nur bloßes positives Denken. Der Mensch ist zu sehr hoher Erkenntnis fähig, aber seine höchste Fähigkeit, auch dies wurde zuweilen übersehen, ist die des Handelns in der Kultur und Zivilisation.

Napoleon vereinigt in sich die despotische Bestie und den engagierten Menschen. Auch wenn ich mich dafür beinahe schämen muss, kann ich mich einer gewissen Bewunderung für ihn, für seinen Tatendrang und sein unermessliches Engagement, vor allem auch für seinen hervorragenden Intellekt, seine Erfolge und seinen unglaublichen Aufstieg vom kleinen unbekanntem Korsen, der als Internatsschüler in Frankreich ob seiner kleinen Körpergestalt gehänselt und verspottet wurde, zum damals mächtigsten Mann des Abendlandes nicht entziehen.

Im Leben gibt es eben nicht nur Schwarz und Weiß wie in manchen schlechten Romanen, sondern auch Grauzonen. Ja, manchmal scheint es mir, dass sich ein Großteil des Lebens in schwer definierbaren und für mich schwer orientierbaren Grauzonen abspielt. Ich kann beispielsweise der in Österreich sehr populären Kaiserin Sissi überhaupt nichts abgewinnen, deren Haupttätigkeit darin bestand, ihren Gemahl Kaiser Franz Joseph in Wien im Stich zu lassen und sich auf Reisen zu begeben. Ihr Hauptlebensinhalt war die Untätigkeit.

Wie ich auch meinen jüngsten Studien zur evolutionären Erkenntnistheorie entnehme, kann aber auch ein Pantoffeltierchen (Paramecium) nur dann zu irgendeinem biologischen Erfolg gelangen, wenn es die zwei biologischen Grundprinzipien, für die alles Leben geschaffen ist, befolgt: Erstens Erkennen als Umweltorientierung, und zweitens muss es ebenso wie der Mensch auf der Information der Umweltwahrnehmung ein lebensadäquates Verhalten organisieren.

Dass der Mensch mit der scheinbar höchsten Erkenntniskapazität zu fatalen Irrtümern fähig ist, in seiner epistemischen Wahrnehmung etwa in Magie, Aberglauben und Ideologien zu größeren Irrtümern verdammt ist als das Tier, gehört zur Tragik seines Daseins. So gesehen teile ich nicht die allgemeine Ansicht, dass der Mensch das höchste Produkt der Evolution darstellt. – Der Mensch besitzt eine Erbkonstanz von rund 30.000 Jahren, ist also in der Evolution noch eine gänzlich unbewährte Lebensform, während gewisse Haifischarten schon Millionen Jahre durch die Ozeane schwimmen und in biologischer Hinsicht, auf die es eigentlich ankommt, ungleich erfolgreicher sind als der Mensch.

Wird der „Homo sapiens“ weitere 30.000 Jahre überhaupt unbeschadet überstehen oder wird er an den Nebenkonsequenzen seiner eigenen Handlungen zugrunde gehen?

Große Handlungen implizieren auch große Nebenkonsequenzen und aus dieser Sicht ergab es sich beinahe notwendigerweise, dass Napoleon sein Waterloo erleben musste. Die Sonne von Austerwitz hat ihn, die Welt und seine Bewunderer nur kurz geblendet.

Mittwoch, 12. September 1990

Nach meiner Ansicht kann es im All allein deshalb kein hochorganisiertes und hochintelligentes Leben geben, weil sich ein hochorganisiertes und hochintelligentes Leben, das zweifellos auch den elementaren Grundprinzipien von fragmentarischem, fehlerbehaftetem, risikobehaftetem Erkennen und Handeln unterliegen müsste, durch die Nebenkonsequenzen seiner Handlungen selbst vernichten würde; gerade so wie Napoleon sich bei Waterloo selbst vernichtete.

Donnerstag, 13. September 1990

Es gibt eine Art „Naturgerechtigkeit“ oder natürliche Gerechtigkeit, die stärker ist als alle Gerechtigkeitsbemühungen des erkennenden und handelnden Menschen bis hin zu seinen Versuchen des Wohlfahrtsstaates, der Steuerprogression und Sozialgesetzgebung. – Das Entropieprinzip des Universums, das Streben nach allgemeinem Ausgleich holt selbst den größten Heroen vom hohen Pferd und macht den wieder zu Staub, der aus Staub gemacht wurde.

Es ist mir bewusst, dass die philosophische Reflexion des heutigen Tages eine weltfremde und daher zum Teil gefährliche ist, da sie zu Passivität verleiten könnte. Denn es ist dem Menschen aufgegeben, nicht irgendwelche philosophische und weltabgewandte Hirngespinnste zu vollziehen, sondern sein irdisches Dasein und sein irdisches Tagwerk zu bewältigen.

Freitag, 14. September 1990

Für mich hängen also die evolutionäre Erkenntnistheorie, das Erkenntnisstreben eines Parameciums, welches sich in einer Flüssigkeit stets zu einem lebensfördernden Milieu hinbewegt, und die Italienfeldzüge eines Napoleon irgendwie zusammen. Und all das ist für mich als Philosoph und Historiker hochinteressant.

Aber welcher Unterschied: Was benötigt ein Paramecium, um zu überleben, und was benötigte Napoleon, um leben und überleben zu können? Letzterer musste bekanntlich, um auch nur einen Hauch von Glück und Erfüllung erfahren zu können, mit einer großen Armee nach Moskau marschieren. Wie glücklich der Mensch – etwa der einfache Bauer – der abends auf einer Bank sitzt, sich die Sonne auf den Leib scheinen lässt und glücklich und zufrieden ist mit seinem Tagwerk, dem also kleine Taten Sicherheit und Erfüllung bringen und nicht sogenannte große.

Samstag, 15. September 1990

Warum siegte also Napoleon in so einzigartiger Weise bei seinen italienischen Feldzügen im Jahre 1796? Was begründete seinen unvorhersehbaren Aufstieg und, damit beinahe selbstverständlich impliziert, auch seinen Fall? Letztendlich hängt diese Frage nicht nur mit der Geschichtswissenschaft und der Geschichtsphilosophie zusammen oder mit der Psychologie und Soziologie, sondern in letzter Konsequenz auch mit Erkenntnistheorie.

Die Historiker und vor allem seine Bewunderer haben viele Gründe dafür angeführt. Aber seltsam – trotz aller rationalen Annäherung blieb sein Beispiel einzigartig, obwohl vielfach nachgeahmt, nicht nur von Feldherren, sondern auch von Politikern, Wirtschaftskapitänen, Konzernmanagern und anderen, blieb das Phänomen seines Aufstieges doch einzigartig.

In gewisser Weise wage ich zu behaupten, Napoleon hätte in seiner Strategie und Taktik bei seinen Feldzügen erfolgreich das verwirklicht, was Erkenntnistheoretiker schon immer behaupteten: Es kommt – in welcher Lebenssituation auch immer – nicht darauf an, was wirklich ist, sondern darauf, was Menschen glauben, was ist; die Fiktion ist auch hier vor der Realität. Den Gegner zu überraschen, zu täuschen, zu überrumpeln und Verwirrung in den feindlichen Reihen zu stiften, eventuell die dortigen Kommandozentralen zu stören, war ungleich wirksamer als der bloße und gräuliche Kampf Mann gegen Mann.

Da stand auch sein taktisches Prinzip, welches er seinerseits durch Bücherstudium von anderen Militärstrategen wie Guibert übernahm, dass es bei einer Schlacht vor allem darauf ankäme, an einem bestimmten Punkt der Stärkste zu sein und dort mit aller Übermacht anzugreifen. In diesem Kulminationspunkt mochte durchaus etwas Irrationales sein und genau auf diese Irrationalität setzte meines Erachtens Napoleon. Dazu gehört natürlich auch die Fähigkeit, nicht nur die Bewegungen seiner eigenen Armee bis ins Kleinste durchzukalkulieren, sondern auch die Manöver seiner Gegner von vornherein einzukalkulieren. Diese vernetzte Denkweise, die manchen seiner Gegner in ihrer monokausalen Egozentrik gänzlich fremd war, musste in letzter Konsequenz als umfassendere und qualitativ höhere Erkenntnisform geradezu zwangsläufig den Erfolg bringen.

Im Prinzip sind aber alle diese Gründe nur kleine Annäherungsversuche an ein unfassliches historisches Phänomen. Alles in allem lässt sich das Phänomen Napoleon aber doch mit wenigen Worten fragmentarisch charakterisieren: Engagement und totale mentale Konzentration auf ein Ziel mit allen dadurch implizierten despotischen und inhumanen Nebenkonzsequenzen. Erstaunlicherweise waren die unkalkulierten und unkalkulierbaren Nebenkonzsequenzen der scheinbar so effektiven Handlungen und Strategien Napoleons die für den weiteren Geschichtsverlauf bei weitem wirksamsten.

Sonntag, 16. September 1990

Die menschliche Vernunft stellt zwar die höchste Form der biologischen Evolution dar, aber zugleich auch die am wenigsten bewährte. Dieser fundamentalen theoretischen Einsicht der evolutionären Erkenntnistheorie liegt wohl in letzter Konsequenz der ebenso erstaunliche wie rasche Fall des Napoleon zugrunde.

Der Mensch hat keine angeborenen und sozusagen automatisierten Sinnesempfindungen für komplexe Systemzusammenhänge, sondern muss sich diese in mühevoller Kleinarbeit konstruieren und rekonstruieren. Mit anderen Worten: Die menschliche Vernunft ist fehlbar und wir Menschen neigen zu Fehlern.

Warum vertrauen wir dann aber manchmal in einer geradezu naiven Fortschrittsgläubigkeit, dass in Zukunft immer alles besser werden wird? Beherrscht der Mensch tatsächlich das soziokulturelle Gesamtsystem oder wird er vom System beherrscht? Wie lange wird unsere

Zivilisation noch bestehen? Wird auch unsere scheinbar so einzigartige postindustrielle Wohlstandskultur, welche im Übrigen auch gigantische Defizite aufweist, früher oder später an den Nebenkonsequenzen unserer Handlungen scheitern?

Montag, 17. September 1990

Hätte Napoleon sein Wissen nicht nur aus militärstrategischen Büchern, sondern hätte er auch den einen oder anderen Philosophen studiert, dann hätte er für sich möglicherweise in Erfahrung gebracht, dass er bei all seinen Handlungen vorsichtig sein soll. Denn Handlungen beruhen unter anderem auf menschlichem Erkennen und sind deshalb ebenso unvollkommen wie die menschliche Erkenntnis selbst. Ja, ich bin der Ansicht, dass tatsächlich kein Mensch in der Lage ist, die ganze Konsequenz auch nur einer einzigen Handlung abzusehen.

Von 9 Uhr bis 17 Uhr mit einem Bergbauern der Nachbarschaft im Hauswald gearbeitet, da an meiner Seilwinde etwas gebrochen ist.

Ergänzung: Wiederum fällt es mir schwer, meine Gedankengänge abzustellen. Die eben dargelegten philosophischen und historischen Reflexionen über Napoleon sind natürlich höchst subjektiv und von keiner Allgemeingültigkeit. Manche Bereiche wurden überhaupt nicht tangiert. So kann man etwa in psychologischer Hinsicht das Phänomen Napoleon nicht ohne die Individualpsychologie Alfred Adlers behandeln, die hier weitgehend zutreffen dürfte. – Ist der Freud'sche Begriff der Verdrängung im Prinzip erkenntnistheoretisch zu verstehen, so ist der Begriff der Kompensation von Adler vor allem im Hinblick auf Handlungs- und Verhaltensverstärkung zu verstehen.

Vor allem ausgeklammert wurde aber die wesentliche humanitäre und moralische Frage um das Phänomen von Napoleon, der zu Metternich immerhin gesagt haben soll, dass ihm das Leben von einer Million Menschen nichts bedeute. In welchen Geschichtsbüchern steht das unglaubliche Leid und Elend in den französischen Familien, aber auch in den deutschen, russischen, spanischen, polnischen und englischen, in denen die Mütter ihre gefallenen Gatten und Söhne beweinten? Diese emotionale Realität ist aber die unmittelbar menschlichste, wirklichste überhaupt, diejenige also, die mit wenig Abstraktion und Konstruktion verformt wurde und damit historisch ungreifbar bleibt.

Es ist aus meiner Sicht ein unglaublicher Skandal, dass etwa die humanitäre Katastrophe des Zweiten Weltkrieges in diesem Jahrhundert in unserer Gesellschaft beinahe ausschließlich nur noch von historisch-wissenschaftlichem Interesse ist. Durch diese rationale Fixierung und die damit verbundene Einengung der Historizität kann es kein Lernen aus der Geschichte geben.

Warum haben die Religionen und etablierten Kirchen dazu so wenig zu sagen? Die einstigen nationalen Waffensegnungen sowie die heutzutage noch immer zuweilen stattfindenden

Einweihungen von nationalen Gedenkstätten, etwa für die Gefallenen, scheinen mir etwas zu konformistisch.

Warum will sich etwa die Katholische Kirche bei all den großen soziokulturellen Dissonanzen der Vergangenheit und Gegenwart, einschließlich der großen sozialen Dissonanzen dieser, unserer unvollkommenen Welt vor allem mit dem Zölibat und einem männlichen Priestertum auf dem Gebiet der Sexualmoral profilieren? Als Erkenntnistheoretiker frage ich mich: Ist in diesen Bereichen Schein und Sein wirklich immer klar zu trennen?

Mittwoch, 19. September 1990

Napoleon ist mehr noch als Faust oder Prometheus, Sisyphos oder Ikarus ein Symbol unserer Zivilisation. Denn letztendlich hat er sich durch seine Hybris und durch sein eigenes exzessives egozentrisches Handeln, dessen Nebenkonsequenzen er als biologisches Wesen Mensch nicht in der Lage war, bis ins Letzte auszukalkulieren, selbst vernichtet.

„Er und sein ungemessener Ehrgeiz meint nur sich selbst und sein persönliches Interesse ... Dabei ist er ohne Mäßigung, und wer nicht Maß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt.“

Diese philosophischen Zeilen über Napoleon schrieb die Preußenkönigin Luise im April 1808 in einem Brief an ihren Vater.

In einem Zeitalter des ungehemmten Erfolgsstrebens um jeden Preis, des Turbo-Egoismus, eines falsch verstandenen Sozialdarwinismus, einer Abkehr von der Religion als traditionelle Lebenshilfe hin zu den irdischen Stars und Göttern ist Napoleon für nicht wenige Großmannsüchtige, vor allem in Wirtschaft und Politik, ein implizites oder explizites Vorbild geworden. Damit ist er hochaktuell nicht nur in seinem Aufstieg, sondern noch mehr in seinem Fall.

Letztendlich gilt aber das Schicksal Napoleons als Symbol für unsere gesamte Zivilisation. Ihre Hybris, eine noch immer ungehemmte Fortschrittsgläubigkeit bei zunehmender Dynamik und Komplexität, das Nicht-Hinterfragen eines ungebremsten gigantischen Handlungspotenzials macht tatsächlich die scheinbar so erfolgreiche Spezies „Homo sapiens“ zu der zugleich am gefährdetsten durch die eigene Selbstvernichtung.

Donnerstag, 20. September 1990

Irdische Götter haben vor ihren transzendenten Vorbildern einen nicht unwesentlichen Nachteil: Sie sterben zumeist vor ihrer Zeit.

James Dean, Marilyn Monroe, Elvis Presley können den Durchschnittsmenschen zweifellos in vielerlei Hinsicht als verlockendes Vorbild dienen. Sie erreichten, wie andere Menschen mit

exzessiv erhöhtem Handlungspotenzial, aber kein durchschnittliches Lebensalter, sondern wurden letztendlich frühzeitig Opfer ihres eigenen Lebensstils.

Den großen Heroen der Geschichte war ein ähnliches Schicksal beschieden: Alexander der Große starb mit 30 Jahren, Cäsar wurde frühzeitig ermordet, Napoleon starb mit 51 Jahren im Exil.

Was der Volksmund zuweilen als geheimnisvollen Fluch bezeichnet, mit dem bestimmte scheinbar begnadete Menschen oder Clans behaftet sind, ist vermutlich auch nicht mehr oder nicht weniger als die Ausgeburt eines bestimmten exzessiven Lebensstils. Zumindest teilweise trifft diese Sicht beispielsweise auch bei den vielbewunderten Kennedys zu.

Freitag, 21. September 1990

Auch die Naturwissenschaft erhöht das Handlungspotenzial des Menschen in nie da gewesener Weise; doch sie kann sich selbst nicht hinterfragen, wird sich selbst in eskalierender Weise immer mehr ankurbeln und fördern, aber nicht bremsen.

Die Philosophie unserer Tage müsste somit eine notwendige Instanz sein zur Hinterfragung dieses gigantischen Handlungspotenzials der Menschheit, welches bis hin zur Kernspaltung und Weltraumfahrt, zur Gentechnik und Globalisierung reicht.

Eine Frage unter vielen ergibt sich aus der Evolutionstheorie: Ist der dem Kleingruppendasein der Steinzeit angepasste „Homo sapiens“ der Komplexität und Dynamik unserer Zivilisation überhaupt noch gewachsen oder ist er in seiner Erkenntnisfähigkeit wie auch in seinem Handlungspotenzial überfordert und zum Scheitern verurteilt?

Samstag, 22. September 1990

Ich finde endlich Zeit, das neue Vorlesungsverzeichnis des Wintersemesters der Karl-Franzens-Universität Graz zu studieren, das ich eben in den Händen halte und auf das ich schon sehnlichst gewartet habe. – Grundsätzlich habe ich in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten Vorlesungen auf allen Fakultäten und in allen Studienrichtungen besucht einschließlich Mathematik, Physik, Biologie, Theologie, Medizin, Archäologie, Germanistik, Jus oder Psychologie. Meine oberste Priorität hat jetzt natürlich der Abschluss meines Studiums und somit konzentriere ich mich auf die philosophischen Lehrveranstaltungen des Wintersemesters.

Prof. *Wölle* liest wieder dienstagsabends Wissenschaftstheorie, was mir als Berufstätiger entgegenkommt. Seine Hauptvorlesung am Mittwoch zwischen 13.00 und 14.30 Uhr betrifft die Philosophie des 20. Jahrhunderts. Ich bin gespannt, was er dazu bringen wird, vermutlich

auch den kritischen Rationalismus und Karl Popper, jene Richtung, der ich persönlich nahe stehe.

Allgemein zeichnet die Vorlesungen von Prof. *Wölle* – und das ist durchaus eine Besonderheit – ein enger Kontakt zur faktischen Lebenswelt aus, indem er einerseits mit sehr vielen Beispielen arbeitet, andererseits aber auch Ergebnisse und neueste Fakten aus anderen Wissenschaftsgebieten, insbesondere aus der Physik, aber auch der Biologie und Psychologie, in seine Lehrveranstaltungen einfließen lässt. *Wölle* ist beispielsweise der einzige Lehrende in Philosophie, der sich bislang überhaupt intensiv mit den innovativen Theorien der Selbstorganisation oder der Chaostheorie beschäftigt hat. – Ich teile mit Prof. *Wölle* sehr viel, nur nicht seine Fortschrittsgläubigkeit und auch nicht seine unreflektierte Bejahung der Wissenschaft und Wissenschaftsgesellschaft.

Ein Schüler hat aber zu allen Zeiten und in vielen Kulturen abweichende Ansichten von seinem Lehrer, das ist ganz normal. Ansonsten wäre man vermutlich ein schlechter Schüler oder hätte einen schlechten Lehrer.

10. Plagiatsverdacht und Ideenraub

10a. Wieder die schon bekannte und übliche Ignoranz!

In diesem Abschnitt wird ausnahmsweise eine fachliche Darstellung von philosophischen Standpunkten abgehandelt, die nicht unbedingt von allgemeinem Interesse sind und auch nicht für jedermann leicht verständlich und einsichtig sein mögen. Deshalb wird in dieser kurzen Vorbemerkung die Problematik, worum es geht, leicht und allgemein verständlich dargestellt. Der danach folgende fachphilosophische Diskurs kann für den Nichtfachmann ohne Weiteres übergangen werden.

Ich konfrontiere also seit der Abfassung meiner Dissertation über evolutionäre Erkenntnistheorie einen großen Fachmann auf diesem Gebiet mit einer spezifischen Problemstellung und weise auf gewisse Defizite und eine Ergänzungsbedürftigkeit der derzeitigen evolutionären Erkenntnistheorie durch den erkenntnismäßigen Konstruktivismus hin. Der betreffende Universitätsprofessor ignorierte meine Bemerkungen großzügig, ja weist sie zurück mit der Begründung, dass allein die evolutionäre Erkenntnistheorie einen fundierten naturwissenschaftlichen Zugang zum Erkenntnisproblem liefere. Trotzdem stelle ich in meiner Dissertation meinen Standpunkt dar.

Nach Fertigstellung meiner Dissertation (1993) überreiche ich sie auch dem betreffenden Professor (1994), der allerdings nicht mein Doktorvater ist, und bitte ihn aus allgemeinem wissenschaftlichem Interesse um eine Stellungnahme. Wie auch bei meinen historischen Arbeiten bekomme ich seltsamerweise keine Stellungnahme dazu, sondern der Experte für evolutionäre Erkenntnistheorie reicht mir meine Arbeit ohne jeglichen Kommentar zum Inhalt zurück. Mir war dieses Verhalten schon seit der Vorlage meiner frühen historischen Arbeiten bereits wohlbekannt.

Siehe da, im Jahre 1996 erscheinen plötzlich in einem wissenschaftlichen Aufsatz von dem angesehenen Professor eben jene Positionen, mit denen ich ihn schon Jahre zuvor konfrontiert habe, ohne allerdings meinen Namen zu erwähnen. Auch andere Autoren stellen plötzlich meine ursprüngliche Idee dar und sie wird als große Errungenschaft in der Weiterentwicklung der evolutionären Erkenntnistheorie gewürdigt; demnach ergeben sich nun durch die Ergänzungsmöglichkeit durch den Konstruktivismus gänzlich neue Möglichkeiten der Darstellung und Anwendung für sie.

Für mich ist das Ganze mehr als ein Plagiatsverdacht, sondern schlichtweg Ideenraub.

Die folgenden Tagebuchauszüge und Textstellen sind also die Fortsetzung meines Tagebuchs aus dem Jahr 1976, dessen Hauptthema insgesamt eine massive Kritik am

mitteleuropäischen Universitätssystem, im Besonderen an der österreichischen Wissenschaftskultur, aber auch an der zeitgenössischen Rechtskultur darstellt.

Einer der bisherigen Kritikpunkte war, dass sich etwa an der geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Graz praktisch kein einziger Professor bereitfand, zu einem wissenschaftlichen Buchmanuskript und zu einem publizierten Buch von mir über die Hochkulturen, zu unveröffentlichten oder veröffentlichten Aufsätzen eine wissenschaftliche Stellungnahme abzugeben. Ich sehe das als gravierendes Defizit im österreichischen Wissenschafts- und Universitätssystem an und möchte demgegenüber die Praxis im angloamerikanischen Raum anführen, wo man bereits Studierende in den Forschungsprozess einbindet. Dagegen ist an unseren autoritär strukturierten Ordinarienuniversitäten ein Ausspielen der professoralen Autorität zu konstatieren, wobei außenstehende innovative Ideen unbeschadet der international durchaus nicht glanzvollen Position der österreichischen Universitäten ignoriert oder einfach nicht wahrgenommen werden.

Aus dieser negativen Praxis, die in meinem Fall jemanden trifft, der nicht im universitären Netzwerk ist und dem keine besonderen Freundschaften zu bestimmten Professoren auszeichnen, können sich gravierende Missverständnisse ergeben: So ist es durchaus möglich, dass auch in einer der vielen anderen von mir vorgelegten, aber nicht kommentierten historischen Arbeiten innovative Ideen enthalten sind, die aber dann möglicherweise zweckentfremdet und wie im Fall der evolutionären Erkenntnistheorie in nicht transparenter Weise anderweitig irgendwo aufscheinen. Mir fehlen allerdings die Mittel und Möglichkeiten, dies nachzuprüfen.

Das Plagiat oder den Ideenraub, den ein Universitäts-Professor unter Ausnutzung seines Autoritätsverhältnisses von einem Studenten begeht, erachte ich als besonders gravierendes wissenschaftliches Vergehen, aber gerade in diesem Fall sind Aufklärungsversuche und Klarstellungen zumindest in unseren Breiten besonders schwierig, weil das Ganze das Idealbild der Freiheit und Reinheit der Wissenschaft trübt. Groß ist die Versuchung, eine unangenehme Angelegenheit wie diese unter den Teppich zu kehren. Doch wie bei einer Infektionskrankheit kann durch die ehernen Gesetzmäßigkeiten der Information und Informationsgesellschaft gerade dieser Bazillus in späterer Zeit ganz unvermutet wieder auftreten und so ein noch greller Licht in dieses trübe Dunkel werfen. Einer der bekanntesten Fälle dazu ist der Ideenraub des aus der Schweiz stammenden und in München lehrenden Professors Carl Wilhelm Nägeli von den Vererbungskonzepten des Gregor Mendel.

10b. Darlegung des wissenschaftlichen Kontextes

Hinweis: Die nun folgenden Abschnitte 10b bis inkl. 10g sind im Gegensatz zu den meisten übrigen Aussagen dieses Protesttagebuches für philosophische Laien wie für die Allgemeinheit möglicherweise schwerer verständlich, da sie einen fachphilosophischen Diskurs darlegen, und können nach Belieben beim Lesen übersprungen werden.

Die evolutionäre Erkenntnistheorie, die primär von Naturwissenschaftlern, von Biologen und Zoologen konzipiert und entwickelt wurde und nicht von Philosophen, war seit jeher unter anderem wegen ihrer Abbildtheorie, welche sich aus dem Darwinistischen Anpassungspostulat ergab, zuweilen heftiger Kritik von der philosophischen Fachwelt ausgesetzt. *Schreiber* war einer ihrer vehementesten Verteidiger und wandte sich nicht nur mir gegenüber stets gegen konstruktivistische Konzepte.

Die plötzliche Übernahme und Akzeptanz konstruktivistischer Konzepte kommt einer Wesensänderung um 180 Grad gleich, so, als würde ein Schiff anstatt nach Südosten plötzlich nach Nordwesten steuern.

Dargelegt hat *Schreiber* seine neue Einstellung zur EE (evolutionäre Erkenntnistheorie) erstmals in seinem Aufsatz „EE als Verbindung von Methodologien und Perspektiven“ (1996), herausgegeben im Sammelband „Die evolutionäre Erkenntnistheorie im Spiegel der Wissenschaften“, Rupert Riedl/Manuela Delpos (Hg.) – Wien: WUV-Univ.-Verl., 1996.

Als Student und Hörer von Prof. *Schreiber* hatte ich diesen ab 1993 mehrmals mündlich auf die Unergiebigkeit des Adaptionspostulats in der EE hingewiesen. 1994 hatte ich ihm meine Dissertation zur Begutachtung überreicht, ohne dazu allerdings eine Stellungnahme zu erhalten.

10c. Das Plagiat

Obwohl der Aufsatz von Prof. *Schreiber* insgesamt nur 5 Seiten umfasst und darüber hinaus auch andere methodologische und erkenntnistheoretische Probleme erörtert, wie etwa die Anwendungsmöglichkeit der EE in der Rechtswissenschaft, findet sich ein Zitat, das meiner ca. 360 starken Dissertation nicht nur semantisch, sondern beinahe wörtlich gleicht:

Text Hofer, verfasst 1993, publiziert 1995 (Münster, Lit-Verlag, S. 226):

Ein Rüsselkäfer nimmt einen Baum anders wahr als ein Buchfink oder ein Eichhörnchen. Ein Holzfäller nimmt ihn vielleicht wiederum anders wahr als ein Poet. Damit erweist sich die

Antwort auf die Frage „Was ist ein Baum?“ als grundsätzlich unbeantwortbar in einem allgemeingültigen, objektiven und absoluten Sinne. D. h. jede wahrnehmbare Entität besitzt für unterschiedliche biologische Lebensformen eine andere Relevanz, welche ihrerseits vom Einbau der wahrgenommenen Information in den Prozess der artspezifischen Lebensdynamik bzw. des individuellen „Sicherheitsstrebens“ abhängt.

Text Prof. Schreiber, publiziert 1996, S. 196:

Nur so aber wird jedem Umstand Rechnung getragen, daß verschiedene Organismenarten tatsächlich über höchst unterschiedliche „Weltbilder“ verfügen, daß ein und derselbe Gegenstand von verschiedenen Arten höchst unterschiedlich wahrgenommen wird. So ist ein Gegenstand, den wir als „Baum“ bezeichnen, für uns Menschen sicher etwas anderes als für einen Hund, den allenfalls – aus bekannten Gründen – der Baumstamm interessiert; und sicher verrechnen die in der Baumkrone in den frühen Morgenstunden im Sommer zwitschernden Singvögel den „Baum“ wiederum anders ...

Und jedes Tier, so können wir ergänzen, nimmt auch den von ihm wahrgenommenen Teil der Welt nur so auf, daß es adäquate Reaktions- und Handlungsschemata entwickeln kann, die ihm ein Überleben ermöglichen. ...

Erläuterung: Verbunden mit der Übernahme dieser Position ist ebenfalls die Aufgabe einer wesentlichen Position der bisherigen anpassungsorientierten EE: Es gibt nach dem neuen konstruktivistischen Paradigma also nicht nur eine reale Wirklichkeit, die noch dazu vor und unabhängig von biologischen Wahrnehmungsprozessen bestehen soll, sondern es gibt deren viele. – Eine treffendere Bezeichnung für den „hypothetischen Realismus“ wäre „konstruktiver Realismus“ oder „realistischer Konstruktivismus“ im Gegensatz zum „radikalen Konstruktivismus“.

Text Hofer (ff.):

Der evolutiv-funktional bestimmte Wahrnehmungsapparat ist nur bestimmten und eng begrenzten Erkenntnisaufgaben partiell angepaßt. In diesem Fall vermag er vom komplexen Wirklichkeitsbereich konstruktivistisch erweiterte Teilrepräsentationen in partiell isomorphen Strukturen von Erkenntnisgegenstand und Erkenntnisinhalt aufzubauen.

Text Schreiber (ff.):

Kognition im allgemeinen und menschliche Erkenntnis im besonderen werden also in der EE nicht notgedrungenermaßen als Anpassungen an eine gegebene Außenwelt interpretiert. Die

Rolle des Organismus selbst wird zumindest in einer nicht adaptionistischen Version der EE stark in den Vordergrund gerückt. Was aber nicht heißen soll, daß Anpassung als biologisches Phänomen grundsätzlich geleugnet und Erkenntnis, Kognition als bloße Konstruktion interpretiert wird. Jeder Erkenntnisvorgang enthält konstruktive Elemente ...

10d. Ideenraub

Gerade die Notwendigkeit einer Erweiterung der EE durch konstruktive Erkenntnisbeiträge war ein Hauptthema meiner Dissertation. In diesem Fall geht es also nicht nur um das Plagiat einer Textstelle, sondern um die Übernahme einer raumgreifenden Idee. Die große Frage für mich: Warum hat Prof. *Schreiber* in seinem Aufsatz andere Autoren als Wegbereiter der konstruktivistischen Wende erwähnt, nicht aber meinen Namen?

Die Übernahme einer neuen, innovativen wissenschaftlichen Sichtweise, die über ein bloßes Plagiat bei weitem hinausgeht und nach meinem Dafürhalten das Faktum eines „Ideenraubs“ darstellt, ist in meinen Tagebuchaufzeichnungen detailliert dargestellt.

Schreiber hat die neue konstruktivistische Sichtweise in der EE seltsamerweise aus meinen Argumentationen nie akzeptiert, obwohl er sie in dem betreffenden Aufsatz ausdrücklich anerkennt. Zitat *Schreiber*:

In ihrer modernen Version erweist sich die EE mithin als eine Synthese von Disziplinen und Theorien, vor allem aber auch als Verbindung unterschiedlicher Methodologien und Perspektiven. War ursprünglich der Adaptionismus das die EE leitende Paradigma (siehe besonders LORENZ 1941, 1973), so finden heute durchaus auch konstruktivistische Überlegungen in dieser Theorie Platz. (Schreiber 1996, S. 193, in: Die evolutionäre Erkenntnistheorie im Spiegel der Wissenschaften/Rupert Riedl/Manuela Delpos (Hg.) – Wien: WUV-Univ.-Verlag, 1996)

10e. Tagebuchprotokolle

24. Oktober 1991

Vorlesung bei Prof. *Schreiber* in „Philosophie der Biologie“. – Prof. *Schreiber*, Gastprofessor aus Wien, behandelt heute unter anderem die evolutionäre Erkenntnistheorie und stellt dabei wieder fest, dass ein fundamentales Theorem dieser Erkenntnistheorie das Anpassungspostulat sei.

Die evolutionäre Erkenntnistheorie hat eine ihrer Wurzeln bei Immanuel Kant, im Besonderen aber auch bei dem Naturwissenschaftler Konrad Lorenz, der nämlich das Apriori des Immanuel Kant als ein „phylogenetisches Aposteriori“ definierte.

Ein fundamentales Theorem der evolutionären Erkenntnistheorie sei eben das Anpassungspostulat, welches auf Charles Darwin zurückgeht und welches Konrad Lorenz wie folgt definierte:

„So wie der Pferdehuf dem Steppenboden angepasst ist und wie die Fischflosse dem Wasser angepasst ist, so sind unsere Sinnesorgane der Wirklichkeit angepasst. Dadurch sei es dem Menschen möglich, ein objektives Bild der Wirklichkeit zu gewinnen.“

Ich wage während der Lehrveranstaltung den verbalen Einwand, ob es nicht ein Defizit der evolutionären Erkenntnistheorie sei, wenn ich eine objektive Wirklichkeit am Beginn von Untersuchungen sozusagen voraussetze. Dies sei nämlich der berühmt berüchtigte Zirkulationsvorwurf in der evolutionären Erkenntnistheorie.

Prof. *Schreiber* entgegnet, dass dieser Vorwurf im Grunde harmlos sei, denn die Anpassung sei ein Faktum, ebenso wie die Evolution, und hierbei wurde er sehr bestimmt: Die Evolutionstheorie von Charles Darwin sei genau genommen keine Theorie, sondern die Evolution sei ein Faktum, ebenso die Anpassung.

Ich hinterfrage während der Lehrveranstaltung das Anpassungspostulat, indem ich feststelle, dass dieses beispielsweise bei Farben nicht ohne Weiteres funktionieren könne, da es in der objektiven Realität keine Farben gäbe, sondern dass diese Konstruktionen des menschlichen Bewusstseins seien. Doch Prof. *Schreiber* ging darauf nicht weiter ein, sondern betonte positive Besonderheiten der evolutionären Erkenntnistheorie, dass diese eben einen naturwissenschaftlichen Zugang zum Erkenntnisproblem liefere. Alles andere, auch das im Prinzip nicht falsifizierbare System von Immanuel Kant, sei spekulative Metaphysik. In dieser Hinsicht stimmte ich Prof. *Schreiber* zu, nicht jedoch in seiner Ansicht, dass man das Anpassungspostulat des Charles Darwin unreflektiert auf die Erkenntnistheorie übertragen könne.

Die evolutionäre Erkenntnistheorie hängt also untrennbar mit der Evolutionstheorie zusammen, sie ist genau genommen ein erweiterter Teil derselben. – Da Darwin immer

wieder in gewissen Bereichen einerseits dogmatisch dargestellt und verteidigt wird, andererseits doch auch nach mehr als 150 Jahren in manchem als korrekturbedürftig erscheint, halte ich diese Diskussion für hochaktuell.

25. Oktober 1991

Ich lese mich in der evolutionären Erkenntnistheorie weiter ein und glaube, ja bin der felsenfesten Überzeugung, dass das Anpassungspostulat der evolutionären Erkenntnistheorie sehr wohl korrekturbedürftig und ergänzungsbedürftig ist. Heute habe ich an einem Beispiel einen entscheidenden Einfall; schade, dass mir die besten Antworten immer erst hinterher einfallen:

Wenn nämlich beispielsweise auch die Farbe Grün eine Konstruktion des menschlichen Zentralnervensystems ist, entsprechend von spezifischen physikalischen Wellenqualitäten, wie kommt es dann, dass sich etwa ein grüner Laubfrosch im Laufe seiner Phylogenese dem Wiesen- und dem Blattgrün angepasst hat, obwohl es das Grün an sich in einer objektiven Realität gar nicht gibt? – Die Philosophie geht eben in ihrer Skepsis und ihren Fragen tiefer als die Naturwissenschaft.

Mit anderen Worten: Das Anpassungspostulat in der evolutionären Erkenntnistheorie muss durch konstruktivistische Ansätze erweitert werden, und ich bin fest entschlossen, darauf meine Dissertation aufzubauen. Dies ist aber – und das ist mir bewusst – eine Abkehr von der orthodoxen Ansicht der bisherigen Vertreter der evolutionären Erkenntnistheorie, wie etwa Konrad Lorenz, Rupert Riedl, Franz *Schreiber* u. a.

8. November 1991

Prof. *Schreiber* hat vor Kurzem bei einem seiner Vorträge erwähnt, dass er keinen Führerschein hätte und vornehmlich mit der Bahn reise. In dieser Hinsicht ist er zu bewundern. Auch ich fahre die Strecke von meinem Heimatort Kindberg zum Universitätsort Graz meistens mit der Bahn. So trifft es sich gut, dass ich heute Abend bei der Heimfahrt Prof. *Schreiber* in einem Eisenbahnabteil sehe, allerdings in der ersten Klasse. Ich setze mich kurzum zu ihm und zahle den Zuschlag der ersten Klasse dem Schaffner drauf. Natürlich stelle ich ihm eine Frage zur evolutionären Erkenntnistheorie, im Besonderen zum Anpassungspostulat.

„Herr Professor“, frage ich u. a., „wenn ein grüner Laubfrosch offensichtlich der grünen Wiese oder grünen Sträuchern in seiner Farbe angepasst ist, so erfolgte diese Anpassung offensichtlich an etwas, was es in der objektiven Realität an sich nicht gibt. Denn in der objektiven physikalischen Realität an sich gibt es keine Farben, ebenso keine Laute und

Gerüche, denn diese sekundären Qualitäten sind doch alles Konstruktionen des menschlichen Zentralnervensystems.“

Prof. *Schreiber* betont in seiner Antwort wieder den naturwissenschaftlichen Zugang der evolutionären Erkenntnistheorie, welche sich von allen spekulativ metaphysischen Systemen unterscheide. Damit meinte er natürlich auch die Systeme von John Locke und seine berühmte Unterscheidung in primäre und sekundäre Qualitäten, aber auch das System von Immanuel Kant. Er verwies darauf, dass die Grundkonzeption der evolutionären Erkenntnistheorie als naturwissenschaftliche Erkenntnistheorie auf der Evolutionstheorie von Charles Darwin beruhe, indem alle Lebewesen im Laufe ihrer Phylogenese ihre Sinnesorgane ausgebildet hatten, in Anforderung und in Anpassung an die realen Umweltbedingungen. Prof. *Schreiber* nannte einige mir bereits bekannte Beispiele einer erfolgreichen Anpassung.

Die eigentliche Gretchenfrage für mich war natürlich, ob man das naturwissenschaftliche System der evolutionären Erkenntnistheorie, welche tatsächlich eine sehr fruchtbringende Verbindung von Natur- und Geisteswissenschaft, also von biologischer Evolutionstheorie und traditioneller Philosophie war, nicht durch moderne Konzepte des Konstruktivismus ergänzen könne. Prof. *Schreiber* verneinte dies und verwies darauf, dass der „Konstruktivismus“, insbesondere der „radikale Konstruktivismus“, das Erkenntnisproblem von einer ganz anderen Sichtweise (nämlich vom Standpunkt des menschlichen Gehirns aus) behandle, während die evolutionäre Erkenntnistheorie das Erkenntnisproblem vom naturwissenschaftlichen Standpunkt der Evolutionstheorie, eben von Anpassungskriterien her, behandle. In gewisser Weise sei der Konstruktivismus durchaus als Antipode zur evolutionären Erkenntnistheorie zu verstehen.

10f. Das alte und das neue Paradigma

Das Gespräch mit Herrn Prof. Schreiber, der sich in der evolutionären Erkenntnistheorie bereits einen internationalen Namen gemacht hatte, entsprach dem, was ich von einem renommierten Universitätsprofessor erwartete: Er vertrat seinen Standpunkt, er hatte also einen Standpunkt, und dies war an der Universität Graz am Institut für Philosophie durchaus keine Selbstverständlichkeit. Dass der Inhalt meiner Tagebucheintragungen auch den realen wissenschaftstheoretischen Gegebenheiten dieser Zeit entsprach, ergibt sich auch aus der Literatur.

Der renommierte Wiener Philosoph, Erkenntnistheoretiker und Vertreter der evolutionären Erkenntnistheorie Erhard Oeser schreibt in dem gemeinsam mit Franz Seitelberger herausgegebenen Buch „Gehirn, Bewusstsein und Erkenntnis“ (1988) eine Abhandlung gegen den Konstruktivismus bzw. gegen den radikalen Konstruktivismus.

Den Kern des Aufsatzes bildet die Aussage, dass der epistemische Konstruktivismus, etwa wie ihn H. Maturana vertritt und populär gemacht hat, einen Gegensatz zur evolutionären Erkenntnistheorie darstellt; Zitat von Oeser:

Im Unterschied zur evolutionären Erkenntnistheorie ist die biologische Kognitionstheorie Maturanas eine neurobiologische Theorie. Ihr Ausgangspunkt waren spezielle neurobiologische Untersuchungen zur Farbwahrnehmung und zur Größenkonstanz, die zur allgemeinen Feststellung führten, dass zwischen Außenweltereignissen und neuronalen Zuständen keine stabilen Korrelationen hergestellt werden, dagegen aber stabile Korrelationen zwischen solchen Zuständen innerhalb des Nervensystems selbst nachgewiesen werden können.

Die erkenntnistheoretisch bedeutsame Folgerung daraus war, dass das Nervensystem ein „operational geschlossenes“ System ist, das nur mit seinen eigenen Zuständen interagiert. Auf Grund dieser Einsicht entwickelt Maturana eine „Biologie der Kognition“. (Oeser, Seitelberger 1988, S. 43)

Demgegenüber stellte die evolutionäre Erkenntnistheorie bisher fest, dass alle lebenden Organismen, so auch der Mensch, eine Information von der Außenwelt benötigen, um in einem lebensfeindlichen Universum für eine beschränkte Zeit existieren zu können. Die theoretische Grundlage der menschlichen Erkenntnisapparatur biete eben das Anpassungspostulat von Ch. Darwin, wonach ein stark vereinfachtes, aber immerhin objektives Bild von der Wirklichkeit garantiert sei. Als Antipode zur evolutionären Erkenntnistheorie sieht Oeser in seinem Aufsatz von 1989 im Konstruktivismus fundamentale Defizite; Zitat:

Die bloß pauschale Ablehnung eines undifferenten alltagssprachlichen Informationsbegriffes ist daher irrelevant, während die Ablehnung der hinter dem wissenschaftlichen Begriff der genetischen Information stehenden allgemeinen Theorien nicht akzeptabel ist, solange keine ausgearbeitete Alternative dazu sichtbar ist. Davon scheint aber die Autopoiese-Theorie von Maturana noch weit entfernt zu sein. (Oeser, Seitelberger 1988, S. 45)

Zu der Zeit, als ich meine Dissertation schrieb (1991 – 1993), war das Passungspostulat also eine der zentralen Theorien der evolutionären Erkenntnistheorie. Auch Professor *Wölle* fügte es neben F. *Schreiber* an der Universität Graz wiederholt in seine Vorlesungen ein.

Ab Beginn des Jahres 1993 betonte Prof. *Wölle* u. a. auch in seinen Vorlesungen, dass das Passungspostulat nicht mehr als zentrales Element der evolutionären Erkenntnistheorie angesehen werden könne. Was war geschehen? Natürlich habe ich Prof. *Wölle*, meinem Doktorvater, Teile meiner Dissertation gezeigt und in dieser habe ich das klassische Passungspostulat kritisiert und eine Erweiterung der evolutionären Erkenntnistheorie durch das konstruktivistische Paradigma vorgeschlagen. Konkret habe ich im Konzept der „partiellen Isomorphie“ ausgearbeitet, dass die menschliche sensorische Erkenntnisleistung auf einer repräsentativen Komponente beruhe, aber auch auf einer konstruktiven Erweiterung eines partiell isomorphen repräsentativen Erkenntnisinhalts. Nur so könne etwa Farbwahrnehmung entstehen, während es in der objektiven Realität keine Farben geben könne. Analoges gilt für die Hitzeempfindung.

Damit verbunden ist gleichsam eine mögliche Synthese der bisher gegensätzlichen erkenntnistheoretischen Anschauungen von evolutionärer Erkenntnistheorie und Konstruktivismus.

Den üblichen Begriff der „Abbildung“ in der evolutionären Erkenntnistheorie ergänzte ich durch den treffenden Begriff der „Repräsentation“:

Im kritizistisch-philosophischen Diskurs ist der Begriff der „Repräsentation“ nur dann aufrechtzuerhalten, wenn wir A) damit konstruktive Beiträge des Subjekts miteingeschlossen sehen und B) damit nicht irgendeine gültige Abbildung der Außenwelt verstehen. – Repräsentativ ist „unser Bild von der Wirklichkeit“ insofern, als es lebensadäquat ist. Auch der Terminus „Konstruktion“ kann nicht für sich alleine stehen, sondern nur im Bezug zu einer hypothetischen Außenwelt in der Relation einer partiellen Isomorphie.

*Zur Illustration des Verhältnisses von „Repräsentation“ und „Konstruktion“ sei ein Beispiel angeführt: Lebende Systeme sind inmitten der dem Entropieprinzip unterliegenden Gesamtnatur äußerst störanfällig. Zustände hoher Molekularbewegung der Umgebung vermögen ein organisches System gänzlich zu verstören. Daher bauen sich höhere Organismen die sensorische Empfindung einer Hitzewahrnehmung auf, welche ihrerseits kein Selbstzweck ist, sondern ein Auslösefaktor für die Motorik, d. h. der aktiven Flucht von der Hitzequelle. Hitze-, Wärme- und Kälteempfindungen sind rein **konstruktiv**, im Bezug über die codierte Aussage einer Umwelteigenschaft sind sie **repräsentativ**. (Hofer 1995, S. 80)*

Ich habe meine 1993 fertiggestellte Dissertation mit dem Titel „Das Problem der partiellen Isomorphie in der evolutionären Erkenntnistheorie“ im Jahr 1995 im Verlag Lit (Münster) unter dem Titel „Information und Handlung in der evolutionären Erkenntnistheorie“ auf Selbstkosten publiziert. Im Konzept der „partiellen Isomorphie“ sah ich weiters eine

Möglichkeit im bislang seit zweieinhalb Jahrtausenden grundsätzlich ungelösten Erkenntnisproblem einen Mosaikstein einer Weiterentwicklung zu sehen:

In einer Arbeitsdefinition explizit formuliert verstehe ich unter „partieller Isomorphie“ ein repräsentatives, konstruktiv erweiterbares und dabei codierbares Ordnungsmuster zur biologischen Umweltorientierung. (Hofer 1995, S. 89)

Seit Platon und Aristoteles, den großen Klassikern der griechischen Antike, kann man feststellen, dass es bis in unsere Tage zwei Hauptrichtungen in der Erkenntnistheorie bzw. Philosophie gibt: Die eine Richtung bezieht sich auf Aristoteles, sie ist die naturwissenschaftlich orientierte und meint, dass die Wirklichkeit im Großen und Ganzen so geschaffen sei, wie wir sie wahrnehmen. Die Infragestellung der Farbe Grün beispielsweise in der objektiven Realität bringt diese Erkenntniskonzeption ins Wanken.

Die andere Erkenntnistradition geht auf Platon zurück und meint, dass alle Erkenntnisinhalte des Menschen nur fragmentarisch imaginär seien und dass es grundsätzlich unmöglich sei, ein objektives Bild von der Außenwelt zu gewinnen, sondern dass wir eben nur fragmentarische Schattenumrisse derselben wahrzunehmen vermögen.

Wenn das so ist, erhebt sich die Frage, warum biologische Organismen dann in ihrer Umwelt mehr oder weniger erfolgreich leben können? Eine Synthese beider Anschauungen habe ich wie gesagt im Konzept der partiellen Isomorphie versucht und dieses Konzept nicht nur in meiner Dissertation, sondern auch in weiteren Aufsätzen aufgearbeitet, wobei es mir nicht zuletzt wegen der Verweigerung jeglicher Unterstützung von Seiten der Universität leider nicht möglich war, diese bis jetzt zu publizieren.

10g. „Ideenraub“ ist gravierender als ein bloßes Plagiat

Auch in dem 1983 von Franz *Schreiber* publizierten Buch „Biologische Erkenntnis: Grundlagen und Probleme“ findet das klassische Anpassungspostulat noch eine breite Darlegung, während etwa der Begriff des erkenntnismäßigen „Konstruktivismus“ nicht im Buch (daher auch nicht im Sachregister-Index) vorkommt.

Noch eine Bemerkung zum Begriff und der Problematik des Plagiats: Im universitären Alltagsverständnis wird damit meist die bequeme und illegale Übernahme bestimmter ausgearbeiteter Textstellen von Studenten bei ihren Seminar-, Diplom oder Doktorarbeiten verstanden. Es gibt aber in der wissenschaftlichen Praxis eine viel gravierendere Form des Plagiats, welche zuweilen unter Forschern betrieben wird: Mit eigenständigen Worten wird eine fremde, außenstehende Idee als die eigene ausgewiesen. **Diese spezifische, schwerer erkennbare und gravierende Form des Plagiats nenne ich „Ideenraub“.**

Auch dazu eine philosophische Reflexion: Die Wissenschaft hat zumindest seit Beginn der europäischen Neuzeit aufklärerische humane Komponenten, welche sich keineswegs nur auf ihre praktischen Anwendungsmöglichkeiten für den sog. technischen und zivilisatorischen Fortschritt beschränken dürfen. – Auch die Mittel und Methoden der Wissenschaft selbst haben naturgemäß demokratische Standards und sollen dazu das Ziel vor Augen haben, im allgemeinen wissenschaftlichen Fortschrittsprozess auch diese immer transparenter und humaner zu gestalten und anzuwenden.

Die Zeit, in der das Wissen einer Kultur auf wenige elitäre Eingeweihte beschränkt ist, wie in den im Grunde despotischen Hochkulturen des Orients, ist längst vorbei. In einer demokratisch organisierten und hochentwickelten Wissenschaftskultur müsste nicht nur idealtypisch jeder von der Wissenschaft profitieren können, sondern jedem müsste es auch möglich sein, dazu etwas einzubringen. Dass gerade Letzteres trotz aller meiner Bemühungen und Initiativen nicht ohne Weiteres möglich ist, soll das Generalthema meiner Tagebuchaufzeichnungen sein.

Abschließend noch einige Kuriosa in dieser Angelegenheit:

Bei meinem wiederholten Ansuchen um einen Lehrauftrag auf dem Gebiet der evolutionären Erkenntnistheorie am philosophischen Institut der Universität Graz legte ich dem für Lehraufträge zuständigen Prof. *Dotterblume* natürlich auch meine bisherigen Publikationen vor. Prof. *Dotterblume* schien mir jedoch von der hier behandelten Fachproblematik nicht die geringste Ahnung zu haben, denn in einem Gespräch fragte er mich, was denn der Begriff „Passung“ in der evolutionären Erkenntnistheorie bedeute, ob damit „Wohlfühlen“ gemeint sei.

Niemand kann alles wissen und ich nehme Prof. *Dotterblume* diesen kleinen Ausrutscher auch nicht besonders übel. Schwerwiegender ist für mich der Einwand, dass wohl auf allen ordentlichen Universitäten der Welt ein Antragsteller um einen Lehrauftrag danach gemessen wird, was er publiziert hat, und dass diese Publikationen dementsprechend zu begutachten seien. Dies ist ganz offensichtlich in meinem Fall nicht geschehen.

Abschließend bleibt für mich ein weiteres Kuriosum, dass nach zweieinhalb Jahrtausenden abendländischer Philosophie und damit ebenso lange erkenntnistheoretischer Tradition auf diesem Gebiet auch heute, im 21. Jahrhundert, selbst auf einem philosophischen Institut ein rationales Argument offensichtlich ungleich weniger wiegt als subjektive Vorurteile, Meinungen und Interessen.

Teil C: Tagebucheintragungen ab Dezember 1993

11. Briefbomben: Täter gesucht

Die in diesem Abschnitt angeführten Tagebuchauszüge weisen gegenüber den anderen Tagebuchauszügen in dieser Veröffentlichung einige wesentliche Besonderheiten auf: Während die bisherigen Tagebucheintragungen repräsentativ waren für meine allgemeine Lebenssituation in einem bestimmten Zeitraum oder an einem bestimmten Tag, beziehen sich die hier ausgewählten Tagebucheintragungen beinahe ausschließlich auf die Briefbombenproblematik und die meiner Ansicht nach unsachgemäßen Fahndungsmethoden sowie die mangelnde Transparenz im österreichischen Rechtsstaat.

Diese Besonderheit rührt daher, dass die hier dargelegten Tagebuchauszüge zeitlich die ersten waren, welche ich in dieser Veröffentlichung in Reinschrift gebracht habe.

Ursprünglich hatte ich nämlich gar nicht die Absicht, meine jahre- und jahrzehntelangen Tagebuchaufzeichnungen zu publizieren. Erst nachdem mein wiederholtes Ansuchen um einen Lehrauftrag auf einem Spezialgebiet der Philosophie an der Karl-Franzens-Universität Graz immer wieder abgewiesen und aufgeschoben wurde, fasste ich den Entschluss, mit einigen gravierenden Missständen, deren Zeuge ich etwa an der geisteswissenschaftlichen Fakultät der Karl-Franzens-Universität Graz wurde, an die Öffentlichkeit zu gehen.

Jemand mußte Josef K. verleumdet haben, denn ohne daß er etwas Böses getan hätte, wurde er eines Morgens verhaftet.

Franz Kafka, Der Prozeß (Erstes Kapitel)

29. November 1993

Habe mich bei Prof. *Wölle* für mein Abschlussrigorosum (Termin 20. Dezember) angemeldet.

Abends bei Anni. Danach musste ich nach Hause fahren, da mein Vater wieder in einem sehr schlechten Zustand ist und meine Mutter ihn nicht heben kann (z. B. bei Bettzeugwechsel in der Nacht).

2. Dezember 1993

Mit Prof. H. *Draxler*, derzeit Rektor der Universität Graz, den Termin für das Rigorosum in Zeitgeschichte für den 16. Dezember vereinbart.

Zu Prof. *Draxler* habe – ich im Gegensatz zu Prof. *Wölle* – ein eher gespanntes Verhältnis. – Beide sind eigenartigerweise auf meine Publikation von 1988 (über die altorientalischen Hochkulturen) mit keinem Wort eingegangen, obwohl ich sie ausdrücklich um eine Stellungnahme gebeten habe, was ich als gravierendes Defizit im Universitätsbetrieb ansehe. – Denn Wissenschaft ist angeblich demokratisch strukturiert, somit transparent und der allgemeinen Diskussion und Kritik stets zugänglich. In die Wissenschaft soll also idealtypisch jedermann etwas einbringen können und jedermann soll auch von ihr profitieren können. Dieser Grundsatz gilt offensichtlich nicht für mich:

Prof. *Wölle* antwortete etwa auf meine früheren wiederholten Anfragen, er hätte das Buch noch nicht ganz gelesen. Prof. *Draxler* meinte im Rahmen eines Zeitgeschichteseminars, mein Buch betreffend, die heute noch immer beste historische Konzeption liefere ohnedies der „Historische Materialismus“, also das marxistisch-leninistische Geschichtsbild.

6. Dezember 1993

Prof. *Wölle* angerufen; sein Gutachten als Hauptbegutachter für meine Dissertation in Philosophie (Thema: „Das Problem der partiellen Isomorphie in der evolutionären Erkenntnistheorie“) ist fertig.

Beurteilung: „Ausgezeichnet!“

In den Abendnachrichten des österreichischen Fernsehens, der „Zeit im Bild“, erfahre ich, dass eine unbekannte Tätergruppe mit dem Namen „Bayuwarische Befreiungsarmee“ Briefbomben versandt hat. Adressaten u. a. Dr. Helmut Zilk, Bürgermeister von Wien, und Prof. Wolfgang *Gollner*. Letzterer ist Angehöriger des Instituts für Philosophie an der Uni Graz, an dem ich studiere.

10. Dezember 1993

Privatissimum bei Prof. *Meixner*. Genau vor einer Woche hat Prof. *Meixner* auf Grund meiner engagierten Dissertation gemeint, ich könnte durchaus auch eine Habilitation verfassen. Heute ist auf einmal alles anders: *Meixner* meint, ich könnte ja zukünftig Vorträge bei Bauernversammlungen und im bäuerlichen Milieu halten. Auch dazu hätte ich das Zeug. – Ich weiß, was das bedeutet, das Ganze ist für mich ein schwerer Schlag; nach irgendwelchen Absprachen wollen sie offensichtlich nicht, dass ich an der Universität verbleibe.

Meixners Gutachten als Zweitbegutachter meiner Dissertation: „Sehr gut!“ Gestern habe ich auch das sehr positive schriftliche Gutachten von Prof. *Wölle* durchgelesen.

16. Dezember 1993

Rigorosum, also strenge Abschlussprüfung in Geschichte und Zeitgeschichte bei Prof. Cerwinka und Prof. *Draxler*. – Beide Beurteilungen: „Sehr gut!“

Prof. *Draxler*, derzeit auch Rektor der Universität Graz, prüft mich im Rektoratsbüro. Irgendwie fühle ich mich von ihm betrachtet und behandelt – unnahbar –, als ob ich ein Marsmensch wäre. Seltsamerweise kommen die Fragen und das Gespräch auch auf den in der Kriminalistik und Zeitgeschichte bis heute nicht ganz geklärten Reichstagsbrand vom Abend des 27. Februar 1933.

Ich fühle mich äußerst unwohl. Noch während des Gespräches dämmert es mir das erste Mal ganz deutlich: Ich könnte bei einiger strapazierter Fantasie für einige in das Täterprofil des oder der Briefbombenattentäter passen.

Aktuell: Das letzte Kapitel meiner Publikation von 1988 behandelt das „Germanische Heldenzeitalter“ (S. 331 – 343); die „Bayuwaren“ kommen darin jedoch nicht vor, wohl aber die Goten, Vandalen usw. Im selben Augenblick weise ich meine spontanen Gedankengänge als typisches Beispiel eines zunächst unwillkürlichen, unkritischen und selbstkonstruierten Realitätsbezuges zurück. – Eine bloße Einbildung also!

Im Übrigen hätte ich jetzt auf jeden Fall andere Sorgen, als Briefbomben zu verschicken. Meinen Forstbetrieb habe ich durch das Studium schon seit längerem vernachlässigt, nachts

muss ich jetzt zumindest einmal aufstehen, um gegen drei Uhr meinen schwerkranken Vater zu wickeln oder das Bettzeug zu wechseln.

17. Dezember 1993

Ein herrliches Gefühl, ein Lebensziel erreicht zu haben. Ich lebe jetzt mit dem Bewusstsein, dass mir im Leben noch vieles gelingen wird.

Tue ich Prof. *Draxler* unrecht? Natürlich! Ein Hauptthema meiner Dissertation ist der erkenntnistheoretische Konstruktivismus und gerade ich muss wissen, wie leicht man sich durch subjektive Konstruktionen selbst in die Irre führt. Watzlawick hat Recht mit seiner „Hammergeschichte“.

Natürlich darf mich Prof. *Draxler* fragen, wer meiner Meinung nach den Reichstag angezündet hat. Ich favorisiere ohnedies Göring und die SA.

Außerdem hat mich Prof. *Draxler* beim letzten Kulturgeschichte-Seminar nie benachteiligt. – Er hat mich beispielsweise zu dem Seminar in letzter Minute zugelassen, obwohl ich mich dazu vorher nicht angemeldet habe.

20. Dezember 1993

Rigorosum in Philosophie bei Prof. *Wölle*, Prof. *Meixner* und Frau Dozent *Lohner*. Beurteilung jeweils „Sehr gut“. Prof. *Meixner* teilt mir nach der Prüfung mit, dass „Sub Auspizium-Kandidaten“ auch nicht mehr wüssten als ich.

Abends bei der Weihnachtsfeier am „Ludwig Boltzmann-Institut“ von Prof. *Wölle* auf seine Einladung hin. Bin etwas früher weg, danach mit Anni in Eggenberg essen gegangen.

Prof. *Wölle* ist ein verbales Kommunikationsgenie; er füllt Hörsäle in Philosophie mit über zweihundert Hörern. Er hat genau jene Begabung, die ich nicht habe, und ist zu mir nach wie vor äußerst freundlich und unvoreingenommen. Eine starke Persönlichkeit verdächtigt niemanden vorschnell, noch dazu mit ungebührlicher Handlungskonsequenz.

7. Jänner 1994

Die Weihnachtsfeiertage sind nun vorbei. Bin heute abends in Graz mit Anni essen gegangen, mein einziger Lichtblick jetzt.

Die oder der Briefbombenattentäter beschäftigt die Öffentlichkeit und zunehmend auch mich. Bereits vor und während der Weihnachtsfeiertage bemerke ich, dass nahe meinem Wohnort in der Lambachstraße 12, in Alt-Hadersdorf bei Kindberg, ein Auto mit zwei

männlichen Insassen parkt. Auch dort, wo die Lambachstraße 12 in die Bundesstraße B17 einmündet, beim kleinen Parkplatz der sog. Kaiser Reith, steht des Öfteren ein unbekanntes Auto, das mir zuweilen in Richtung St. Marein nachfährt. Werde ich in der Briefbombenangelegenheit tatsächlich beschattet? Wer hat mich denunziert? **Warum geschieht die Observation so dilettantisch, dass ich sie sofort bemerke? – Kein Renomme für die österreichischen Sicherheitsinstitutionen!**

8. Jänner 1994

An diesem Samstag zu Anni nach Graz gefahren, mit ihr einkaufen gegangen. Ich sage ihr nichts von meinen seltsamen Erfahrungen. Eigentlich habe ich mir das Studieneude ganz anders vorgestellt.

Und noch eine kleine Änderung: Fachbücher, die ich mir mit großer Erwartung und größtem Interesse für nach dem Studium beiseitegelegt habe, interessieren mich nicht mehr. Es bedeutet für mich eine Qual die „Kritik der reinen Vernunft“ von Kant endlich genau, Seite für Seite zu studieren, wofür ich zuvor kaum Zeit gehabt habe. Habe mir beim Harnisch in Graz Ölfarben und Leinwand gekauft und beginne zu malen.

11. Jänner 1994

Das erste Ölbild ist fertig. Ich bringe es Anni, sie findet es dunkel und kalt.

12. Jänner 1994

Warum nur beschäftige ich mich mental mit den blöden Briefbomben? Die gehen mich doch überhaupt nichts an. – Ich schnappe gierig jede Information in den Medien darüber auf. – In einem Lokal höre ich, dass negative Ideen und Ideologien besonders hartnäckig und verderblich sind, wenn sie in einer Kleingruppe auftreten. Wer steckt hinter der BBA?

14. Jänner 1994

Zur Uni nach Graz gefahren; Vorlesung bei Prof. *Schreiber* in „Philosophie der Biologie“, eine der qualitativsten Lehrveranstaltungen für mich jetzt. Ich möchte auf diesem Gebiet unbedingt weiterarbeiten. *Schreiber* hat heute ein eigenartiges Verhalten und eine seltsame Distanz zu mir:

Nachdem ich einige Minuten zu spät in die Lehrveranstaltung gekommen bin, teilt er mir zu meiner Verwunderung – vor allen anwesenden Hörern mit, die offensichtlich nicht wussten, worum es ging:

„Wenn sich jemand mit Aggression und Gewalt einen Platz in der Gesellschaft sichern will, soll er dies besser lassen. Durch Fingerabdruckanalysen u. a. kommen die heute jedem Verbrechen dahinter.“

Am Anfang versuchte ich das Ganze noch mit Gelassenheit und Humor zu verarbeiten. Aber dieses Theater ist für mich längst keine Komödie mehr.

17. Jänner 1994

Bemerke, wie schon in den vergangenen Wochen, „Beobachter“, z. B. in einem Auto sitzend vor unserem Haus. Manches Mal fährt mir (ab der Einbiegung zur Bundesstraße B17) ein Auto nach. Bis zu zehn Mal täglich fährt ein Gendarmerie-Auto bei uns vorbei. Ich fühle mich in der Briefbombencausa tatsächlich verdächtigt und beschattet – keine Schmeichelei für jemanden, der eben seinen schwerkranken Vater pflegt.

19. Januar 1994

Ich habe meine Dissertation über ein sehr schwieriges erkenntnistheoretisches Thema mit großem Engagement geschrieben, weil ich mir darauf aufbauend doch noch eine späte Universitätskarriere erhoffte. Mit dieser Hoffnung scheint es nun endgültig aus zu sein. Wie ist es aber andererseits möglich, dass ich von den bestehenden Klassikern auf dem Gebiet der evolutionären Erkenntnistheorie, nämlich dem Naturwissenschaftler Konrad Lorenz und dem Philosophen Gerhard Vollmer, praktisch nichts übrig ließ, was sie behaupteten, dass aber meine Kritik an der bestehenden adaptionistischen evolutionären Erkenntnistheorie de facto in den Wind gesprochen war und keinerlei weiterführende wissenschaftliche Konsequenzen hatte?

Sowohl Lorenz als auch Vollmer vertraten die Ansicht, dass der Mensch entsprechend seiner Anpassungsstrukturen im Erkenntnisapparat die Wirklichkeit im Großen und Ganzen so wahrnehme, wie sie real vorgegeben sei, wenngleich jede biologische Art, so auch der Mensch, bei ihren Wahrnehmungsinhalten mehr oder weniger große Vereinfachungen vornehmen würde. Meine Ausführungen in der Dissertation legten jedoch klar, dass die naturwissenschaftlich orientierte evolutionäre Erkenntnistheorie in der bestehenden adaptionistischen Form nicht mehr länger zu halten sei. Ein Wesensmerkmal der menschlichen Erkenntniskapazität ist meiner Ansicht nach nicht die Vereinfachung von mentalen Wirklichkeiten, sondern die Neuschöpfung und konstruktive Erweiterung von Wirklichkeiten.

Warum gelingt es mir an dieser Universität und an diesem Institut auch mit diesen neuen und innovativen Konzepten, ebenso wie bei meinen frühen innovativen historischen Entwürfen, nicht einmal, in die wissenschaftliche Diskussion zu kommen? Es scheint hier niemanden zu kratzen, dass ich etwa die Klassiker Lorenz und Vollmer schlichtweg widerlegt habe.

Der Staat wendet gigantische Mittel für innovative Konzepte in Wissenschaft und Forschung auf. Warum erhielt ich für meine engagierte Dissertation von keinem der sie begutachtenden Professoren auch nur einen Hinweis für eine Publikation? – Im Grunde sind dies an diesem philosophischen Institut die gleichen Erfahrungen, die ich schon an den historischen Instituten machte, und die Defizite scheinen mir tatsächlich systemimmanent zu sein. Anders als im angloamerikanischen Raum, wo man auf eine intensive Betreuung und Förderung der Studierenden setzt, scheinen hier, an unseren Instituten die Uhren anders zu gehen.

Einige Professoren der Uni Graz betrachten und behandeln mich dazu jetzt mit einer unglaublichen Distanz; wie einen „Marsmenschen“. Die Welt ist für mich wie auf den Kopf gestellt. – Aus meiner durch Leistung erhofften späteren Uni-Karriere scheint tatsächlich nichts zu werden. Große Enttäuschung!

Ich muss mich irgendwie abreagieren und kaufe mir wieder Ölfarben und Keilrahmen mit Leinen und beginne wieder zu malen. – Sehr düstere und kalte Bilder!

Die Tagebucheintragungen von 20. Januar 1994 bis 3. Februar 1994 fehlen in dieser Zusammenfassung.

25. März 1994

Ich werde immer passiver, jede geistige Arbeit fällt mir schwer und selbst die Tagebucheintragungen mache ich jetzt zuweilen oft hinterher, umso mehr, als ich die ganze Briefbombenproblematik von mir wegschieben will und versuche, sie nicht mehr bewusst wahrzunehmen.

Wenn es bisher irgendeinen Zweifel gab, dass ich mir das ganze selbst konstruiert bzw. eingebildet habe, so ist seit März dieses Jahres meiner Ansicht nach jeder Zweifel zu beseitigen:

An einem Freitag vor 14 Tagen, es war also vermutlich der 11. März, fuhr ich mit meinem Auto zum Bahnhof St. Marein. Nahe dem Bahnhof ist eine Trafik und dort ist ein Postkasten angebracht. In diesen Postkasten warf ich einen Brief in DIN-A4-Format mit handschriftlichen Aufzeichnungen betreffend die evolutionäre Erkenntnistheorie. Der Brief war an Fr. Brigitte Wagner, Sekretärin an der Uni Graz gerichtet, die auch meine Dissertation aufgrund meiner

handschriftlichen Aufzeichnungen in Reinschrift gebracht hatte und auch diesen Brief mit ihrem PC reinschreiben sollte. Als ich von Graz zurückkam, sah ich, dass der Briefkasten, in den ich vier oder fünf Stunden zuvor einen Brief hineingeworfen hatte, amtlich versiegelt war. Das konnte kein Zufall mehr sein. Man war also auf der Jagd nach dem sog. „Superhirn“ und einer der Verdächtigen war auch ich. Wem sollte ich sagen, dass ich mit dem Ganzen nichts zu tun habe?

Eine Woche später, wieder ein Freitag, sprach mich vor dem Hörsaal A des Hörsaaltraktes vor dem Universitätscampus ein Mann an und fragte mich, ob ich wieder an einem Buch schreibe. Ich fragte ihn, woher er wisse, dass ich ein Buch geschrieben habe, darauf gab er mir keine Antwort, meinte aber, er komme aus Salzburg. Danach fragte er mich, ob ich sehr frustriert sei, dass ich an der Uni keine Anstellung bekommen habe usw. Darüber hinaus wusste er weitere Einzelheiten über mich, die ein Außenstehender und Fremder eigentlich nicht wissen konnte, etwa dass ich gerade mein Studium abgeschlossen habe.

Wenn das eine professionelle Fahndung sein soll, dann ist sie äußerst dilettantisch. Denn wäre ich tatsächlich der Briefbombenattentäter gewesen, dann wäre ich durch diese zwei Vorkommnisse, nämlich durch die Versiegelung des Briefkastens in St. Marein und durch eine äußerst dilettantische Befragung, sofort gewarnt gewesen, hätte alle Spuren beseitigt, und vermutlich hätte ich ihnen in der weiteren Fahndung einen Strich durch die Rechnung gemacht. Das alles ist natürlich Hypothese. Ich habe mit der ganzen Angelegenheit nichts zu tun, doch wem soll ich das sagen?

Der erste Schritt ist mein Hausarzt, dem ich mein Problem darlege und der kurz angebunden und lachend meint, dass ich mir das Ganze natürlich einbilde. Er bemerkt meine schlechte Verfassung, meint, ob ich ein Medikament brauche. Ich antworte, dass Psychopharmaka in meiner Situation nichts helfen würden, sondern alles verschlimmertem, selbst Valium.

„Ich nehme nur Baldrian“, sage ich.

„Dann nehmen Sie aber nicht zu wenig davon“, antwortet er. Als ich aus seinem Ordinationsraum herausgehe, fühle ich mich in einer noch schlimmeren Situation als vorher. Von allen und jedem im Stich gelassen und unverstanden.

29. April 1994

Promotion an der Karl-Franzens-Universität Graz. Die Aula ist überfüllt von Menschen. Auch meine Angehörigen, natürlich auch mein liebe Anni sowie ihre Eltern, sind dabei. Ich versuche mich, wie schon Tage der Wochen zuvor und wie es meine Disziplin eben erlaubt, durch autogenes Training ruhig zu stellen, was bislang die beste Therapieform für mich darstellt. Die Fanfaren, die Überreichung der Promotionsurkunde, das alles ist natürlich ein großer Augenblick für mich. Danach fragt mich meine Cousine, wie ich das Ganze erlebt habe. Ich sage spontan: „Ich habe es ehrlich nicht ganz genießen können.“

Danach essen und nachfeiern in Mariatrost. Was mich besonders erfreute, dass auch die Eltern meiner lieben Anni anwesend waren.

Irgendwie scheint sich die Briefbombenbeschattung beruhigt zu haben oder ich nehme das Ganze nicht mehr so intensiv wahr. Ich versuche bewusst, meine Aufmerksamkeit auf andere Dinge und Personen zu richten, soweit mir das eben gelingt. Meine Hauptaufgabe ist in den folgenden Monaten die Pflege meines Vaters, der das Zimmer selbst nicht mehr verlassen kann und den nur ich in meiner Familie heben kann. Ende Mai bitte ich deshalb meine liebe Anni, zu mir heraufzuziehen, da wir ohnedies beschlossen haben, uns im Sommer zu verloben und nächstes Jahr zu heiraten, um mich bei der Pflege zu unterstützen. Natürlich widme ich mich auch wieder meinem Forstbetrieb, wobei mich die manuelle Arbeit im Wald beruhigt. Vieles ist da Routine und fällt mir leicht.

Meine Mutter beginnt zu kränkeln, Schulterschmerzen, arge Rückenprobleme durch hochgradige Osteoporose, ständige Arzt- und Therapiefahrten werden notwendig, wobei ich ebenfalls Anni bitte, mich zu unterstützen.

Am Sonntag, den 29. Mai, zieht Anni zu mir formell herauf, nachdem sie ihre Arbeit bei der Lebenshilfe Graz gekündigt hat. Das alles ist ein großer Kontinuitätsbruch in meinem Leben, da ich es bisher gewohnt war, vieles, wie Reisen, Ausflüge usw., alleine zu unternehmen. Annis Vater ist einer Verbindung mit mir etwas kritisch eingestellt. Sie ist ein Einzelkind und ihre Eltern erwarteten, dass sie bei ihnen in Jagerberg bleibt. Vor allem deshalb und aus Pietät sage ich ihr nichts von meinem Beschattungsproblem, denn ein weiteres Argument ihres Vaters könnte lauten: „Du wirst dich doch nicht mit jemandem verbinden, bei dem die Polizei ständig Untersuchungen anstellt?“

7. August 1994

Heute vor einem Jahr habe ich mich mit Anni in Wien verlobt. Wir sind mit dem Zug in unsere Hauptstadt gefahren, vom Südbahnhof weiter mit der U-Bahn zum Schloss Schönbrunn. Dort haben wir uns auf dem Balkon, Richtung Gloriette sehend, das Eheversprechen gegeben und dabei unsere zukünftigen Eheringe auf der linken Hand aufgesteckt. Nächstes Jahr wollen wir heiraten und freuen uns schon auf Kinder, was unser Leben, das ist uns durchaus bewusst, wiederum total verändern wird.

Als wir in einem Hochgefühl auf dem Balkon verweilten und über dieses und jenes aus unserer Vergangenheit und Zukunft sprachen, meinte meine liebe Anni mit einem Male:

„Ich werde dir eine gute Ehefrau sein und dich auch in all deinen wissenschaftlichen Arbeiten unterstützen.“ Dann fügte sie lachend hinzu: „Bis du den Nobelpreis hast.“ Das war natürlich nur Spaß, aber manches Mal tragen auch solche Späße zur Verschönerung des Lebens bei.

17. August 1994

Nach einer telefonischen Absprache mit Prof. *Schreiber* bin ich heute mit Anni wieder nach Wien gefahren. Wir wollen uns im Café Landtmann treffen und ich bat Prof. *Schreiber* zuvor um eine fachliche Stellungnahme zu meiner Dissertation über evolutionäre Erkenntnistheorie. Das Treffen und das Gespräch waren anfangs etwas gespannt, erst als auch die Frau des Professors eintraf, wurde es etwas lockerer. Aber eigenartigerweise ist Prof. *Schreiber* mit keinem Wort auf den fachlichen Inhalt meiner Dissertation eingegangen. Das einzige Argument dazu war, dass er meinte, sie sei etwas zu umfangreich geraten. Als ich abends mit Anni im Zug nach Hause gefahren bin, habe ich sie gefragt, warum wir eigentlich nach Wien gefahren sind. Dieses Treffen hätten wir uns sparen können, jetzt bin ich so klug wie zuvor.

Natürlich fragte ich auch bei diesem Zusammentreffen wie auch schon bei den Begegnungen zuvor Prof. *Schreiber* wieder, wie er mein erkenntnistheoretisches Konzept der evolutionären Erkenntnistheorie beurteile, das ich aktuell durch den epistemischen Konstruktivismus erweitert habe. Prof. *Schreiber* ging, wie auch schon bei meinen Fragestellungen die Zeit davor, kaum und nur ganz kurz auf meine wissenschaftstheoretische Frage ein und schien mir bemüht zu sein, das Ganze wiederum zu bagatellisieren. Die evolutionäre Erkenntnistheorie biete eben einen spezifischen naturwissenschaftlichen Zugang zum Erkenntnisproblem, meinte er, und der epistemische Konstruktivismus sei eben auf einem anderen Zugang aufgebaut. Das einzige nachdrückliche Argument zu meiner Dissertation war tatsächlich, dass er meinte, sie sei zu umfangreich geraten.

31. August 1994

Mein Vater, der in den letzten Tagen und Wochen schon in einem sehr schlechten Zustand war, ist heute Nacht zuhause gestorben. Manche Nachbarn, aber auch entfernte Verwandte sind voll der Verwunderung, was Anni, meine Verlobte, bei der Pflege vollbracht hatte.

10. November 1994

Mit meinen wissenschaftlichen Arbeiten trete ich auf der Stelle wie in einem Hamsterrad. Ich komme nicht weiter. Meine Priorität des Malens – wohl vor allem aus Therapiezwecken – vor den wissenschaftlichen und schriftstellerischen Arbeiten hat heute zu einer Vernissage im Gemeindeamt der Stadtgemeinde Kindberg geführt. Prof. *Wölle* erklärte sich nach Erhalt der Einladung zur Vernissage spontan bereit, die Einführungsworte zu sprechen. Es waren überraschend viele Leute anwesend und es war ein sehr positives Erlebnis, für meine liebe Verlobte und für mich. Die Farben sind inzwischen auch wieder etwas wärmer geworden, neben kalten Schwarz-, Weiß- und Blau-Tönen auch feurige Gelb- und Rot-Töne.

17. November 1994

Vortrag bei Viktor Frankl, den dritten großen Vertreter der Wiener Schule der Psychotherapie, in der total überfüllten Vorklinik der Uni Graz. Bin stolz, dem über 90 Jahre alten Menschen und Wissenschaftler noch persönlich begegnet zu sein.

26. Jänner 1995

Nach einigen Vorbereitungen habe ich heute ein neues philosophisches Buch in Reinschrift zu schreiben begonnen: „Drei Grenzen der menschlichen Existenz – eine philosophische Zivilisationskritik“. Im vergangenen Jahr war es mir gelungen, für meine Dissertation den Lit-Verlag aus Münster für eine Publikation zu gewinnen, ich habe diese dafür geringfügig umgearbeitet.

13. Februar 1995

Meine Mutter wird nun zunehmend kränklicher und kann meine Anni bei der Hausarbeit kaum noch unterstützen. Sie leidet derzeit an starken Rückenschmerzen und ist selbst auf Pflege angewiesen. Ich unterstütze Anni natürlich (ein wenig) bei der Hausarbeit. Sie schreibt meine handschriftlichen und stenographischen Konzepte in Reinschrift, was ihr nicht besonders schwerfällt, da sie die Handelsakademie in Feldbach absolviert hat.

14. Februar 1995

Offensichtlich werde ich in der Briefbombenaffäre noch immer oder wieder beschattet. (Die BBA, oder wer immer dahinter steht, ist weiter aktiv: Im August 1994 Klagenfurter Bombennacht. Ein Polizist wird dabei schwer verletzt; im Oktober 1994 zweite Briefbombenserie. Am 4.2.1995 tötet eine Rohrbombe bei Oberwart im Burgenland vier Menschen, am 6.2.1995 Rohrbombe von Stinatz. Die Öffentlichkeit ist beunruhigt, die Polizei und Sicherheitskräfte tappen offensichtlich noch immer im Dunkeln. Die Medien entfachen zuweilen wilde Gerüchte.)

Die haben mich also noch immer nicht ganz aus dem Auge gelassen. Wenn ich manchmal eine telefonische Terminvereinbarung zu einem bestimmten Ort der Umgebung mache, steht zu 99 % auf der Strecke zu dem betreffenden Ort eine Polizeistreife, die mich auch kontrolliert. Ganz offensichtlich werde ich telefonisch abgehört. Aber durch die vielen anderen Änderungen in meinem Leben tritt das Ganze etwas in den Hintergrund. Wie geschickt die Sicherheitsinstitutionen dabei vorgehen, wenn ich ihre Aktivitäten so offensichtlich bemerke, ist eine andere Sache.

21. April 1995

Ich lebe jetzt ständig mit einer Belastung und bin offensichtlich daher latent depressiv. Auch leide ich wieder an starken Magenbeschwerden. Nächsten Monat ist der Hochzeitstermin mit meiner lieben Anni festgesetzt, hoffentlich bin ich dann gesund.

25. April 1995

Mein Cousin Pfarrer Roman Miesebnner war bei uns, um mit uns das Trauungsgespräch für unsere Hochzeit am 20. Mai zu führen.

Ich habe danach Anni so nebenbei gesagt, dass ich in der Briefbombencausa für einige theoretisch ins Täterprofil passen könnte. In mancher Hinsicht aber auch überhaupt nicht, da ich neben meinen Studien und anderen Aktivitäten auch noch eine hundertfünfzig Hektar große Land- und Forstwirtschaft bewirtschafte und solcherart natürlich nie und nimmer, allein aus diesem Grund, Zeit gehabt hätte für Absurditäten wie Briefbombenbasteln. Auch wäre ich, wenn die ungeschickte Briefbombenermittlung nicht durchgeführt würde, nach meinem Studienabschluss und durch meine Partnerschaft in einer sehr positiven Lebensphase, während sich ein Attentäter natürlich beinahe zwangsläufig in einer eher frustrierenden Lebenslage befindet. Andererseits habe ich eine profunde historische und chemische Ausbildung, welche man auch dem Täter nachsagt, kann schreiben, was man gemäß den Bekennerbriefen auch dem Täter nachsagt, bin ungefähr in dem Alter, in dem man den Täter vermutet usw.

Meine liebe Anni nahm das Ganze äußerst gelassen hin und meinte mehr im Spaß als sonst wie: „Ist doch super, wenn sie dich für ein Superhirn halten, oder?“

Ich habe nichts Weiteres mehr dazu gesagt und wollte nicht Öl ins Feuer gießen. Andererseits gibt es dabei noch den Faktor der Ungewissheit: Letzte Gewissheit über eine Beschattung habe ich nicht und bei allen Beratungsstellen und Ärzten habe ich nach Darlegung meines Problems eine äußerst peinliche Abfuhr erteilt bekommen. In dieser Hinsicht bin ich also schon negativ konditioniert und mit Sicherheit, so meine ich, wird sich das Ganze in nächster Zeit irgendwie von selbst aufklären.

3. Mai 1995

Vom ORF, dem Landesstudio Steiermark des österreichischen Rundfunks, war der volkstümliche Moderator Franz Steiner bei mir auf unserem Bauernhof, da ich als Bauer sozusagen ein Philosoph geworden bin und ein Buch geschrieben habe. Er interviewte mich über meine Lebenssituation für eine Radiosendung am Sonntag, Muttertag, den 14. Mai. Die Sendung ist ein großer Erfolg und ich bekomme aus der ganzen Steiermark Anrufe und Briefe. Es wird in der Sendung, und das ist für mich eine besondere Ehre, meine Hochzeit mit

meiner lieben Anni angekündigt. Meine Stimmung und mein gesundheitlicher Zustand bessern sich merklich.

20. Mai 1995

Hochzeit mit meiner lieben Anni. Es ist ein eher kühler Tag und die Eltern sowie die Verwandtschaft meiner lieben Frau kommen mit einem Autobus aus dem Bezirk Feldbach zu uns herauf. Die Trauung nimmt mein Cousin Roman Miesebner, Pfarrer in Strallegg, vor. Die Predigt hält Pfarrer Pucher aus Graz-Eggenberg, bei dem Anni vor mehreren Jahren als Pfarrsekretärin gearbeitet hat. Er ist eine faszinierende, charismatische Persönlichkeit mit einer suggestiven Stimme. Bei der Predigt erweist er sich als guter Menschenkenner: Er weist u. a. darauf hin, dass Männer zuweilen durch zu viel Ehrgeiz eine Ehe und Familie belasten können und Frauen durch die gut gemeinte Gewohnheit den Mann doch noch nach ihren Vorstellungen zurechtrücken zu können. Beides trifft, so glaube ich, bei uns nicht zu.

(Pfarrer Pucher ist durch seine caritativen Initiativen rund um die Vinzenzgemeinschaft von Graz-Eggenberg inzwischen selbst im In- und Ausland bekannt.)

Die Hochzeitstafel findet beim Turmwirt in Mürzhofen statt.

Alles, was wir zu unserem Glück jetzt noch brauchen, so meinen es zumindest einige Verwandte, sind Kinder. Anni und ich sind derselben Meinung und sagen, die werden schon noch kommen.

10. September 1995

Mit Anni vom Donnerstag, den 7., bis heute, den 10. September, Reise in die ewige Stadt Rom. Die Hochzeitsreise hatten wir im Juli in die Schweiz unternommen.

...

Endlich wieder in der „Ewigen Stadt“. Ich war bereits mehrmals in Rom, nicht jedoch meine liebe Frau. – Rom ist für mich, neben Luxor in Ägypten, der faszinierendste Ort auf der Welt. Es muss einen mit Ehrfurcht erfüllen, wenn man auf dem „Forum Romanum“ wandelt und weiß, dass eben da vor rund zweitausend Jahren Cicero und Caesar gegangen sind und gesprochen haben, Kaiser Augustus und der Apostel Paulus.

Der Petersdom wirkt mit monumentaler Größe und Pracht auf uns, etwas unwirklich, so als hätte man versucht, den Himmel auf die Erde zu zerren. Mich spricht diese Monumentalität aus dem Beginn der europäischen Neuzeit wenig an. – Dieser Bau hat nicht nur Wirkung, sondern auch Nebenwirkungen impliziert: Mit der Abgabe des „Peterspfennings“ begünstigte er in Europa den Ausbruch der Reformation.

In der Geschichte haben sich häufig soziale Dissonanzen durch protestierendes und revoltierendes menschliches Handeln wieder in ein erträgliches Lot gebracht.

11. Dezember 1995

Der oder die Täter ziehen die Öffentlichkeit in Bann. Die Polizei und Sicherheitsbehörden tappen anscheinend noch vollkommen im Dunkeln. Bei einiger Fantasie könnte ich, abgesehen von meiner sozialen und humanistischen Gesinnung, tatsächlich ins Täterfeld passen: Ich habe eine historische Ausbildung, die man auch dem sogenannten Superhirn nachsagt, da er in seinen Bekennerbriefen ein gewisses historisches Wissen an den Tag legt. Das „Superhirn“ kann blendend schreiben. Auch ich kann schreiben, denn ich habe ein historisches Buch publiziert und darin sogar einen längeren Absatz über das germanische Heldenzeitalter verfasst, worin die „Bayuwaren“ jedoch nicht vorkommen. Von der geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Graz, an der ich studiert habe, sind, meines Wissens, zwei Professoren betroffen, nämlich Prof. *Gollner* durch eine nicht detonierte Briefbombe und Prof. *Draxler* durch Schmähbriefe. Bei Prof. *Draxler* habe ich studiert.

Dem „Superhirn“ sagt man auch eine gute chemische und naturwissenschaftliche Ausbildung nach, die natürlich auch ich gehabt habe in der Höheren Bundeslehranstalt für Land- und Forstwirtschaft in St. Florian/Linz. Dabei hatte ich drei Jahre lang eine intensive chemische Ausbildung sowie auch Ausbildung in Chemieübungen. (Zeugnisnoten in Chemie über drei Jahre hindurch jeweils „Sehr gut“, weniger gut waren meine Noten allerdings in Chemie-Übungen). Auch von meinem Alter her gesehen, könnte ich ins Täterprofil passen. Trotzdem habe ich natürlich nichts mit der ganzen Angelegenheit zu tun und hoffe jeden Tag, dass man den oder die Täter zu meiner Entlastung endlich fasst.

15. Dezember 1995

Nachdem am 11.12. d. J. wieder Briefbomben Adressaten erreichten, gehen Polizei und Sicherheitsdienste nach meinem subjektiven Wahrnehmen zu härteren Methoden der Fahndung über. Ich empfinde die weitere Observation und Beschattung als (illegale?) Provokation und Psychoterror.

Am Bahnhof Bruck/Mur versuchte mich heute Abend möglicherweise eine bewaffnete Polizei-Einheit in die Enge zu treiben, um eine Flucht von mir zu provozieren. Mein persönlicher physischer Freiraum war extrem eingengt: Wohin ich auch ging, ich musste an einem bewaffneten Cobra-Polizisten vorbei!

Das Ganze ist ein ziemlich traumatisches Erlebnis für mich, vor allem auch deshalb, weil ich mich mit niemandem darüber aussprechen kann ... Außerdem hat das Ganze für mich die

Bedeutung einer Phobie angenommen. – Ärzte, Beratungsstellen usw. glauben mir ausnahmslos nicht und deuten meine Wahrnehmungen als Einbildung und Wahnvorstellungen. Demensprechend konzipieren sie ihre Therapie, was meinen Zustand weiter verschlechtert. – Wann hat das Ganze ein Ende?

...

12. Kommentar zur Briefbombenermittlung

Die Polizei ging nach der Briefbombenserie des 11. Dezember 1995 nun offenbar zu einer neuen Taktik über, ich würde behaupten zu der des „Psychoterrors“. Auf jeden Fall bemerkte ich eine aggressivere, offensivere Form der Observation, bis hin zu bestimmten Provokationen, die möglicherweise illegal waren. Das Schlimme daran war, ich hatte bis zu diesem Zeitpunkt natürlich keine absolute Gewissheit, dass ich tatsächlich beschattet wurde. Möglicherweise litt ich ja wirklich an Wahnvorstellungen, wie die Ärzte und psychosozialen Beratungsstellen behaupteten. Denn auch erste Anfragen bei der Gendarmerie Kindberg oder eine schriftliche Anfrage beim Innenministerium fiel diesbezüglich negativ aus. Andererseits hatte ich ganz spezifische negative Wahrnehmungen:

Absolute Gewissheit, dass tatsächlich von Seiten der Polizei Ermittlungen gegen mich im Gange waren, hatte ich erst im Jänner 2009. – An einem kalten Wintertag suchte ich unangemeldet das Büro von Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Gollner auf und erklärte ihm einiges von meinen äußerst negativen Erlebnissen in der Briefbombencausa. Prof. Gollner schien mir dabei irgendwie in die Defensive geraten zu sein. Was ich höchst bedenklich fand, war, dass er mir auf mein handschriftliches Schreiben vom Dezember 2008 und die beigelegten Informationen über meinen schlechten psychischen Zustand und meine äußerst negativen Erlebnisse in der Causa nicht einmal geantwortet hat, sondern die Sache offensichtlich unter den Teppich kehren wollte. Prof. Gollner, der selbst Adressat der ersten Briefbombenserie war, begann sich also zu rechtfertigen:

„Ich bin tagelang unter Druck gesetzt worden, den Täter zu kennen, und würde ihn nicht nennen.“ Und dann der entscheidende Satz: „Ja, Sie waren eine Zeit lang der Hauptverdächtige.“

Das alles ist objektiv betrachtet nicht weiter schlimm. Denn natürlich muss, wie in jedem ungeklärten Kriminalfall, bis Klarheit herrscht zumindest von Verdächtigen ausgegangen werden. Aber warum kann eine bloße Verdächtigung in einem Sozial- und Rechtsstaat zu derartig negativen Handlungsimplicationen für einen unschuldigen Bürger führen? Warum gibt es so wenig Transparenz in einer demokratischen und offenen Gesellschaft, die angeblich Philosophen mitbegründet und legitimiert haben? Hat in einem Rechtsstaat auch das Individuum neben den Interessen des Gemeinwohls Anspruch auf Transparenz, Information, Aufklärung und Schutz? Vor allem aber: Arbeitete die Polizei in diesem Fall wirklich effizient und legal?

Das Ganze hat in meinen Augen freilich nicht nur eine gesellschaftskritische, sondern auch eine philosophische Implikation: In erkenntnistheoretischer Hinsicht kann gelten, dass subjektive und fragmentarische Wirklichkeiten, in denen der Mensch lebt und mit denen er lebt, für ihn die eigentlich bestimmenden und relevanten Wirklichkeiten sind. – Die Umwelt

schlechthin, in der der Mensch lebt, ist die soziale Wirklichkeit, und die ist naturgegebenmaßen immer unvollkommen, subjektiv und emotional belastet – im Positiven wie im Negativen.

Die soziokulturelle Evolution hat uns nicht nur den technischen Fortschritt beschert, sondern auch humanere und demokratische Gemeinschaftsformen. Niemals dürfen also in einem Rechtsstaat und einer Demokratie die Mittel und Methoden das zerstören, was sie eigentlich als Ziel und Zweck bewirken sollen, nämlich eine humanere Gesellschaftsordnung. Dazu gehört auch, das möchte ich nochmals betonen, das Recht auf Information, Transparenz und Aufklärung, wann immer das gewünscht wird. Vertuschung und Zensur sind Mittel der Diktatur!

Die Erfahrungen, die ich im Zusammenhang mit der Briefbombenermittlung machte, haben mich im Jahre 1989 auch dazu bewogen, einen Roman zu schreiben: „Der einäugige Reiter“. Der Inhalt dieses Buches, welches in der Zeit des Nationalsozialismus handelt: Ein ausländischer Bauernknecht wird zur Zeit der Nazi-Herrschaft von seiner sozialen Umgebung im Mürztal der Steiermark äußerst schlecht und schikanös behandelt. Der Roman beruht auf authentischen Begebenheiten sowie auf „oral history“-Recherchen in der Nachkriegsgeneration.

Fortsetzung der Tagebuchauszüge im Teil II.